

Novalis Schriften.




VE RI
TAS



Novalis Schriften.

Erster Theil.

Novalis Schriften.

Kritische Neuausgabe
auf Grund des handschriftlichen
Nachlasses

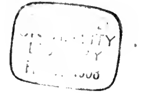
von

Ernst Heilborn.

Erster Theil.



1901.
Druck und Verlag von Georg Reimer
Berlin.



Dem Andenken

der Freiin Caroline von Hardenberg.

Vorrede.

Daß diese Neuausgabe der Schriften des Novalis zu stande kommen durfte, ist den nächsten Anverwandten des Dichters, der Freiherrlich Hardenbergischen Familie, in deren Besitz sich der handschriftliche Nachlaß befindet, zu danken. Wohl hatte die Familie ein Recht und eine Pflicht, diesen Nachlaß vor unberufner Neugier und vor berufsmäßiger Ausnutzung treu zu hüten: die Erfahrungen, die man selbst mit einem der bisherigen Herausgeber der Werke gemacht hatte, mußten zu strengster Vorsicht mahnen. Um so tiefer empfinde ich das Vertrauen, das die Freiherrlich Hardenbergische Familie gütevoll in mich gesetzt hat. Und es sind Gefühle warm empfundenen Dankes und reiner Verehrung gegen die ritterlichen Anverwandten des Dichters, mit denen ich diese neue Ausgabe heut der Oeffentlichkeit übergebe.

Ich hatte die Erlaubniß erbeten, der Freiin Caroline von Hardenberg, als der damals letzten Ueberlebenden einer Novalis nahestehenden Generation, diese Ausgabe zuschreiben zu dürfen. Sachkundiges Interesse hatte sie meiner Arbeit entgegengebracht, deren Zustandekommen ihr am Herzen lag. Unermüdlich hatte sie durch Erschließung neuer Quellen, durch Herbeischaffung neuen Materials, durch Mittheilung characteristischer Einzelheiten, die ihr aus der Familientradition bekannt waren, mich gefördert. Sie starb, bevor ich diese

Ausgabe abschließen durfte. So gebe ich dem Andenken der Todten, was ich der Lebenden so gern gegeben hätte.

Nächst ihr gebührt dem Kammerherrn Herrn Baron von Hardenberg auf Ober-Wiederstedt nebst seiner Gemahlin, dem Herrn Baron von Hardenberg, Landrath zu Altenburg, mein besonderer, tiefempfundener Dank.

Ich habe des weitern meinem Schwager Justus Jacobi, Pfarrer zu St. Zion Berlin, für treue Hilfe und klugen Rath herzlich zu danken.

Lange Wochen sammlungsvoller Arbeit, die ich in dem stillen Gartenzimmer der Dessauerstraße, der Wohnung der Frein Caroline von Hardenberg zubringen durfte, liegen nun hinter mir. Und dankbar denke ich der Tage, die ich, mit gütiger Gastfreundschaft aufgenommen, auf dem alten Ober-Wiederstedter Herrensitz, der Geburtsstätte des Novalis, verlebte, in denen sich mir das Familienarchiv erschloß. Für mich selbst war diese Arbeit gleichzeitig ein Genießen, reich an Eindrücken, reich an Aufschluß. — Ich habe hier die Principien, die mich leiteten, die Methode, die ich gewählt, vor der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen.

Die Aufgabe, die ein Herausgeber der Schriften des Novalis zu lösen hat, bietet eigenartige Schwierigkeiten. Nur weniges ist bei Novalis' Lebzeiten von ihm gedruckt erschienen, und selbst bei diesem Wenigen bleibt es zweifelhaft, ob Novalis selbst die letzte Hand an die Korrecturen gelegt hat. Man weiß aus den Briefwechseln der Romantiker, daß Einer dem Andern bereitwillig überließ, über Einzelheiten der Formgebung zu entscheiden, daß der den Druck besorgte, der gerade an Ort und Stelle zugegen war. Die große Masse des handschriftlichen Nachlasses des Novalis aber besteht aus Niederschriften, bei denen er an die Oeffentlichkeit zunächst noch

nicht dachte. Der Herausgeber seiner Schriften hat also bei allem treuen Dienen Kritik zu üben.

Anders stellte sich diese Aufgabe für Tieck, anders für den Nachgeborenen. Tieck gab die Werke eines jung verstorbenen Freundes heraus, der kaum an die Oeffentlichkeit getreten war, und für den es galt, Interesse zu gewinnen, eine Gemeinde zu schaffen. Er hielt sich deshalb berechtigt, textliche Aenderungen vorzunehmen, er schnitt aus diesen Nachlaßfragmenten das heraus, was ihn besonders eigenartig, interessant und characteristisch dünkte. Und ich meine, er hatte ein Recht, so zu verfahren und der Erfolg hat ihm auch Recht gegeben.

Hundert Jahre sind nahezu vergangen, seit Ludwig Tieck die Werke des Novalis der Oeffentlichkeit übergab. In diesen hundert Jahren haben sie als lebenskräftig sich erwiesen. Ein tiefes Interesse für Novalis ist erstanden, ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, es nimmt noch dauernd zu und es vertieft sich. Damit war für mich ein ganz anderer Standpunkt gegeben, als der, den Tieck einnehmen mußte. Doch hatte auch ich Kritik zu üben.

Nicht in der Weise, daß ich den sprachlichen Ausdruck irgendwo geändert hätte. Dazu hätte ich mich nicht berechtigt geglaubt, eine Nothwendigkeit dazu hab' ich auch nirgends empfunden. Diese neue Ausgabe ist wortgetreu. Doch mußte ich sichten, ausscheiden, — nicht etwa weil ich an eine bestimmte Bogenzahl gebunden gewesen wäre, sondern um nicht unnützen, ermüdenden Ballast mitzuführen. Das habe ich gethan. Wie weit ich es gethan habe, lehren die Anmerkungen. Aber ich kann die Versicherung geben und gebe sie: ich habe nichts ausgeschieden, was irgendwie ein künstlerisches, psychologisches oder biographisches Interesse geboten hätte.

Ich habe vielleicht eher in den „Fragmenten" zu viel gegeben. Doch hielt ich es wichtig, eine Anzahl von Frag-

mentenhandschriften ohne jede Auslassung, mit allen eingestreuten Notizen und Einfällen abzudrucken, — nur so gewinnt man einen Einblick in Novalis' Denk- und Schaffensweise. Novalis dachte in Gedankensprüngen: um so interessanter, diese lockern und oft ganz zufälligen Ideenassociationen zu verfolgen. Und es ist ein Reiz mehr, den Novalis gewährt, in ihm einen Dichter und Denker zu besitzen, der gleichsam nur zu sich selber spricht, dem alle Oeffentlichkeitsallüren, auch alle Oeffentlichkeitsrücksichten fremd.

Hatte ich einmal die Ueberzeugung gewonnen — und der Leser, der in den Anmerkungen die Abweichungen der ersten Drucke von den Handschriften verfolgt, wird mir beistimmen — daß auch das Wenige, das zu Novalis' Lebzeiten von ihm gedruckt erschienen, die stilisirenden Eingriffe einer fremden Hand verräth, von Tiecks Ausgabe der Schriften garnicht zu reden, so war damit für mich ein Princip gegeben: ich bin überall, so weit die Handschriften vorhanden, auf sie zurückgegangen. Ein Princip, das natürlich nur für diesen Fall Anwendung finden durfte. Auch habe ich die Abweichungen der ersten Drucke von den Handschriften bei den poetischen Werken durchweg, bei den Fragmenten da, wo ein Druck aus den Lebzeiten des Novalis vorliegt, in den Anmerkungen gegeben.

Ich bin von diesem Princip auch den „Hymnen an die Nacht" gegenüber nicht abgewichen. Es findet sich nur eine Handschrift, und die giebt das „lange Gedicht", wie Novalis selbst es nannte, in freien Rhythmen, die nur an einer Stelle von rhythmischer Prosa unterbrochen sind. Es ist für mich keineswegs ausgemacht, daß die Prosafassung des „Athenäums" auf Novalis selbst zurückgeht. Daß diese Prosafassung übrigens nur ein loses Gewand gewesen, unter dem die rhythmische Fügung überall durchschimmerte, ist auch Andern nicht entgangen. Die Handschrift selbst, die wenige Veränderungen aufweist, ist nach allen Merkmalen der

Schreibweise eine späte; sie ist frühestens in die Jahre 1798/99 anzusetzen.

Ich habe für die Fragmente den Versuch einer chronologischen Ordnung angetreten. Das war eine Nothwendigkeit, da in der bisherigen Ausgabe der Schriften, Sätze kühl nebeneinanderstanden, die sich widersprachen. Doch ist diese Anordnung eben auch nur „Versuch" geblieben, ein Versuch, den die Anmerkungen schüchtern rechtfertigen sollen. Die Schwierigkeiten, denen ich dabei begegnete, waren in der That außergewöhnliche. Einmal handelt es sich für die Hauptmasse dieser Fragmente überhaupt nur um einen Zeitraum von zwei Jahren. Sodann befinden sich die Handschriften selbst in ziemlich traurigem Zustand. Ein großer Theil besteht aus lauter einzelnen Blättern — die fortlaufenden Handschriften sind vielfach falsch geheftet. Den Weg durch dieses Wirrsal durchzufinden, war schwere Mühewaltung. Doch habe ich aufs gewissenhafteste jede Handschrift, jeden einzelnen Theil einer jeden Handschrift als solchen kenntlich gemacht, so daß jedermann auf Grund der neuen Ausgabe, ganz so, als wären die Handschriften selbst ihm zur Verfügung, diesen Versuch erneuern kann.

Für einen Theil der Werke fehlen die Handschriften. Meine Bemühungen, weitere Manuskripte des Novalis ausfindig zu machen, sind nur in der Kgl. Bibliothek zu Berlin von Erfolg begleitet gewesen. Die übrigen öffentlichen Bibliotheken, bei denen ich handschriftliches Material vermuthen durfte, haben mich abschlägig beschieden.

Wo die Handschriften fehlen, bin ich auf die ältesten Drucke, zum großen Theil also auf die erste Ausgabe der Schriften zurückgegangen. Den Verdacht, daß Tieck für spätere Ausgaben noch einmal die Handschriften zu Rath gezogen haben könnte, wird niemand ernstlich hegen. Auch habe ich davon Abstand genommen, die Abweichungen der späteren Auflagen von der ersten zu verzeichnen. Die ge-



hörten allenfalls in eine Ausgabe der Werke Tiecks, nicht in die des Novalis.

Ich habe die Orthographie der Handschriften beibehalten. Es spiegelt sich in dieser Orthographie die dialectische Aussprache des Novalis, man weiß auch, daß die Romantiker darauf hielten, eine „individuelle" Orthographie zu schreiben. Und hätte ich sie ändern wollen, wieviel sprachliche Aenderungen hätte das nach sich ziehen müssen! Nicht aber habe ich mich so sklavisch an diese Orthographie gebunden, daß ich jeden Schreibfehler treulich reproducirt hätte. Ich habe sie in ihren Eigenheiten zu erfassen gesucht, und danach möglichst konsequent durchgeführt. Falsche Schreibweise von Fremdwörtern (wie das regelmäßig wiederkehrende „interressant") habe ich gebessert. Bei den überaus häufigen Abkürzungen habe ich überall da, wo die Ergänzung mir keinen Zweifeln unterworfen zu sein schien, sie stillschweigend ausgeführt. Der Klammer habe ich mich im Interesse der Klarheit des Textes nur da bedient, wo ich ein Mißverständniß nicht für ganz ausgeschlossen halten durfte.

Nicht aber glaubte ich mich berechtigt, diese Novalis'sche Orthographie in die Theile der Schriften hineinzukorrigieren, die nicht auf die Handschriften, sondern auf die ältesten Drucke zurückgehn, obgleich ich auch da die Orthographie auszugleichen und konsequent durchzuführen hatte. Dadurch ist ein Uebelstand erwachsen: diese neue Ausgabe weist eine zwiespältige Orthographie auf. Doch sind die Unterschiede nicht so erheblich, daß ich fürchten müßte, daß sie den Leser stören.

Bis auf einzelne Ausgleichungen der Schreibweise also ist diese Ausgabe buchstabengetreu. Auch die grammatikalischen Abweichungen des Novalis gegenüber unserm heutigen Sprachgebrauch, vorzüglich in Verwendung der starken und schwachen Deklination, sind beibehalten. Nur war es mir leider nicht vergönnt, die Handschriften bei der Drucklegung noch einmal

zu Rathe zu ziehen. So ist es nicht ausgeschlossen, daß sich Unrichtigkeiten trotz aller aufgewandten Sorgfalt eingeschlichen haben.

Nicht habe ich mich an Novalis' Interpunktion gebunden, oder doch nur da, wo es angängig war. Characteristischerweise interpungirte Novalis fast nur mit Gedankenstrichen. Und das ergäbe ein unmögliches typographisches Bild. Auch schien mir eine sachgemäße Interpunktion bei den Schwierigkeiten, die Novalis in sich schon bietet, ein wirksames und nothwendiges Mittel zu seinem Verständniß.

Ueber alle Einzelheiten der Textgestaltung, über die einzelnen Handschriften und Drucke geben die Anmerkungen Auskunft.

Die Werke des Novalis aber werden auch in dieser neuen, viel Neues bietenden Ausgabe für sich selber sprechen.

So nehme ich Abschied von dieser Arbeit, die mich zwei Jahre hindurch beschäftigt hat. Für mich trug sie ihren Lohn in sich. Denn jeder treue Sucher findet bei Novalis.

E. H.

Inhalt.

Gedichte.

Jugendbdichtungen.

Heinrich von Ofterdingen.

Erster Theil.

Die Erwartung.

Zueignung.

Du hast in mir den edeln Trieb erregt
Tief ins Gemüth der weiten Welt zu schauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das sicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahndungen hast du das Kind gepflegt,
Und zogst mit ihm durch fabelhafte Auen;
Hast, als das Urbild zartgesinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchsten Schwung bewegt.

Was fesselt mich an irdische Beschwerden?
Ist nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und schirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für Dich der edlen Kunst mich weihn;
Denn Du, Geliebte, willst die Muse werden,
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung seyn.

In ewigen Verwandlungen begrüßt
Uns des Gesangs geheime Macht hienieden,
Dort segnet sie das Land als ew'ger Frieden,
Indeß sie hier als Jugend uns umfließt.

Sie ist's, die Licht in unsre Augen gießt,
Die uns den Sinn für jede Kunst beschieden,
Und die das Herz der Frohen und der Müden
In trunkner Andacht wunderbar genießt.

An ihrem vollen Busen trank ich Leben;
Ich ward durch sie zu allem, was ich bin,
Und durfte froh mein Angesicht erheben.

Noch schlummerte mein allerhöchster Sinn;
Da sah ich sie als Engel zu mir schweben,
Und flog, erwacht, in ihrem Arm dahin.

Erstes Kapitel.

Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind; abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst; fern ab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen: es ist, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menschen gesehn; doch weiß ich nicht, warum nur ich von seinen Reden so ergriffen worden bin; die Andern haben ja das Nämliche gehört, und Keinem ist so etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich so ein tiefes, inniges Treiben: das kann und wird Keiner verstehn. Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe

und dächte, mir ist seitdem alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist grade so, als wollten sie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen. Sonst tanzte ich gern; jetzt denke ich lieber nach der Musik. Der Jüngling verlohr sich allmählich in süßen Fantasien und entschlummerte. Da träumte ihm erst von unabsehlichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Thiere sah er; er lebte mit mannichfaltigen Menschen, bald im Kriege, in wildem Getümmel, in stillen Hütten. Er gerieth in Gefangenschaft und die schmählichste Noth. Alle Empfindungen stiegen bis zu einer niegekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; starb und kam wieder, liebte bis zur höchsten Leidenschaft, und war dann wieder auf ewig von seiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es stiller in seiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter gerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Oeffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu seyn schien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus

einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes stieg, und oben in unzählige Funken zerstäubte, die sich unten in einem großen Becken sammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeste Geräusch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieser Flüssigkeit überzogen, die nicht heiß, sondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläuliches Licht von sich warf. Er tauchte seine Hand in das Becken und benetzte seine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn sich zu baden, er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmlische Empfindung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihm sich zu vermischen; neue, niegesehene Bilder entstanden, die auch in einander flossen und zu sichtbaren Wesen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein zarter Busen an ihn. Die Flut schien eine Auflösung reitzender Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkörperten.

Berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfloß. Eine Art von süßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe, lichtblaue Blume, die

zunächst an der Quelle stand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte, und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über diese Störung zu seyn; vielmehr bot er seiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiederte ihre herzliche Umarmung.

Du Langschläfer, sagte der Vater, wie lange sitze ich schon hier und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn schlafen lassen. Aufs Frühstück habe ich auch warten müssen. Klüglich hast du den Lehrstand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeß ein tüchtiger Gelehrter, wie ich mir habe sagen lassen, muß auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die großen Werke der weisen Vorfahren zu studiren. Lieber Vater, antwortete Heinrich, werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den Ihr sonst nicht an mir gewohnt seid. Ich schlief erst spät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erschien, den ich lange nicht vergessen werde, und von dem mich dünkt, als sey es mehr als bloßer Traum gewesen. Lieber Heinrich, sprach die Mutter, du hast dich gewiß auf den Rücken gelegt, oder beym Abendsegen fremde Gedanken gehabt. Du siehst auch noch ganz wunderlich aus. Iß und trink, daß du munter wirst.

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emsig fort und sagte: Träume sind Schäume, mögen auch die hochgelahrten Herren davon denken, was sie wollen, und du thust wohl, wenn du dein Gemüth von dergleichen unnützen und schädlichen Betrachtungen abwendest. Die Zeiten sind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Gesichte sich gesellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwählten Männern, von denen die Bibel erzählt, zu Muthe gewesen ist. Damals muß es eine andere Beschaffenheit mit den Träumen gehabt haben, so wie mit den menschlichen Dingen.

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt. Die alten Geschichten und Schriften sind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniß von der überirdischen Welt, so weit wir sie nöthig haben, zu Theil wird; und statt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geist mittelbar durch den Verstand kluger und wohlgesinnter Männer und durch die Lebensweise und die Schicksale frommer Menschen zu uns. Unsre heutigen Wunderbilder haben mich nie sonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Thaten geglaubt, die unsre Geistlichen davon erzählen. Indeß mag sich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl, jemanden in seinem Vertrauen irre zu machen. — Aber, lieber Vater, aus welchem Grunde seyd Ihr so den Träumen entgegen, deren seltsame Verwandlungen und leichte, zarte Natur doch unser Nachdenken gewißlich rege machen müssen? Ist nicht jeder, auch der verworrenste Traum, eine sonderliche Erscheinung, die auch, ohne noch an göttliche Schickung dabey zu denken, ein bedeutsamer Riß in den geheimnißvollen Vorhang ist, der mit tausend Falten in unser Inneres hereinfällt? In den weisesten Büchern findet man unzählige Traumgeschichten von glaubhaften Menschen, und erinnert Euch nur noch des Traums, den

uns neulich der ehrwürdige Hofkaplan erzählte, und der Euch selbst so merkwürdig vorkam.

Aber, auch ohne diese Geschichten, wenn Ihr zuerst in Eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet Ihr nicht erstaunen, und Euch die Wunderbarkeit dieser uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiß nicht abstreiten lassen! Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freye Erholung der gebundenen Fantasie, wo sie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft, und die beständige Ernsthaftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröhliches Kinderspiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und so kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiß ist der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirksamer Zufall in meinem Leben gewesen, denn ich fühle es, daß er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift und sie in mächtigem Schwunge forttreibt.

Der Vater lächelte freundlich und sagte, indem er die Mutter, die eben hereintrat, ansah: Mutter, Heinrich kann die Stunde nicht verläugnen, durch die er in der Welt ist. In seinen Reden kocht der feurige wälsche Wein, den ich damals von Rom mitgebracht hatte, und der unsern Hochzeitabend verherrlichte. Damals war ich auch noch ein andrer Kerl. Die südliche Luft hatte mich aufgethaut, von Muth und Lust floß ich über, und du warst auch ein heißes, köstliches Mädchen. Bey Deinem Vater gings damals herrlich zu; Spielleute und Sänger waren weit und breit herzugekommen, und lange war in Augsburg keine lustigere Hochzeit gefeyert worden.

Ihr spracht vorhin von Träumen, sagte die Mutter, weißt du wohl, daß du mir damals auch von einem Traume erzähltest, den du in Rom gehabt hattest, und der dich zuerst

auf den Gedanken gebracht, zu uns nach Augsburg zu kommen und um mich zu werben? Du erinnerst mich eben zur rechten Zeit, sagte der Alte; ich habe diesen seltsamen Traum ganz vergessen, der mich damals lange genug beschäftigte; aber eben er ist mir ein Beweis dessen, was ich von den Träumen gesagt habe. Es ist unmöglich einen geordneteren und helleren zu haben; noch jetzt entsinne ich mich jedes Umstandes ganz genau; und doch, was hat er bedeutet? Daß ich von dir träumte, und mich bald darauf von Sehnsucht ergriffen fühlte, dich zu besitzen, war ganz natürlich: denn ich kannte dich schon. Dein freundliches, holdes Wesen hatte mich gleich anfangs lebhaft gerührt, und nur die Lust nach der Fremde hielt damals meinen Wunsch nach deinem Besitz noch zurück. Um die Zeit des Traums war meine Neugierde schon ziemlich gestillt, und nun konnte die Neigung leichter durchdringen.

Erzählt uns doch jenen seltsamen Traum, sagte der Sohn. Ich war eines Abends, fing der Vater an, umhergestreift. Der Himmel war rein, und der Mond bekleidete die alten Säulen und Mauern mit seinem bleichen, schauerlichen Lichte. Meine Gesellen gingen den Mädchen nach, und mich trieb das Heimweh und die Liebe ins Freye. Endlich ward ich durstig und ging ins erste beste Landhaus hinein, um einen Trunk Wein oder Milch zu fordern. Ein alter Mann kam heraus, der mich wohl für einen verdächtigen Besuch halten mochte. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und als er erfuhr, daß ich ein Ausländer und ein Deutscher sey, lud er mich freundlich in die Stube und brachte eine Flasche Wein. Er hieß mich niedersetzen und fragte mich nach meinem Gewerbe. Die Stube war voll Bücher und Alterthümer. Wir geriethen in ein weitläuftiges Gespräch; er erzählte mir viel von alten Zeiten, von Mahlern, Bildhauern und Dichtern. Noch nie hatte ich so davon reden hören. Es war mir, als sey ich in einer neuen Welt ans Land ge-

stiegen. Er wies mir Siegelsteine und andre alte Kunstarbeiten; dann las er mir mit lebendigem Feuer herrliche Gedichte vor, und so verging die Zeit wie ein Augenblick. Noch jetzt heitert mein Herz sich auf, wenn ich mich des bunten Gewühls der wunderlichen Gedanken und Empfindungen erinnere, die mich in dieser Nacht erfüllten. In den heidnischen Zeiten war er wie zu Hause und sehnte sich mit unglaublicher Inbrunst in dies graue Alterthum zurück. Endlich wies er mir eine Kammer an, wo ich den Rest der Nacht zubringen könnte, weil es schon zu spät sey, um noch zurückzukehren. Ich schlief bald, und da dünkte michs, ich sey in meiner Vaterstadt und wanderte aus dem Thore. Es war, als müßte ich irgend wohin gehn, um etwas zu bestellen, doch wußte ich nicht wohin, und was ich verrichten solle. Ich ging nach dem Harze mit überaus schnellen Schritten, und wohl war mir, als sey es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, sondern immer feldein durch Thal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, sah ich die goldne Aue vor mir und überschaute Thüringen weit und breit, also, daß kein Berg in der Nähe umher mir die Aussicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit seinen dunklen Bergen, und ich sah unzählige Schlösser, Klöster und Ortschaften. Wie mir nun da recht wohl innerlich ward, fiel mir der alte Mann ein, bey dem ich schlief, und es gedäuchte mir, als sey das vor geraumer Zeit geschehn, daß ich bey ihm gewesen sey. Bald gewahrte ich eine Stiege, die in den Berg hinein ging, und ich machte mich hinunter. Nach langer Zeit kam ich in eine große Höhle, da saß ein Greis in einem langen Kleide vor einem eisernen Tische und schaute unverwandt nach einem wunderschönen Mädchen, die in Marmor gehauen vor ihm stand. Sein Bart war durch den eisernen Tisch gewachsen und bedeckte seine Füße. Er sah ernst und freundlich aus und gemahnte mich wie ein alter Kopf, den ich den Abend

bey dem Manne gesehn hatte. Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie ich so stand und den Greis ansah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bey der Hand und führte mich durch lange Gänge mit sich fort. Nach einer Weile sah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand mich bald auf einem grünen Plane; aber es schien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheure Bäume mit großen, glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war sehr heiß und doch nicht drückend. Ueberall Quellen und Blumen, und unter allen Blumen gefiel mir eine ganz besonders, und es kam mir vor, als neigten sich die Andern gegen sie.

Ach! liebster Vater, sagt mir doch, welche Farbe sie hatte, rief der Sohn mit heftiger Bewegung.

Das entsinne ich mich nicht mehr, so genau ich mir auch sonst alles eingeprägt habe.

War sie nicht blau?

Es kann seyn, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs seltsame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiß ich nur noch, daß mir ganz unaussprechlich zu Muthe war und ich mich lange nicht nach meinem Begleiter umsah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er mich aufmerksam betrachtete und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von diesem Orte wegkam, erinnere ich mir nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter stand bey mir und sagte: du hast das Wunder der Welt gesehn. Es steht bey dir, das glücklichste Wesen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich dir sage: wenn du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommst und Gott herzlich um das Verständniß dieses Traumes bittest, so wird dir das höchste irdische Loos zu Theil werden; dann gieb nur acht auf ein blaues Blümchen,

was du hier oben finden wirst, brich es ab und überlaß dich dann demüthig der himmlischen Führung. Ich war darauf im Traume unter den herrlichsten Gestalten und Menschen, und unendliche Zeiten gaukelten mit mannichfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöst war meine Zunge, und was ich sprach, klang wie Musik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng und gewöhnlich; ich sah deine Mutter mit freundlichem verschämten Blick vor mir; sie hielt ein glänzendes Kind in den Armen, und reichte mir es hin, als auf einmal das Kind zusehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und sich endlich mit blendendweißen Flügeln über uns erhob, uns beyde in seinen Arm nahm, und so hoch mit uns flog, daß die Erde nur wie eine goldene Schüssel mit dem saubersten Schnitzwerk aussah. Dann erinnere ich mir nur, daß wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf und fühlte mich von heftiger Liebe bewegt. Ich nahm Abschied von meinem gastfreyen Wirth, der mich bat, ihn oft wieder zu besuchen, was ich ihm zusagte, und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlassen hätte und ungestüm nach Augsburg gereist wäre.



Zweytes Kapitel.

Johannis war vorbey; die Mutter hatte längst einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen sollen. Einige gute Freunde des alten Ofterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeschäften dahin reisen. Da faßte die Mutter den Entschluß, bey dieser Gelegenheit jenen Wunsch auszuführen, und es lag ihr dieß um so mehr am Herzen, weil sie seit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit stiller und in sich gekehrter war, als sonst. Sie glaubte, er sey mißmüthig oder krank, und eine weite Reise, der Anblick neuer Menschen und Länder, und wie sie verstohlen ahndete, die Reitze einer jungen Landsmännin würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben und wieder einen so theilnehmenden und lebensfrohen Menschen aus ihm machen, wie er sonst gewesen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er schon lange, nach den Erzählungen seiner Mutter und mancher Reisenden, wie ein irdisches Paradies sich gedacht, und wohin er oft vergeblich sich gewünscht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden seiner Vaterstadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Gesichte gekommen. Bey der

Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und still zu; und die Pracht und Bequemlichkeit des fürstlichen Lebens dürfte sich schwerlich mit den Annehmlichkeiten messen, die in spätern Zeiten ein bemittelter Privatmann sich und den Seinigen ohne Verschwendung verschaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthschaften und Habseeligkeiten, die der Mensch zum mannichfachen Dienst seines Lebens um sich her versammelt, desto zarter und tiefer. Sie waren den Menschen werther und merkwürdiger. Zog schon das Geheimniß der Natur und die Entstehung ihrer Körper den ahndenden Geist an: so erhöhte die seltnere Kunst ihrer Bearbeitung, die romantische Ferne, aus der man sie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da sie sorgfältiger bewahrt, oft das Besitzthum mehrerer Nachkommenschaften wurden, die Neigung zu diesen stummen Gefährten des Lebens. Oft wurden sie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines besondern Segens und Schicksals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine *liebliche* Armuth schmückte diese Zeiten mit einer eigenthümlichen ernsten und unschuldigen Einfalt; und die sparsam vertheilten Kleinodien glänzten desto bedeutender in dieser Dämmerung und erfüllten ein sinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr ist, daß erst eine geschickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der sichtbaren Welt offenbart, und sich hier ein neues höheres Auge aufzuthun scheint: so war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthschaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistliche Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unseres Wohnplatzes, die an unterirdischen und überirdischen Schätzen

reichsten Gegenden in der Mitte zwischen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, so hat sich auch zwischen den rohen Zeiten der Barbarey und dem kunstreichen, vielwissenden und begüterten Weltalter eine tiefsinnige und romantische Zeit niedergelassen, die unter schlichtem Kleide eine höhere Gestalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und also vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte und jetzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abschied von seinen Gespielen und seinem Lehrer, dem alten, weisen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte und ihn mit gerührtem Herzen und einem stillen Gebete entließ. Die Landgräfin war seine Pathin; er war oft auf der Wartburg bey ihr gewesen. Auch jetzt beurlaubte er sich bey seiner Beschützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte und mit freundlichen Aeußerungen von ihm schied.

In wehmüthiger Stimmung verließ Heinrich seinen Vater und seine Geburtsstadt. Es ward ihm jetzt erst deutlich, was Trennung sey; die Vorstellungen von der Reise waren nicht von dem sonderbaren Gefühle begleitet gewesen, was er jetzt empfand, als zuerst seine bisherige Welt von ihm gerissen und er wie auf ein fremdes Ufer gespült ward. Unendlich ist die jugendliche Trauer bey dieser ersten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdischen Dinge, die dem unerfahrnen Gemüth so nothwendig und unentbehrlich, so fest verwachsen mit dem eigenthümlichsten Daseyn und so unveränderlich wie dieses, vorkommen müssen. Eine erste Ankündigung des Todes, bleibt die erste Trennung unvergeßlich, und wird, nachdem sie lange wie ein nächtliches Gesicht den Menschen beängstigt hat, endlich bey abnehmender Freude an den Erscheinungen des Tages und zunehmender

Sehnsucht nach einer bleibenden sichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiser und einer tröstenden Bekanntschaft. Die Nähe seiner Mutter tröstete den Jüngling sehr. Die alte Welt schien noch nicht ganz verlohren, und er umfaßte sie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reisenden aus den Thoren von Eisenach fortritten, und die Dämmerung begünstigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, desto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden; und als auf einer Anhöhe die verlassene Landschaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, so fielen dem überraschten Jüngling alte Melodien seines Innern in den trüben Wechsel seiner Gedanken ein. Er sah sich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geschaut, und die er sich mit sonderbaren Farben ausgemahlt hatte. Er war im Begriff, sich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume stand vor ihm, und er sah nach Thüringen, welches er jetzt hinter sich ließ mit der seltsamen Ahndung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher sie jetzt reisten, in sein Vaterland zurückkommen, und als reise er daher diesem eigentlich zu. Die Gesellschaft, die anfänglich aus ähnlichen Ursachen still gewesen war, fing nach gerade an aufzuwachen und sich mit allerhand Gesprächen und Erzählungen die Zeit zu verkürzen. Heinrichs Mutter glaubte ihren Sohn aus den Träumereien reißen zu müssen, in denen sie ihn versunken sah, und fing an, ihm von ihrem Vaterlande zu erzählen, von dem Hause ihres Vaters und dem fröhlichen Leben in Schwaben. Die Kaufleute stimmten mit ein und bekräftigten die mütterlichen Erzählungen, rühmten die Gastfreyheit des alten Schwaning und konnten nicht aufhören die schönen Landsmänninnen ihrer Reisegefährtin zu preisen. Ihr thut wohl, sagten sie, daß Ihr Euren Sohn dorthin führt. Die Sitten Eures Vaterlandes sind milder und gefälliger. Die

Menschen wissen das Nützliche zu befördern, ohne das Angenehme zu verachten. Jedermann sucht seine Bedürfnisse auf eine gesellige und reitzende Art zu befriedigen. Der Kaufmann befindet sich wohl dabey, und wird geehrt. Die Künste und Handwerke vermehren und veredeln sich, den Fleißigen dünkt die Arbeit leichter, weil sie ihm zu mannichfachen Annehmlichkeiten verhilft, und er, indem er eine einförmige Mühe übernimmt, sicher ist, die bunten Früchte mannichfacher und belohnender Beschäftigungen dafür mitzugenießen. Geld, Thätigkeit und Waaren erzeugen sich gegenseitig und treiben sich in raschen Kreisen, und das Land und die Städte blühen auf. Je eifriger der Erwerbfleiß die Tage benutzt, desto ausschließlicher ist der Abend den reitzenden Vergnügungen der schönen Künste und des geselligen Umgangs gewidmet. Das Gemüth sehnt sich nach Erholung und Abwechselung, und wo sollte es diese auf eine anständigere und reitzendere Art finden, als in der Beschäftigung mit den freyen Spielen und Erzeugnissen seiner edelsten Kraft, des bildenden Tiefsinns. Nirgends hört man so anmuthige Sänger, findet so herrliche Mahler, und nirgends sieht man auf den Tanzsälen leichtere Bewegungen und lieblichere Gestalten. Die Nachbarschaft von Wälschland zeigt sich in dem ungezwungenen Betragen und den einnehmenden Gesprächen. Euer Geschlecht darf die Gesellschaften schmücken, und ohne Furcht vor Nachrede mit holdseligem Bezeigen einen lebhaften Wetteifer, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, erregen. Die rauhe Ernsthaftigkeit und die wilde Ausgelassenheit der Männer macht einer milden Lebendigkeit und sanfter bescheidner Freude Platz, und die Liebe wird in tausendfachen Gestalten der leitende Geist der glücklichen Gesellschaften. Weit entfernt, daß Ausschweifungen und unziemende Grundsätze dadurch sollten herbeygelockt werden, scheint es, als flöhen die bösen Geister die Nähe der Anmuth, und gewiß sind in ganz Deutschland keine unbe-

scholtenere Mädchen und keine treuere Frauen, als in Schwaben.

Ja, junger Freund, in der klaren, warmen Luft des südlichen Deutschlands werdet Ihr Eure ernste Schüchternheit wohl ablegen; die fröhlichen Mädchen werden Euch wohl geschmeidig und gesprächig machen. Schon Euer Name, als Fremder, und Eure nahe Verwandtschaft mit dem alten Schwaning, der die Freude jeder fröhlichen Gesellschaft ist, werden die reitzenden Augen der Mädchen auf sich ziehn; und wenn Ihr Eurem Großvater folgt, so werdet Ihr gewiß unsrer Vaterstadt eine ähnliche Zierde in einer holdseligen Frau mitbringen, wie Euer Vater. Mit freundlichem Erröthen dankte Heinrichs Mutter für das schöne Lob ihres Vaterlandes, und die gute Meynung von ihren Landsmänninnen, und der gedankenvolle Heinrich hatte nicht umhin gekonnt, aufmerksam und mit innigem Wohlgefallen der Schilderung des Landes, dessen Anblick ihm bevorstand, zuzuhören. Wenn Ihr auch, fuhren die Kaufleute fort, die Kunst Eures Vaters nicht ergreifen, und lieber, wie wir gehört haben, Euch mit gelehrten Dingen befassen wollt: so braucht Ihr nicht Geistlicher zu werden und Verzicht auf die schönsten Genüsse dieses Lebens zu leisten. Es ist eben schlimm genug, daß die Wissenschaften in den Händen eines so von dem weltlichen Leben abgesonderten Standes, und die Fürsten von so ungeselligen und wahrhaft unerfahrenen Männern berathen sind. In der Einsamkeit, in welcher sie nicht selbst Theil an den Weltgeschäften nehmen, müssen ihre Gedanken eine unnütze Wendung erhalten und können nicht auf die wirklichen Vorfälle passen. In Schwaben trefft Ihr auch wahrhaft kluge und erfahrne Männer unter den Layen; und Ihr mögt nun wählen, welchen Zweig menschlicher Kenntnisse Ihr wollt: so wird es Euch nicht an den besten Lehrern und Rathgebern fehlen. Nach einer Weile sagte Heinrich, dem bey dieser Rede sein Freund der Hofkaplan in den

Sinn gekommen war: Wenn ich bey meiner Unkunde von der Beschaffenheit der Welt euch auch eben nicht abfällig seyn kann, in dem, was ihr von der Unfähigkeit der Geistlichen zu Führung und Beurtheilung weltlicher Angelegenheiten behauptet: so ist mirs doch wohl erlaubt, euch an unsern trefflichen Hofkaplan zu erinnern, der gewiß ein Muster eines weisen Mannes ist, und dessen Lehren und Rathschläge mir unvergessen seyn werden.

Wir ehren, erwiederten die Kaufleute, diesen trefflichen Mann von ganzem Herzen; aber dennoch können wir nur in sofern Eurer Meynung Beyfall geben, daß er ein weiser Mann sey, wenn Ihr von jener Weisheit sprecht, die einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel angeht. Haltet Ihr ihn für eben so weltklug, als er in den Sachen des Heils geübt und unterrichtet ist: so erlaubt uns, daß wir Euch nicht beystimmen. Doch glauben wir, daß dadurch der heilige Mann nichts von seinem verdienten Lobe verliert; da er viel zu vertieft in der Kunde der überirdischen Welt ist, als daß er nach Einsicht und Ansehn in irdischen Dingen streben sollte.

Aber, sagte Heinrich, sollte nicht jene höhere Kunde ebenfalls geschickt machen, recht unpartheiisch den Zügel menschlicher Angelegenheiten zu führen? sollte nicht jene kindliche, unbefangene Einfalt sicherer den richtigen Weg durch das Labyrinth der hiesigen Begebenheiten treffen, als die durch Rücksicht auf eigenen Vortheil irregeleitete und gehemmte, von der unerschöpflichen Zahl neuer Zufälle und Verwickelungen geblendete Klugheit? Ich weiß nicht, aber mich dünkt, ich sähe zwey Wege um zur Wissenschaft der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine, mühsam und unabsehlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der Andere, fast Ein Sprung nur, der Weg der innern Betrachtung. Der Wanderer des ersten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden,

wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut und sie in ihrem lebendigen, mannichfaltigen Zusammenhange betrachten und leicht mit allen übrigen, wie Figuren auf einer Tafel, vergleichen kann. Ihr müßt verzeihen, wenn ich wie aus kindischen Träumen vor euch rede; nur das Zutrauen zu eurer Güte und das Andenken meines Lehrers, der den zweyten Weg mir als seinen eignen von weitem gezeigt hat, machte mich so dreist.

Wir gestehen Euch gern, sagten die gutmüthigen Kaufleute, daß wir Eurem Gedankengange nicht zu folgen vermögen: doch freut es uns, daß Ihr so warm Euch des trefflichen Lehrers erinnert und seinen Unterricht wohl gefaßt zu haben scheint.

Es dünkt uns, Ihr habt Anlage zum Dichter. Ihr sprecht so geläufig von den Erscheinungen Eures Gemüths, und es fehlt Euch nicht an gewählten Ausdrücken und passenden Vergleichungen. Auch neigt Ihr Euch zum Wunderbaren, als dem Elemente der Dichter.

Ich weiß nicht, sagte Heinrich, wie es kommt. Schon oft habe ich von Dichtern und Sängern sprechen gehört, und habe noch nie einen gesehn. Ja, ich kann mir nicht einmal einen Begriff von ihrer sonderbaren Kunst machen, und doch habe ich eine große Sehnsucht davon zu hören. Es ist mir, als würde ich manches besser verstehen, was jetzt nur dunkle Ahndung in mir ist. Von Gedichten ist oft erzählt worden, aber nie habe ich eins zu sehen bekommen, und mein Lehrer hat nie Gelegenheit gehabt, Kenntnisse von dieser Kunst einzuziehn. Alles, was er mir davon gesagt, habe ich nicht deutlich begreifen können. Doch meynte er immer, es sey eine edle Kunst, der ich mich ganz ergeben würde, wenn ich sie einmal kennen lernte. In alten Zeiten sey sie weit gemeiner gewesen, und habe jedermann einige Wissenschaft davon gehabt, jedoch Einer vor dem Andern. Sie sey noch mit andern verlohrengegangenen, herrlichen Künsten verschwistert

gewesen. Die Sänger hätte göttliche Gunst hoch geehrt, so daß sie, begeistert durch unsichtbaren Umgang, himmlische Weisheit auf Erden in lieblichen Tönen verkündigen können.

Die Kaufleute sagten darauf: Wir haben uns freylich nie um die Geheimnisse der Dichter bekümmert, wenn wir gleich mit Vergnügen ihrem Gesange zugehört. Es mag wohl wahr seyn, daß eine besondere Gestirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen soll; denn es ist gewiß eine recht wunderbare Sache mit dieser Kunst. Auch sind die andern Künste gar sehr davon unterschieden und lassen sich weit eher begreifen. Bey den Mahlern und Tonkünstlern kann man leicht einsehn, wie es zugeht, und mit Fleiß und Geduld läßt sich beydes lernen. Die Töne liegen schon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, diese zu bewegen, um jene in einer reitzenden Folge aufzuwecken. Bey den Bildern ist die Natur die herrlichste Lehrmeisterin. Sie erzeugt unzählige schöne und wunderliche Figuren, giebt die Farben, das Licht und den Schatten, und so kann eine geübte Hand, ein richtiges Auge und die Kenntniß von der Bereitung und Vermischung der Farben die Natur auf das vollkommenste nachahmen. Wie natürlich ist daher auch die Wirkung dieser Künste, das Wohlgefallen an ihren Werken, zu begreifen. Der Gesang der Nachtigall, das Sausen des Windes und die herrlichen Lichter, Farben und Gestalten gefallen uns, weil sie unsere Sinne angenehm beschäftigen; und da unsere Sinne dazu von der Natur, die auch jenes hervorbringt, so eingerichtet sind, so muß uns auch die künstliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will selbst auch einen Genuß von ihrer großen Künstlichkeit haben, und darum hat sie sich in Menschen verwandelt, wo sie nun selber sich über ihre Herrlichkeit freut, das Angenehme und Liebliche von den Dingen absondert und es auf solche Art allein hervorbringt, daß sie es auf mannichfaltigere Weise und zu allen Zeiten und allen Orten haben und genießen kann.

Dagegen ist von der Dichtkunst sonst nirgends äußerlich etwas anzutreffen. Auch schafft sie nichts mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon: denn das bloße Hören der Worte ist nicht die eigentliche Wirkung dieser geheimen Kunst. Es ist alles innerlich, und wie jene Künstler die äußern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, so erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen und giebt uns durch Worte eine unbekannte, herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen steigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menschen, wunderbare Gegenden und die seltsamsten Begebenheiten in uns herauf und entreißen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde Worte und weiß doch, was sie bedeuten sollen. Eine magische Gewalt üben die Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor und berauschen die festgebannten Zuhörer.

Ihr verwandelt meine Neugierde in heiße Ungeduld, sagte Heinrich. Ich bitte euch, erzählt mir von allen Sängern, die ihr gehört habt. Ich kann nicht genug von diesen besondern Menschen hören. Mir ist auf einmal, als hätte ich irgendwo schon davon in meiner tiefsten Jugend reden hören, doch kann ich mich schlechterdings nichts mehr davon entsinnen. Aber mir ist das, was ihr sagt, so klar, so bekannt, und ihr macht mir ein außerordentliches Vergnügen mit euren schönen Beschreibungen.

Wir erinnern uns selbst gern, fuhren die Kaufleute fort, mancher frohen Stunden, die wir in Welschland, Frankreich und Schwaben in der Gesellschaft von Sängern zugebracht haben, und freuen uns, daß Ihr so lebhaften Antheil an unsern Reden nehmet. Wenn man so in Gebirgen reist, spricht es sich mit doppelter Annehmlichkeit, und die Zeit vergeht spielend. Vielleicht ergötzt es Euch einige artige

Geschichten von Dichtern zu hören, die wir auf unsern Reisen erfuhren. Von den Gesängen selbst, die wir gehört haben, können wir wenig sagen, da die Freude und der Rausch des Augenblicks das Gedächtniß hindert viel zu behalten, und die unaufhörlichen Handelsgeschäfte manches Andenken auch wieder verwischt haben.

In alten Zeiten muß die ganze Natur lebendiger und sinnvoller gewesen seyn, als heut zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Thiere zu bemerken scheinen und die Menschen eigentlich allein noch empfinden und genießen, bewegten damals leblose Körper; und so war es möglich, daß kunstreiche Menschen allein Dinge möglich machten und Erscheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So sollen vor uralten Zeiten in den Ländern des jetzigen Griechischen Kaiserthums, wie uns Reisende berichtet, die diese Sagen noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben, Dichter gewesen seyn, die durch den seltsamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geister aufgeweckt, in wüsten, verödeten Gegenden den todten Pflanzensaamen erregt und blühende Gärten hervorgerufen, grausame Thiere gezähmt und verwilderte Menschen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, sanfte Neigungen und Künste des Friedens in ihnen rege gemacht, reißende Flüsse in milde Gewässer verwandelt und selbst die todtesten Steine in regelmäßige tanzende Bewegungen hingerissen haben. Sie sollen zugleich Wahrsager und Priester, Gesetzgeber und Aerzte gewesen seyn, indem selbst die höhern Wesen durch ihre zauberische Kunst herabgezogen worden sind, und sie in den Geheimnissen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächse und aller Kreaturen ihnen offenbart. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die mannichfaltigen Töne und die sonderbaren

Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen seyn, indem vorher alles wild, unordentlich und feindselig gewesen ist. Seltsam ist nur hiebey, daß zwar diese schönen Spuren, zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menschen, geblieben sind, aber entweder ihre Kunst, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verlohren gegangen ist. In diesen Zeiten hat es sich unter andern einmal zugetragen, daß einer jener sonderbaren Dichter oder mehr Tonkünstler — wiewohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins seyn mögen und vielleicht eben so zusammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darinn schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschlossen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeyte ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte sie bewegen: denn sie fürchteten sich, daß er ihre bösliche That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente vor ihren Augen freywillig ins Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht,

und sie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen und so bey ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Schaaren von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein mit festverstopften Ohren und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunkeln Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meers allein und klagte in süßen Tönen über seine verlohrenen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bey dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden, und hatte sich in einen mörderischen Kampf geendigt, der den Meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer

Noth das Leben davon und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern ans Land, und so kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

Drittes Kapitel.

Eine andere Geschichte, fuhren die Kaufleute nach einer Pause fort, die freylich nicht so wunderbar und auch aus spätern Zeiten ist, wird Euch vielleicht doch gefallen und Euch mit den Wirkungen jener wunderbaren Kunst noch bekannter machen. Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit strömten Menschen herzu, um Theil an der Herrlichkeit seines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Festen an Ueberfluß köstlicher Waaren des Gaumes, noch an Musik, prächtigen Verzierungen und Trachten und tausend abwechselnden Schauspielen und Zeitvertreiben, noch endlich an sinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beseelung der Gespräche und an schöner, anmuthiger Jugend von beyden Geschlechtern, die die eigentliche Seele reitzender Feste ausmachen. Der alte König, der sonst ein strenger und ernster Mann war, hatte zwey Neigungen, die der wahre Anlaß dieser prächtigen Hofhaltung waren, und denen sie ihre schöne Einrichtung zu danken hatte. Eine war die Zärtlichkeit für seine Tochter, die ihm als Andenken seiner früh verstorbenen Gemahlin und als ein unaussprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menschlichen Geistes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verschaffen. Die andere war eine wahre Leidenschaft für die Dichtkunst und ihre Meister. Er hatte von Jugend auf die

palate
costume

Werke der Dichter mit innigem Vergnügen gelesen; an ihre Sammlung aus allen Sprachen großen Fleiß und große Summen gewendet, und von jeher den Umgang der Sänger über alles geschätzt. Von allen Enden zog er sie an seinen Hof und überhäufte sie mit Ehren. Er ward nicht müde ihren Gesängen zuzuhören und vergaß oft die wichtigsten Angelegenheiten, ja die Bedürfnisse des Lebens über einem neuen, hinreißenden Gesange. Seine Tochter war unter Gesängen aufgewachsen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnsucht. Der wohlthätige Einfluß der beschützten und geehrten Dichter zeigte sich im ganzen Lande, besonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langsamen, kleinen Zügen wie einen köstlichen Trank, und mit desto reinerem Wohlbehagen, da alle widrige, gehässige Leidenschaften wie Mißtöne von der sanften harmonischen Stimmung verscheucht wurden, die in allen Gemüthern herrschend war. Frieden der Seele und innres seeliges Anschauen einer selbst geschaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieser wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erschien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehmalige Feindin der Menschen. Es schien, als hätten die Geister des Gesanges ihrem Beschützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als seine Tochter, die alles besaß, was die süßeste Einbildungskraft nur in der zarten Gestalt eines Mädchens vereinigen konnte. Wenn man sie an den schönen Festen unter einer Schaar reitzender Gespielen, im weißen, glänzenden Gewande erblickte, wie sie den Wettgesängen der begeisterten Sänger mit tiefem Lauschen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, dessen Lied den Preis gewonnen hatte: so hielt man sie für die sichtbare Seele jener herrlichen Kunst, die jene Zaubersprüche beschworen hätten, und hörte auf, sich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in diesem irdischen Paradiese schien jedoch ein geheimnißvolles Schicksal zu schweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieser Gegenden betraf die Vermählung der aufblühenden Prinzessin, von der die Fortdauer dieser seligen Zeiten und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm selbst schien diese Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte sich keine Aussicht zu einer Vermählung für sie, die allen Wünschen angemessen gewesen wäre. Die heilige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzessin zu besitzen. Man betrachtete sie wie ein überirdisches Wesen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die sich mit Ansprüchen auf sie am Hofe gezeigt hatten, schienen so tief unter ihr zu seyn, daß kein Mensch auf den Einfall kam, die Prinzessin oder der König werde die Augen auf einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abstandes hatte sie auch allmählich alle verscheucht, und das ausgesprengte Gerücht des ausschweifenden Stolzes dieser königlichen Familie schien Andern alle Lust zu benehmen, sich ebenfalls gedemüthigt zu sehn. Ganz ungegründet war auch dieses Gerücht nicht. Der König war bey aller Milde beynah unwillkührlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung seiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes Gefühl in ihm immer mehr bestätigt. Er war aus einer uralten morgenländischen Königsfamilie entsprossen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenschaft des berühmten Helden Rustan gewesen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von seiner Verwandtschaft mit den ehemaligen übermenschlichen Beherrschern der Welt vorgesungen, und in dem Zauberspiegel ihrer Kunst war ihm der Abstand seiner Herkunft von dem Ursprunge der andern Menschen, die Herrlichkeit seines Stammes noch

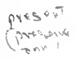
heller erschienen, so daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Klasse der Dichter mit dem übrigen Menschengeschlechte zusammenzuhängen. Vergebens sah er sich mit voller Sehnsucht nach einem zweyten Rustan um, indem er fühlte, daß das Herz seiner aufblühenden Tochter, der Zustand seines Reichs und sein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Absicht sehr wünschenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptstadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der sich ausschließlich mit der Erziehung seines einzigen Sohnes beschäftigte und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Mensch war ernst und ergab sich einzig der Wissenschaft der Natur, in welcher ihn sein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land gezogen und begnügte sich den wohlthätigen Frieden, den der König um sich verbreitete, in der Stille zu genießen. Er benutzte sie, die Kräfte der Natur zu erforschen und diese hinreißenden Kenntnisse seinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth und dessen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimnisse anvertraute. Die Gestalt des jungen Menschen schien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man nicht einen höhern Sinn für die geheimere Bildung seines edlen Gesichts und die ungewöhnliche Klarheit seiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn ansah, desto anziehender ward er, und man konnte sich kaum wieder von ihm trennen, wenn man seine sanfte, eindringende Stimme und seine anmuthige Gabe zu sprechen hörte. Eines Tages hatte die Prinzessin, deren Lustgärten an den Wald stießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, sich allein zu Pferde in den Wald begeben, um desto ungestörter ihren Fantasien nachhängen und einige schöne Gesänge sich wiederholen zu können. Die Frische des hohen Waldes lockte sie immer tiefer in seine Schatten, und so kam

sie endlich an das Landgut, wo der Alte mit seinem Sohne lebte. Es kam ihr die Lust an, Milch zu trinken, sie stieg ab, band ihr Pferd an einen Baum und trat in das Haus, um sich einen Trunk Milch auszubitten. Der Sohn war gegenwärtig, und erschrak beynah über diese zauberhafte Erscheinung eines majestätischen weiblichen Wesens, das mit allen Reitzen der Jugend und Schönheit geschmückt und von einer unbeschreiblich anziehenden Durchsichtigkeit der zartesten, unschuldigsten und edelsten Seele beynah vergöttlicht wurde. Während er eilte ihre wie Geistergesang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit bescheidner Ehrfurcht entgegen und lud sie ein, an dem einfachen Herde, der mitten im Hause stand und auf welchem eine leichte blaue Flamme ohne Geräusch emporspielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr, gleich beym Eintritt, der mit tausend seltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen und eine seltsame Heiligkeit des Ortes auf, deren Eindruck noch durch den schlicht gekleideten ehrwürdigen Greis und den bescheidnen Anstand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt sie gleich für eine zum Hof gehörige Person, wozu ihre kostbare Tracht und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abwesenheit des Sohnes befragte sie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter besonders einige alte, sonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Herde standen, und er war bereitwillig sie auf eine anmuthige Art damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Kruge voll frischer Milch zurück und reichte ihr denselben mit ungekünsteltem und ehrfurchtsvollem Wesen. Nach einigen anziehenden Gesprächen mit beyden, dankte sie auf die lieblichste Weise für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniß wieder kommen und seine lehrreichen Gespräche über die vielen wunderbaren Sachen genießen zu dürfen und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben,

da sie merkte, daß Vater und Sohn sie nicht kannten. Ohnerachtet die Hauptstadt so nahe lag, hatten beyde, in ihre Forschungen vertieft, das Gewühl der Menschen zu vermeiden gesucht, und es war dem Jüngling nie eine Lust angekommen, den Festen des Hofes beyzuwohnen; besonders da er seinen Vater höchstens auf eine Stunde zu verlassen pflegte, um zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehn und die Eingebungen des stillen Naturgeistes durch den Einfluß seiner mannichfaltigen, äußeren Lieblichkeiten zu vernehmen. Dem Alten, der Prinzessin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig. Der Alte hatte leicht den neuen, tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf seinen Sohn machte. Er kannte diesen genug, um zu wissen, daß jeder tiefe Eindruck bey ihm ein lebenslänglicher seyn würde. Seine Jugend und die Natur seines Herzens mußten die erste Empfindung dieser Art zur unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine solche Begebenheit herannahen sehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erscheinung flößte ihm unwillkührlich eine innige Theilnahme ein, und sein zuversichtliches Gemüth entfernte alle Besorgnisse über die Entwickelung dieses sonderbaren Zufalls. Die Prinzessin hatte sich nie in einem ähnlichen Zustande befunden, wie der war, in welchem sie langsam nach Hause ritt. Es konnte vor der einzigen helldunklen, wunderbar beweglichen Empfindung einer neuen Welt kein eigentlicher Gedanke in ihr entstehen. Ein magischer Schleyer dehnte sich in weiten Falten um ihr klares Bewußtseyn. Es war ihr, als würde sie sich, wenn er aufgeschlagen würde, in einer überirdischen Welt befinden. Die Erinnerung an die Dichtkunst, die bisher ihre ganze Seele beschäftigt hatte, war zu einem fernen Gesange geworden, der ihren seltsam lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie sie zurück in den Palast kam, erschrak sie beynah über seine Pracht und sein buntes Leben, noch mehr aber bey der

Bewillkommnung ihres Vaters, dessen Gesicht zum erstenmale in ihrem Leben eine scheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es schien ihr eine unabänderliche Nothwendigkeit, nichts von ihrem Abentheuer zu erwähnen. Man war ihre schwärmerische Ernsthaftigkeit, ihren in Fantasieen und tiefes Sinnen verlohrnen Blick schon zu gewohnt, um etwas Außerordentliches darin zu bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr so lieblich zu Muthe; sie schien sich unter lauter Fremden, und eine sonderbare Bänglichkeit begleitete sie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unsrer Wünsche mit hinreißender Begeisterung sang, sie mit süßem Trost erfüllte und in die angenehmsten Träume wiegte. Der Jüngling hatte sich gleich nach ihrem Abschiede in den Wald verlohren. An der Seite des Weges war er in Gebüschen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt und dann auf dem Wege zurückgegangen. Wie er so ging, sah er vor seinen Füßen einen hellen Glanz. Er bückte sich danach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite außerordentlich funkelte und auf der Andern eingegrabene unverständliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen kostbaren Karfunkel und glaubte ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hanse, als wäre sie noch dort, und brachte den Stein seinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den Weg zurückgehn und warten sollte, ob der Stein gesucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; sonst wollten sie ihn bis zu einem zweyten Besuche der Unbekannten aufheben, um ihr selbst ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete fast die ganze Nacht den Karfunkel und fühlte gegen Morgen ein unwiderstehliches Verlangen einige Worte auf den Zettel zu schreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte selbst nicht genau, was er sich bey den Worten dachte, die er hinschrieb:



3*

Es ist dem Stein ein räthselhaftes Zeichen
Tief eingegraben in sein glühend Blut,
Er ist mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man sieht um jenen tausend Funken streichen,
Um dieses woget eine lichte Flut.
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben,
Wird dieses auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, so begab er sich schon auf den Weg und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdessen hatte die Prinzessin Abends beym Auskleiden den theuren Stein in ihrem Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, dessen Besitz ihr die Freyheit ihrer Person sicherte, indem sie damit nie in fremde Gewalt, ohne ihren Willen, gerathen konnte.

Dieser Verlust befremdete sie mehr, als daß er sie erschreckt hätte. Sie erinnerte sich, ihn gestern bey dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte fest, daß er entweder im Hause des Alten oder auf dem Rückwege im Walde verlohren gegangen seyn müsse; der Weg war ihr noch in frischem Andenken, und so beschloß sie, gleich früh den Stein aufzusuchen, und ward bey diesem Gedanken so heiter, daß es fast das Ansehn gewann, als sey sie gar nicht unzufrieden mit dem Verluste, weil er Anlaß gäbe, jenen Weg sogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging sie durch den Garten nach dem Walde, und weil sie eilfertiger ging als gewöhnlich, so fand sie es ganz natürlich, daß ihr das Herz ebhaft schlug und ihr die Brust beklomm. Die Sonne fing eben an, die Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die sich mit sanftem Flüstern bewegten, als wollten sie sich gegenseitig aus nächtlichen Gesichtern erwecken, um die Sonne gemeinschaftlich zu begrüßen, als die Prinzessin, durch ein fernes Geräusch veranlaßt, den Weg hinunter und den

Jüngling auf sich zueilen sah, der in demselben Augenblick ebenfalls sie bemerkte.

Wie angefesselt blieb er eine Weile stehn und blickte unverwandt sie an, gleichsam um sich zu überzeugen, daß ihre Erscheinung wirklich und keine Täuschung sey. Sie begrüßten sich mit einem zurückgehaltenen Ausdruck von Freude, als hätten sie sich schon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzessin die Ursache ihres frühen Spazierganges ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein in dem beschriebenen Zettel. Es war, als ahndete die Prinzessin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn stillschweigend mit zitternder Hand und hing ihm, zur Belohnung für seinen glücklichen Fund, beynah unwillkührlich eine goldne Kette um, die sie um den Hals trug. Beschämt kniete er vor ihr und konnte, da sie sich nach seinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie sagte ihm halbleise und mit niedergeschlagenen Augen, daß sie bald wieder zu ihnen kommen und die Zusage des Vaters, sie mit seinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit und ging hierauf langsam, ohne sich umzusehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte sich ehrfurchtsvoll und sah ihr lange nach, bis sie hinter den Bäumen verschwand. Nach dieser Zeit vergingen wenig Tage bis zu ihrem zweyten Besuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bey diesen Spaziergängen. Er holte sie zu bestimmten Stunden am Garten ab und brachte sie dahin zurück. Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillschweigen über ihren Stand, so zutraulich sie auch sonst gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmlischen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls seine ganze Seele. Vater und Sohn hielten sie für ein vornehmes

Mädchen vom Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkosungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimisch in dem wunderbaren Hause; und wenn sie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füßen saß, auf ihrer Laute reitzende Lieder mit einer überirdischen Stimme vorsang, und letzteren in dieser lieblichen Kunst unterrichtete: so erfuhr sie dagegen von seinen begeisterten Lippen die Enträthselung der überall verbreiteten Naturgeheimnisse. Er lehrte ihr, wie durch wundervolle Sympathie die Welt entstanden sey, und die Gestirne sich zu melodischen Reigen vereinigt hätten. Die Geschichte der Vorwelt ging durch seine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und wie entzückt war sie, wenn ihr Schüler, in der Fülle seiner Eingebungen, die Laute ergriff und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollsten Gesänge ausbrach. Eines Tages, wo ein besonders kühner Schwung sich seiner Seele in ihrer Gesellschaft bemächtigt hatte, und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, so daß sie beyde, ohne selbst zu wissen wie, einander in die Arme sanken, und der erste glühende Kuß sie auf ewig zusammenschmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem nächtlichen Dunkel über sie her. Er eilte sie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen; aber er verfehlte in der Nacht und voll Angst wegen seiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angst wuchs, wie er seinen Irrthum bemerkte. Die Prinzessin dachte an das Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Aengstlichkeit fuhr zuweilen, wie ein zerstörender Strahl, durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Trost zusprach, gab ihr

Muth und Zutrauen zurück und erleichterte ihre beklommne Brust. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen den Weg zu finden waren vergeblich, und sie priesen sich beyde glücklich, bey der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe Höhle an dem steilen Abhang eines waldigen Hügels zu entdecken, wo sie eine sichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters zu finden hofften, und eine Ruhestätte für ihre erschöpften Kräfte. Das Glück begünstigte ihre Wünsche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Moose bewachsen. Der Jüngling zündete schnell ein Feuer von Reisern und Moos an, woran sie sich trocknen konnten, und die beyden Liebenden sahen sich nun auf eine wunderbare Weise von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zustande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein nebeneinander.

Ein wilder Mandelstrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieseln ließ sie frisches Wasser zur Stillung ihres Durstes finden. Die Laute hatte der Jüngling mitgenommen, und sie gewährte ihnen jetzt eine aufheiternde und beruhigende Unterhaltung bey dem knisternden Feuer. Eine höhere Macht schien den Knoten schneller lösen zu wollen, und brachte sie unter sonderbaren Umständen in diese romantische Lage. Die Unschuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther und die verbundene, unwiderstehliche Macht ihrer süßen Leidenschaft und ihrer Jugend ließ sie bald die Welt und ihre Verhältnisse vergessen, und wiegte sie unter dem Brautgesange des Sturms und den Hochzeitfackeln der Blitze in den süßesten Rausch ein, der je ein sterbliches Paar beseligt haben mag. Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für sie das Erwachen in einer neuen seligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzessin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die erwachenden tausendfachen Bekümmernisse ihres Herzens. Er war in dieser Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jünglinge zum Manne

geworden. Mit überschwenglicher Begeisterung tröstete er seine Geliebte, erinnerte sie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe und an den hohen Glauben, den sie einflöße, und bat sie, die heiterste Zukunft von dem Schutzgeist ihres Herzens mit Zuversicht zu erwarten. Die Prinzessin fühlte die Wahrheit seines Trostes und entdeckte ihm, sie sey die Tochter des Königs, und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmernisse ihres Vaters. Nach langen reiflichen Ueberlegungen wurden sie über die zu fassende Entschließung einig, und der Jüngling machte sich sofort auf den Weg, um seinen Vater aufzusuchen, und diesen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er versprach in kurzen wieder bey ihr zu seyn, und verließ sie beruhigt und in süßen Vorstellungen der künftigen Entwickelung dieser Begebenheiten. Der Jüngling hatte bald seines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war sehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu sehen. Er erfuhr nun die Geschichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte sich nach einigem Nachdenken bereitwillig ihn zu unterstützen. Sein Haus lag ziemlich versteckt und hatte einige unterirdische Zimmer, die nicht leicht aufzufinden waren. Hier sollte die Wohnung der Prinzessin seyn. Sie ward also in der Dämmerung abgeholt, und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einsamkeit, wenn sie ihres traurigen Vaters gedachte: doch verbarg sie ihren Kummer vor ihrem Geliebten, und sagte es nur dem Alten, der sie freundlich tröstete, und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorstellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Bestürzung gerathen, als Abends die Prinzessin vermißt wurde. Der König war ganz außer sich, und schickte überall Leute aus, sie zu suchen. Kein Mensch wußte sich ihr Verschwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverständniß in die Gedanken, und so ahndete man keine Entführung, da ohnedies kein Mensch weiter fehlte. Auch nicht zu der

entferntesten Vermuthung war Grund da. Die ausgeschickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends seine Sänger vor ihn kamen und schöne Lieder mitbrachten, war es, als ließe sich die alte Freude wieder vor ihm blicken; seine Tochter dünkte ihm nah, und er schöpfte Hoffnung, sie bald wieder zu sehen. War er aber wieder allein, so zerriß es ihm von neuem das Herz, und er weinte laut. Dann gedachte er bey sich selbst: Was hilft mir nun alle die Herrlichkeit, und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menschen. Meine Tochter kann mir nichts ersetzen. Ohne sie sind auch die Gesänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber, der ihnen Leben und Freude, Macht und Gestalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der geringste meiner Diener. Dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eydam dazu und Enkel, die mir auf den Knieen säßen: dann wäre ich ein anderer König als jetzt. Es ist nicht die Krone und das Reich, was einen König macht. Es ist jenes volle, überfließende Gefühl der Glückseligkeit, der Sättigung mit irdischen Gütern, jenes Gefühl der überschwenglichen Gnüge. So werd' ich nun für meinen Uebermuth bestraft. Der Verlust meiner Gattin hat mich noch nicht genug erschüttert. Nun hab' ich auch ein grenzenloses Elend. So klagte der König in den Stunden der heißesten Sehnsucht. Zuweilen brach auch seine alte Strenge und sein Stolz wieder hervor. Er zürnte über seine Klagen; wie ein König wollte er dulden und schweigen. Er meinte dann, er leide mehr als alle Anderen, und gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte, und er in die Zimmer seiner Tochter trat, und sah ihre Kleider hängen, und ihre kleinern Habseligkeiten stehn, als habe sie eben das Zimmer verlassen: so vergaß er seine Vorsätze, gebehrdete sich wie ein trübseliger Mensch, und rief seine geringsten Diener um Mitleid an. Die ganze

Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzessin lebe noch, und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Mensch wußte, woher die Sage kam: aber alles hing sich mit frohem Glauben daran, und sah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herankam. Was gilts, sagten einige in wunderlichem Muthe, nun kommt auch die Prinzessin wieder. Selbst der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihm wie die Verheißung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feste fingen wieder an, und es schien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzessin zu fehlen. Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß sie verschwand, war der ganze Hof im Garten versammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiser Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell stieg zwischen den vielen Fackeln mit zahllosen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel und begleitete mit melodischem Plätschern die mannichfaltigen Gesänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König saß auf einem köstlichen Teppich, und um ihn her war der Hof in festlichen Kleidern versammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte den Garten, und umgab das prachtvolle Schauspiel. Der König saß eben in tiefen Gedanken. Das Bild seiner verlohrnen Tochter stand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um diese Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnsucht übermannte ihn, und es flossen häufige Thränen von seinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihm das traurige Jahr nur ein schwerer Traum zu seyn, und er hob die Augen auf, gleichsam um ihre hohe, heilige,

entzückende Gestalt unter den Menschen und den Bäumen aufzusuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille schien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu seyn, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiedersehns, den Frühling und die Zukunft besungen, wie sie die Hoffnung zu schmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leise Laute einer unbekannten schönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen schienen. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah einen Jüngling in einfacher, aber fremder Tracht stehen, der eine Laute im Arm hielt, und ruhig in seinem Gesange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König seinen Blick nach ihm wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war außerordentlich schön, und der Gesang trug ein fremdes, wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Ursprunge der Welt, von der Entstehung der Gestirne, der Pflanzen, Thiere und Menschen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrscherinnen, der Liebe und Poesie, von der Erscheinung des Hasses und der Barbarey und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübsale, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter traten, selbst von Begeisterung hingerissen, während des Gesanges näher um den seltsamen Fremdling her. Ein niegefühltes Entzücken ergriff die Zuschauer, und der König selbst fühlte sich wie auf einem Strom des Himmels weggetragen. Ein solcher Gesang war nie vernommen worden, und Alle glaubten, ein himmlisches Wesen sey unter ihnen erschienen, besonders da der Jüngling unterm Singen immer schöner, immer herrlicher, und seine Stimme immer gewaltiger zu werden schien. Die Luft spielte mit seinen goldenen Locken. Die Laute schien sich unter seinen Händen zu beseelen, und sein Blick schien trunken

in eine geheimere Welt hinüber zu schauen. Auch die Kinderunschuld und Einfalt seines Gesichts schien allen übernatürlich. Nun war der herrliche Gesang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit Freudenthränen an ihre Brust. Ein stilles, inniges Jauchzen ging durch die Versammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu. Der Jüngling warf sich ihm bescheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich, und hieß ihn sich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören, und dann über seine Bitte zu entscheiden. Der König trat einige Schritte zurück, und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen sein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einsam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über sein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Loos ward mir beschieden,
Ich irre ganz verlassen hier,
Ich brachte Allen Lust und Frieden,
Doch keiner theilte sie mit mir.
Es wird ein jeder seiner Habe
Und seines Lebens froh durch mich;
Doch weisen sie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von sich.

Man läßt mich ruhig Abschied nehmen,
Wie man den Frühling wandern sieht;
Es wird sich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.

Verlangend sehn sie nach den Früchten,
Und wissen nicht, daß er sie sät;
Ich kann den Himmel für sie dichten,
Doch meiner denkt nicht Ein Gebet.

*

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An diese Lippen festgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine sich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch Herz wird sein sich noch erbarmen
Und lösen seinen tiefen Gram?

*

Er sinkt im hohen Grase nieder,
Und schläft mit nassen Wangen ein:
Da schwebt der hohe Geist der Lieder
In die beklemmte Brust hinein:
Vergiß anjetzt was du gelitten,
In Kurzem schwindet deine Last,
Was du umsonst gesucht in Hütten,
Das wirst du finden im Palast.

*

Du nahst dem höchsten Erdenlohne,
Bald endigt der verschlungne Lauf;
Der Myrthenkranz wird eine Krone,
Dir setzt die treuste Hand sie auf.
Ein Herz voll Einklang ist berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter steigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

*

So weit war er in seinem Gesange gekommen, und ein sonderbares Erstaunen hatte sich der Versammlung bemächtigt, als während dieser Strophen ein alter Mann mit einer verschleyerten weiblichen Gestalt von edlem Wuchse, die ein

wunderschönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Versammlung umhersah, und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen streckte, zum Vorschein kamen, und sich hinter den Sänger stellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume der Lieblingsadler des Königs, den er immer um sich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde, die er aus seinen Zimmern entwandt haben mußte, herabflog, und sich auf das Haupt des Jünglings niederließ, so daß die Binde sich um seine Locken schlug. Der Fremdling erschrak einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs, und ließ die Binde zurück. Der Jüngling reichte sie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ sich auf ein Knie gegen den König nieder, und fuhr in seinem Gesange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Palastes ehrnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
Doch sie erklimmt sein Lied geschwind,
Es steigt von Lieb' und Weh ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

*

Die Liebe drückt sie fest zusammen,
Der Klang der Panzer treibt sie fort;
Sie lodern auf in süßen Flammen,
Im nächtlich stillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtsam sich verborgen,
Weil sie der Zorn des Königs schreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

*

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;

Da tritt, gelockt von den Gesängen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

*

Der Liebe weicht und dem Gesange
Auch auf dem Thron ein Vaterherz,
Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ewger Lust den tiefen Schmerz.
Die Liebe giebt, was sie entrissen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

*

Geist des Gesangs, komm du hernieder,
Und steh auch jetzt der Liebe bey;
Bring die verlohrne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater sey! —
Daß er mit Freuden sie umschließet
Und seines Enkels sich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bey diesen Worten, die sanft in den dunklen Gängen verhallten, den Schleyer. Die Prinzessin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füßen des Königs, und hielt ihm das schöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihrer Seite. Eine ängstliche Stille schien jeden Athem festzuhalten. Der König war einige Augenblicke sprachlos und ernst; dann zog er die Prinzessin an seine Brust, drückte sie lange fest an sich, und weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu sich auf, und umschloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles

Jauchzen flog durch die Versammlung, die sich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unendliche Freudenthränen flossen. In Gesänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, dessen Leben fortan nur Ein schönes Fest war. Kein Mensch weiß, wo das Land hingekommen ist. Nur in Sagen heißt es, daß Atlantis von mächtigen Fluten den Augen entzogen worden sey.

Viertes Kapitel.

Einige Tagereisen waren ohne die mindeste Unterbrechung geendigt. Der Weg war fest und trocken, die Witterung erquickend und heiter, und die Gegenden, durch die sie kamen, fruchtbar, bewohnt und mannichfaltig. Der furchtbare Thüringer Wald lag im Rücken; die Kaufleute hatten den Weg öfterer gemacht, waren überall mit den Leuten bekannt, und erfuhren die gastfreyste Aufnahme. Sie vermieden die abgelegenen und durch Räubereien bekannten Gegenden, und nahmen, wenn sie ja gezwungen waren solche zu durchreisen, ein hinlängliches Geleite mit. Einige Besitzer benachbarter Bergschlösser standen mit den Kaufleuten in gutem Vernehmen. Sie wurden besucht, und bey ihnen nachgefragt, ob sie Bestellungen nach Augsburg zu machen hätten. Eine freundliche Bewirthung ward ihnen zu Theil, und die Frauen und Töchter drängten sich mit herzlicher Neugier um die Fremdlinge. Heinrichs Mutter gewann sie bald durch ihre gutmüthige Bereitwilligkeit und Theilnahme. Man war erfreut eine Frau aus der Residenzstadt zu sehn, die eben so willig die Neuigkeiten der Mode, als die Zubereitung einiger schmackhafter Schüsseln mittheilte. Der junge Ofterdingen ward von Rittern und Frauen wegen seiner Bescheidenheit und seines ungezwungenen milden Betragens gepriesen, und die letztern verweilten gern auf seiner einnehmenden Gestalt, die wie das einfache Wort eines Unbekannten war, das man fast

überhört, bis längst nach seinem Abschiede es seine tiefe unscheinbare Knospe immer mehr aufthut, und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dichtverschlungener Blätter zeigt, so daß man es nie vergißt, nicht müde wird es zu wiederholen, und einen unversieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran hat. Man besinnt sich nun genauer auf den Unbekannten, und ahndet und ahndet, bis es auf einmal klar wird, daß es ein Bewohner der höhern Welt gewesen sey. — Die Kaufleute erhielten eine große Menge Bestellungen, und man trennte sich gegenseitig mit herzlichen Wünschen, einander bald wieder zu sehn. Auf einem dieser Schlösser, wo sie gegen Abend hinkamen, ging es fröhlich zu. Der Herr des Schlosses war ein alter Kriegsmann, der die Muße des Friedens und die Einsamkeit seines Aufenthalts mit öftern Gelagen feyerte und unterbrach, und außer dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib kannte, als den gefüllten Becher.

Er empfing die Ankommenden mit brüderlicher Herzlichkeit, mitten unter lärmenden Genossen. Die Mutter ward zur Hausfrau geführt. Die Kaufleute und Heinrich mußten sich an die lustige Tafel setzen, wo der Becher tapfer umherging. Heinrichen ward auf vieles Bitten in Rücksicht seiner Jugend das jedesmalige Bescheidthun erlassen, dagegen die Kaufleute sich nicht faul finden, sondern sich den alten Frankenwein tapfer schmecken ließen. Das Gespräch lief über ehmalige Kriegsabentheuer hin. Heinrich hörte mit großer Aufmerksamkeit den neuen Erzählungen zu. Die Ritter sprachen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abentheuern ihres Zuges und ihrer Seefahrt, von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen gewesen waren, und dem fröhlichen und wunderbaren Leben im Felde und im Lager. Sie äußerten mit großer Lebhaftigkeit ihren Unwillen, jene himmlische Geburtsstätte der Christenheit noch im frevelhaften Besitz der Ungläubigen zu wissen. Sie erhoben die großen

Helden, die sich eine ewige Krone durch ihr tapfres, unermüdliches Bezeigen gegen dieses ruchlose Volk erworben hätten. Der Schloßherr zeigte das kostbare Schwerdt, was er einem Anführer derselben mit eigner Hand abgenommen, nachdem er sein Castell erobert, ihn getödtet, und seine Frau und Kinder zu Gefangenen gemacht, welches ihm der Kayser in seinem Wappen zu führen vergönnet hatte. Alle besahen das prächtige Schwerdt, auch Heinrich nahm es in seine Hand, und fühlte sich von einer kriegerischen Begeisterung ergriffen. Er küßte es mit inbrünstiger Andacht. Die Ritter freuten sich über seinen Antheil. Der Alte umarmte ihn, und munterte ihn auf, auch seine Hand auf ewig der Befreyung des heiligen Grabes zu widmen und das wunderthätige Kreuz auf seine Schultern befestigen zu lassen. Er war überrascht, und seine Hand schien sich nicht von dem Schwerdte losmachen zu können. Besinne dich, mein Sohn, rief der alte Ritter. Ein neuer Kreuzzug ist vor der Thür. Der Kayser selbst wird unsere Schaaren in das Morgenland führen. Durch ganz Europa schallt von neuem der Ruf des Kreuzes, und heldenmüthige Andacht regt sich aller Orten. Wer weiß, ob wir nicht übers Jahr in der großen weltherrlichen Stadt Jerusalem als frohe Sieger bey einander sitzen, und uns bey vaterländischem Wein an unsere Heymath erinnern. Du kannst auch bey mir ein morgenländisches Mädchen sehn. Sie dünken uns Abendländern gar anmuthig, und wenn du das Schwerdt gut zu führen verstehst, so kann es dir an schönen Gefangenen nicht fehlen. Die Ritter sangen mit lauter Stimme den Kreuzgesang, der damals in ganz Europa gesungen wurde:

Das Grab steht unter wilden Heyden;
Das Grab, worinn der Heyland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.

Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich von diesem Grimme!

*

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist des Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

*

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeschrey um alle Zinnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen.

*

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

*

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bey Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerdte
Und zieht entflammt von seinem Herde.

*

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heylands zu befreyn.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu seyn.

Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere,
Und alte Helden stehn voran,
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen,
Sein Blut für Christus zu vergießen.

Zum Kampf ihr Christen! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heyden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald in frohem Muthe
Das heilige Grab mit Heydenblute.

Die heil'ge Jungfrau schwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwerdt geschlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt sich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heil'gen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heyden wird sich enden,
Ist erst das Grab in unsern Händen.

Heinrichs ganze Seele war in Aufruhr, das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Gestalt vor, die auf einem großen Stein, mitten unter wildem Pöbel säße, und auf eine entsetzliche Weise gemißhandelt würde; als wenn sie

mit kummervollen Gesichte nach einem Kreuze blicke, was im Hintergrunde mit lichten Zügen schimmerte, und sich in den bewegten Wellen eines Meeres unendlich vervielfältigte.

Seine Mutter schickte eben herüber, um ihn zu holen und der Hausfrau des Ritters vorzustellen. Die Ritter waren in ihr Gelag und ihre Vorstellungen des bevorstehenden Zuges vertieft, und bemerkten nicht, daß Heinrich sich entfernte. Er fand seine Mutter in traulichem Gespräch mit der alten, gutmüthigen Frau des Schlosses, die ihn freundlich bewillkommte. Der Abend war heiter; die Sonne begann sich zu neigen, und Heinrich, der sich nach Einsamkeit sehnte, und von der goldenen Ferne gelockt wurde, die durch die engen, tiefen Bogenfenster in das düstre Gemach hineintrat, erhielt leicht die Erlaubniß, sich außerhalb des Schlosses besehen zu dürfen. Er eilte ins Freye, sein ganzes Gemüth war rege, er sah von der Höhe des alten Felsens zunächst in das waldige Thal, durch das ein Bach herunterstürzte und einige Mühlen trieb, deren Geräusch man kaum aus der gewaltigen Tiefe vernehmen konnte, und dann in eine unabsehliche Ferne von Bergen, Wäldern und Niederungen, und seine innere Unruhe wurde besänftigt. Das kriegerische Getümmel verlohr sich, und es blieb nur eine klare bilderreiche Sehnsucht zurück. Er fühlte, daß ihm eine Laute mangelte, so wenig er auch wußte, wie sie eigentlich gebaut sey, und welche Wirkung sie hervorbringe. Das heitere Schauspiel des herrlichen Abends wiegte ihn in sanfte Fantasieen; die Blume seines Herzens ließ sich zuweilen wie ein Wetterleuchten in ihm sehn. — Er schweifte durch das wilde Gebüsch und kletterte über bemooste Felsenstücke, als auf einmal aus einer nahen Tiefe ein zarter, eindringender Gesang einer weiblichen Stimme, von wunderbaren Tönen begleitet, erwachte. Es war ihm gewiß, daß es eine Laute sey; er blieb verwunderungsvoll stehen, und hörte in gebrochner deutscher Aussprache folgendes Lied:

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Gesicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wähnen?
Stromweis stürzen meine Thränen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

*

Könnt' ich dir die Myrthen zeigen
Und der Ceder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geschwisterlichen Schaar!
Sähst du im gestickten Kleide,
Stolz im köstlichen Geschmeide,
Deine Freundin, wie sie war.

*

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heißem Blick vor ihr:
Zärtliche Gesänge steigen
Mit dem Abendstern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen;
Ew'ge Lieb' und Treu den Frauen,
Ist der Männer Losung hier.

*

Hier, wo um krystallne Quellen
Liebend sich der Himmel legt,
Und mit heißen Balsamwellen
Um den Hayn zusammenschlägt,
Der in seinen Lustgebieten,
Unter Früchten, unter Blüthen
Tausend bunte Sänger hegt.

*

Fern sind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Längst gefällt sind jene Bäume,
Und das alte Schloß verbraunt.

Fürchterlich, wie Meereswogen,
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verschwand.

*

Fürchterliche Gluthen flossen
In die blaue Luft empor,
Und es drang auf stolzen Rossen
Eine wilde Schaar ins Thor.
Säbel klirrten, unsre Brüder,
Unser Vater kam nicht wieder,
Und man riß uns wild hervor.

*

Meine Augen wurden trübe;
Fernes, mütterliches Land,
Ach! sie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnsucht zugewandt!
Wäre nicht dies Kind vorhanden,
Längst hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöst mit kühner Hand.

Heinrich hörte das Schluchzen eines Kindes und eine tröstende Stimme. Er stieg tiefer durch das Gebüsch hinab, und fand ein bleiches, abgehärmtes Mädchen unter einer alten Eiche sitzen. Ein schönes Kind hing weinend an ihrem Halse, auch ihre Thränen flossen, und eine Laute lag neben ihr auf dem Rasen. Sie erschrak ein wenig, als sie den fremden Jüngling erblickte, der mit wehmüthigem Gesicht sich ihr näherte.

Ihr habt wohl meinen Gesang gehört, sagte sie freundlich. Euer Gesicht dünkt mir bekannt, laßt mich besinnen — Mein Gedächtniß ist schwach geworden, aber Euer Anblick erweckt in mir eine sonderbare Erinnerung aus frohen Zeiten. O! mir ist, als glicht ihr einem meiner Brüder, der noch vor unserm Unglück von uns schied, und nach Persien zu einem berühmten Dichter zog. Vielleicht lebt er noch, und besingt traurig das Unglück seiner Geschwister. Wüßt

ich nur noch einige seiner herrlichen Lieder, die er uns hinterließ! Er war edel und zärtlich, und kannte kein größeres Glück als seine Laute. Das Kind war ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das den fremden Jüngling aufmerksam betrachtete, und sich fest an den Busen der unglücklichen Zulima schmiegte. Heinrichs Herz war von Mitleid durchdrungen; er tröstete die Sängerin mit freundlichen Worten, und bat sie, ihm umständlicher ihre Geschichte zu erzählen. Sie schien es nicht ungern zu thun. Heinrich setzte sich ihr gegenüber und vernahm ihre von häufigen Thränen unterbrochne Erzählung. Vorzüglich hielt sie sich bei dem Lobe ihrer Landsleute und ihres Vaterlandes auf. Sie schilderte den Edelmuth derselben und ihre reine starke Empfänglichkeit für die Poesie des Lebens und die wunderbare, geheimnißvolle Anmuth der Natur. Sie beschrieb die romantischen Schönheiten der fruchtbaren Arabischen Gegenden, die wie glückliche Inseln in unwegsamen Sandwüsteneien lägen, wie Zufluchtsstätte der Bedrängten und Ruhebedürftigen, wie Kolonien des Paradieses, voll frischer Quellen, die über dichten Rasen und funkelnde Steine durch alte, ehrwürdige Haine rieselten, voll bunter Vögel mit melodischen Kehlen, und anziehend durch mannichfaltige Ueberbleibsel ehemaliger denkwürdiger Zeiten. Ihr würdet mit Verwunderung, sagte sie, die buntfarbigen, hellen, seltsamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten sehn. Sie scheinen so bekannt und nicht ohne Ursach so wohl erhalten zu seyn. Man sinnt und sinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man, und wird um so begieriger den tiefsinnigen Zusammenhang dieser uralten Schrift zu errathen. Der unbekannte Geist derselben erregt ein ungewöhnliches Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünschten Fund von dannen geht, so hat man doch tausend merkwürdige Entdeckungen in sich selbst gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz und dem Gemüth eine lange, belohnende Beschäftigung geben. Das Leben auf

einem längst bewohnten und ehemals schon durch Fleiß, Thätigkeit und Neigung verherrlichten Boden hat einen besondern Reitz. Die Natur scheint dort menschlicher und verständlicher geworden, eine dunkle Erinnerung unter der durchsichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit scharfen Umrissen zurück, und so genießt man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gewaltsame verliert und die zauberische Dichtung und Fabel unserer Sinne wird. Wer weiß, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluß der ehemaligen, jetzt unsichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt, und vielleicht ist es dieser dunkle Zug, der die Menschen aus neuen Gegenden, sobald eine gewisse Zeit ihres Erwachens kömmt, mit so zerstörender Ungeduld nach der alten Heymath ihres Geschlechts treibt, und sie Gut und Blut an den Besitz dieser Länder zu wagen anregt. Nach einer Pause fuhr sie fort: Glaubt ja nicht, was man Euch von den Grausamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends wurden Gefangene großmüthiger behandelt, und auch eure Pilger nach Jerusalem wurden mit Gastfreundschaft aufgenommen, nur daß sie selten derselben werth waren. Die Meisten waren nichtsnutzige, böse Menschen, die ihre Wallfahrten mit Bubenstücken bezeichneten, und dadurch freylich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig hätten die Christen das heilige Grab besuchen können, ohne nöthig zu haben, einen fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der alles erbittert, unendliches Elend verbreitet, und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Besitzers? Unsere Fürsten ehrten andachtsvoll das Grab eures Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Profeten halten; und wie schön hätte sein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverständnisses, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündnisse werden können!

Der Abend war unter ihren Gesprächen herbeygekommen. Es fing an Nacht zu werden, und der Mond hob sich aus

dem feuchten Walde mit beruhigendem Glanze herauf. Sie stiegen langsam nach dem Schlosse; Heinrich war voll Gedanken, die kriegerische Begeisterung war gänzlich verschwunden. Er merkte eine wunderliche Verwirrung in der Welt; der Mond zeigte ihm das Bild eines tröstenden Zuschauers und erhob ihn über die Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Höhe so unbeträchtlich erschienen, so wild und unersteiglich sie auch dem Wanderer vorkamen. Zulima ging still neben ihm her und führte das Kind. Heinrich trug die Laute. Er suchte die sinkende Hoffnung seiner Begleiterinn, ihr Vaterland dereinst wieder zu sehn, zu beleben, indem er innerlich einen heftigen Beruf fühlte, ihr Retter zu seyn, ohne zu wissen, auf welche Art es geschehen könne. Eine besondere Kraft schien in seinen einfachen Worten zu liegen, denn Zulima empfand eine ungewohnte Beruhigung und dankte ihm für seine Zusprache auf die rührendste Weise. Die Ritter waren noch bey ihren Bechern und die Mutter in häuslichen Gesprächen. Heinrich hatte keine Lust in den lärmenden Saal zurückzugehn. Er fühlte sich müde, und begab sich bald mit seiner Mutter in das angewiesene Schlafgemach. Er erzählte ihr vor dem Schlafengehn, was ihm begegnet sey, und schlief bald zu unterhaltenden Träumen ein. Die Kaufleute hatten sich auch zeitig fortbegeben, und waren früh wieder munter. Die Ritter lagen in tiefer Ruhe, als sie abreisten; die Hausfrau aber nahm zärtlichen Abschied. Zulima hatte wenig geschlafen, eine innere Freude hatte sie wach erhalten; sie erschien beym Abschiede und bediente die Reisenden demüthig und emsig. Als sie Abschied nahmen, brachte sie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, sie zu Zulimas Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders Laute, sagte sie, der sie mir beym Abschied schenkte; es ist das einzige Besitzthum, was ich gerettet habe. Sie schien Euch gestern zu gefallen, und Ihr laßt mir ein unschätzbares Geschenk zurück, süße Hoffnung. Nehmt dieses

geringe Zeichen meiner Dankbarkeit, und laßt es ein Pfand Eures Andenkens an die arme Zulima seyn. Wir werden uns gewiß wiedersehn, und dann bin ich vielleicht glücklicher. Heinrich weinte; er weigerte sich, diese ihr so unentbehrliche Laute anzunehmen: gebt mir, sagte er, das goldene Band mit den unbekannten Buchstaben aus Euren Haaren, wenn es nicht ein Andenken Eurer Eltern oder Geschwister ist, und nehmt dagegen einen Schleyer an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich seinem Zureden und gab ihm das Band, indem sie sagte: Es ist mein Name in den Buchstaben meiner Muttersprache, den ich in bessern Zeiten selbst in dieses Band gestickt habe. Betrachtet es gern, und denkt, daß es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare festgehalten hat und mit seiner Besitzerin verbleicht ist. Heinrichs Mutter zog den Schleyer heraus, und reichte ihr ihn hin, indem sie sie an sich zog und weinend umarmte.

Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagereisen kamen sie an ein Dorf, am Fuße einiger spitzen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abschreckendes Ansehn hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen, theils Reisende, theils bloße Trinkgäste, saßen in der Stube, und unterhielten sich von allerhand Dingen.

Unsre Reisenden gesellten sich zu ihnen, und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht, doch trugen seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig sey. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wissen, was in den Bergen verborgen seyn müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen

Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seyen doch nicht umsonst so weit im Umfange und erhaben und so fest verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sey fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehn. — Endlich sey ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehn, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula seyn, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dies nicht zweymal sagen lassen, und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen breterne Hütten standen, und als ich aus dem Thal unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehn sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stand ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht

für Bergleute hielt, und mit schüchterner Aengstlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehn und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meynten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf," womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt, und ihm meine große Lust, seine seltne, geheimnißvolle Kunst zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen, und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reitzenden Tracht sehn würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt waren.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir sowohl die Sprache, als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bey Zeiten und fand mich bey meinem neuen Wirthe ein, bey dem sich allmählich die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erschien und las eine Messe, nachher sprach er ein feyerliches Gebet, worinn er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu

nehmen, sie bey ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen und ihnen reiche Anbrüche zu bescheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter empfunden. Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besäßen, und in dem ernsten, stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienst eine Lampe und ein kleines hölzernes Krucifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorsichtigkeitsregeln, so wie mit den Namen der mannichfaltigen Gegenstände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und schurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beyspiel, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war seltsam feyerlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde, meine neugierigen Fragen zu beantworten und mich über seine Kunst zu unterrichten. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungenheit der Gänge und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besitz

dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines angebornen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unserm geheimen Daseyn haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht daß sie jedem Andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu seyn, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust, und verhieß mir, daß ich bey diesem Fleiße und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah ich zum erstenmal in meinem Leben am sechzehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als sey er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit soviel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und an heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula, und stieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bey der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten. Heinrichen erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaus und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: Ihr mögt seitdem viel seltsame Dinge gesehn und erfahren haben; hoffentlich hat Euch nie Eure gewählte Lebensart gereut? Wärt Ihr nicht so gefällig und erzähltet uns, wie es Euch seit dem ergangen, und auf welcher Reise Ihr jetzt begriffen seyd? Es scheint, als hättet Ihr Euch weiter in der Welt umgesehn, und gewiß darf ich vermuthen, daß Ihr jetzt mehr als einen gemeinen Bergmann vorstellt. Es ist mir selber lieb, sagte der Alte, mich der verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anläße finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreun. Das Geschick hat mich durch ein frohes und heitres Leben geführt, und es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen gewesen, und unser aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet und in Ehren grau werden lassen. Nächst ihm habe ich alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in seinem Thun. Durch ihn ist das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert und wohlhabend und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Eula steht, wird auch sein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war seiner Geburt nach ein Lausitzer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm

ins Haus kam. Meine Aemsigkeit, meine Treue, und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn, gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein wackres, muntres Geschöpf, deren Gesicht so freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daß sie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr schäkerte und kein Auge von den ihrigen verwandte, die so blau und offen wie der Himmel waren, und wie die Krystalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann werden würde, wolle er sie mir nicht versagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns, und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau auf meine Kammer. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildniß auf einer großen Münze, und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeittage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und Aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntre Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen, und aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen, und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrichen wandte, und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! denn es giebt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann

geboren, und arm gehet er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reitz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke, und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufs. Nur Er kennt die Reitze des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freyen Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigenthümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen seyn. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, was die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden

Leidenschaften herbeylockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählich zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige mal habe ich nicht vor Ort gesessen, und bey dem Schein meiner Lampe das schlichte Crucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen seyn, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaus gelehrt, und in dem Schooße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andre Gänge ver-

unedlen ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schaart, und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern: aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Es fehlt euch gewiß nicht, sagte Heinrich, an ermunternden Liedern. Ich sollte meinen, daß euch euer Beruf unwillkührlich zu Gesängen begeistern und die Musik eine willkommne Begleiterin der Bergleute seyn müßte.

Da habt Ihr wahr gesprochen, erwiederte der Alte; Gesang und Zitherspiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reitze derselben genießen, als der unsrige. Musik und Tanz sind eigentliche Freuden des Bergmanns; sie sind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen desselben helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen.

Wenn es euch gefällt, so will ich euch gleich einen Gesang zum Besten geben, der fleißig in meiner Jugend gesungen wurde.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

*

Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

*

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß und Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

*

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloßnen Zeit,
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

*

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

*

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

*

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

*

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,

Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Heinrichen gefiel das Lied ungemein, und er bat den Alten, ihm noch eins mitzutheilen. Der Alte war auch gleich bereit und sagte: Ich weiß gleich noch ein wunderliches Lied, was wir selbst nicht wissen, wo es her ist.

Es brachte es ein reisender Bergmann mit, der weit herkam, und ein sonderlicher Ruthengänger war. Das Lied fand großen Beyfall, weil es so seltsamlich klang, beynah so dunkel und unverständlich, wie die Musik selbst, aber eben darum auch so unbegreiflich anzog, und im wachenden Zustande wie ein Traum unterhielt.

Ich kenne wo ein festes Schloß,
Ein stiller König wohnt darinnen,
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch steigt er nie auf seine Zinnen.
Verborgen ist sein Lustgemach
Und unsichtbare Wächter lauschen;
Nur wohlbekannte Quellen rauschen
Zu ihm herab vom bunten Dach.

Was ihre hellen Augen sahn
In der Gestirne weiten Sälen,
Das sagen sie ihm treulich an
Und können sich nicht satt erzählen.

Er badet sich in ihrer Flut,
Wäscht sauber seine zarten Glieder,
Und seine Strahlen blinken wieder
Aus seiner Mutter weißem Blut.

*

Sein Schloß ist alt und wunderbar,
Es sank herab aus tiefen Meeren
Stand fest und steht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren,
Von innen schlingt ein heimlich Band
Sich um des Reiches Unterthanen,
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felsenwand.

*

Ein unermeßliches Geschlecht
Umgiebt die festverschlossenen Pforten,
Ein jeder spielt den treuen Knecht
Und ruft den Herrn mit süßen Worten.
Sie fühlen sich durch ihn beglückt,
Und ahnden nicht, daß sie gefangen;
Berauscht von trüglichem Verlangen
Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

*

Nur Wenige sind schlau und wach,
Und dürsten nicht nach seinen Gaben;
Sie trachten unablässig nach,
Das alte Schloß zu untergraben.
Der Heimlichkeit urmächt'gen Bann
Kann nur die Hand der Einsicht lösen;
Gelingt's, das Innere zu entblößen:
So bricht der Tag der Freyheit an.

*

Dem Fleiß ist keine Wand zu fest,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;
Wer sich auf Herz und Hand verläßt,
Spürt nach dem König unbedenklich.

Aus seinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geister durch die Geister,
Macht sich der wilden Fluten Meister,
Und heißt sie selbst heraus sich ziehn.

*

Je mehr er nun zum Vorschein kömmt
Und wild umher sich treibt auf Erden;
Je mehr wird seine Macht gedämmt,
Je mehr die Zahl der Freyen werden.
Am Ende wird, von Banden los,
Das Meer die leere Burg durchdringen,
Und trägt auf weichen grünen Schwingen
Zurück uns in der Heymath Schooß.

*

Es dünkte Heinrichen, wie der Alte geendigt hatte, als habe er das Lied schon irgend wo gehört. Er ließ es sich wiederholen und schrieb es sich auf. Der Alte ging nachher hinaus, und die Kaufleute sprachen unterdessen mit den andern Gästen über die Vortheile des Bergbaues und seine Mühseligkeiten. Einer sagte: der Alte ist gewiß nicht umsonst hier. Er ist heute zwischen den Hügeln umhergeklettert und hat gewiß gute Anzeichen gefunden. Wir wollen ihn doch fragen, wenn er wieder herein kömmt. Wißt ihr wohl, sagte ein Andrer, daß wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unser Dorf zu suchen? Das Wasser ist weit, und ein guter Brunnen wäre uns sehr willkommen. Mir fällt ein, sagte ein dritter, daß ich ihn fragen möchte, ob er einen von meinen Söhnen mit sich nehmen will, der mir schon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiß ein tüchtiger Bergmann, und der Alte scheint ein guter Mann zu seyn, der wird schon was Rechtes aus ihm ziehn. Die Kaufleute redeten, ob sie vielleicht durch den Bergmann ein vortheilhaftes Verkehr mit Böhmen anspinnen und Metalle daher zu guten Preisen erhalten möchten. Der Alte trat wieder in die Stube, und alle wünschten seine Bekannt-



schaft zu benutzen. Er fing an und sagte: Wie dumpf und ängstlich ist es doch hier in der engen Stube. Der Mond steht draußen in voller Herrlichkeit, und ich hätte große Lust noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heute bey Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe gesehn. Vielleicht entschließen sich Einige mitzugehn; und wenn wir nur Licht mitnehmen, so werden wir ohne Schwierigkeiten uns darinn umsehn können.

Den Leuten aus dem Dorfe waren diese Höhlen schon bekannt: aber bis jetzt hatte keiner gewagt hineinzusteigen; vielmehr trugen sie sich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und andern Unthieren, die darinn hausen sollten. Einige wollten sie selbst gesehn haben, und behaupteten, daß man Knochen an ihrem Eingange von geraubten und verzehrten Menschen und Thieren fände. Einige andre vermeinten, daß ein Geist dieselben bewohne, wie sie denn einigemal aus der Ferne eine seltsame menschliche Gestalt gesehn, auch zur Nachtzeit Gesänge da herüber gehört haben wollten.

Der Alte schien ihnen keinen großen Glauben beyzumessen, und versicherte lachend, daß sie unter dem Schutze eines Bergmanns getrost mitgehn könnten, indem die Ungeheuer sich vor ihm scheuen müßten, ein singender Geist aber gewiß ein wohlthätiges Wesen sey. Die Neugier machte viele beherzt genug, seinen Vorschlag einzugehn; auch Heinrich wünschte ihn zu begleiten, und seine Mutter gab endlich auf das Zureden und Versprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs Sicherheit zu haben, seinen Bitten nach. Die Kaufleute waren eben so entschlossen. Es wurden lange Kienspäne zu Fackeln zusammengeholt; ein Theil der Gesellschaft versah sich noch zum Ueberfluß mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Vertheidigungswerkzeugen, und so begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener

Bauer hatte seinen wißbegierigen Sohn herbeygeholt, der voller Freude sich einer Fackel bemächtigte, und den Weg zu den Höhlen zeigte. Der Abend war heiter und warm. Der Mond stand in mildem Glanze über den Hügeln, und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufsteigen. Selbst wie ein Traum der Sonne, lag er über der in sich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Grenzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für sich schlummerte, und einsam und unberührt sich vergeblich sehnte, die dunkle Fülle seines unermeßlichen Daseyns zu entfalten. In Heinrichs Gemüth spiegelte sich das Mährchen des Abends. Es war ihm, als ruhte die Welt aufgeschlossen in ihm, und zeigte ihm wie einem Gastfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihm dünkte die große einfache Erscheinung um ihn so verständlich. Die Natur schien ihm nur deswegen so unbegreiflich, weil sie das Nächste und Traulichste mit einer solchen Verschwendung von mannichfachen Ausdrücken um den Menschen her thürmte. Die Worte des Alten hatten eine versteckte Tapetenthür in ihm geöffnet. Er sah sein kleines Wohnzimmer dicht an einen erhabenen Münster gebaut, aus dessen steinernem Boden die ernste Vorwelt emporstieg, während von der Kuppel die klare fröhliche Zukunft in goldnen Engelskindern ihr singend entgegenschwebte. Gewaltige Klänge bebten in den silbernen Gesang, und zu den weiten Thoren traten alle Creaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigenthümlichen Mundart vernehmlich aussprach. Wie wunderte er sich, daß ihm diese klare, seinem Daseyn schon unentbehrliche Ansicht so lange fremd geblieben war. Nun übersah er auf einmal alle seine Verhältnisse mit der weiten Welt um ihn her; fühlte was er durch sie geworden und was sie ihm werden würde, und begriff alle die seltsamen Vorstellungen und Anregungen, die er schon oft in ihrem Anschauen gespürt hatte. Die Er-

zählung der Kaufleute von dem Jünglinge, der die Natur so emsig betrachtete, und der Eydam des Königs wurde, kam ihm wieder zu Gedanken, und tausend andere Erinnerungen seines Lebens knüpften sich von selbst an einen zauberischen Faden. Während der Zeit, daß Heinrich seinen Betrachtungen nachhing, hatte sich die Gesellschaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, und der Alte nahm eine Fackel und kletterte über einige Steine zuerst hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftstrom kam ihm entgegen, und der Alte versicherte, daß sie getrost folgen könnten. Die Furchtsamsten gingen zuletzt, und hielten ihre Waffen in Bereitschaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten, und der Knabe wanderte munter an seiner Seite. Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich schmalen Gange, welcher sich aber bald in eine sehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelglanz nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch sah man im Hintergrunde einige Oeffnungen sich in die Felsenwand verlieren. Der Boden war weich und ziemlich eben; die Wände, so wie die Decke, waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäßig; aber was die Aufmerksamkeit Aller vorzüglich beschäftigte, war die unzähliche Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig erhalten, an andern sah man Spuren der Verwesung, und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, schienen steinartig geworden zu seyn. Die Meisten waren von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Der Alte freute sich über diese Ueberbleibsel einer uralten Zeit; nur den Bauern war nicht wohl dabey zu Muthe, denn sie hielten sie für deutliche Spuren naher Raubthiere, so überzeugend ihnen auch der Alte die Zeichen eines undenklichen Alterthums daran aufwies, und sie fragte, ob sie je etwas von Verwüstungen unter ihren Heerden und vom Raube benachbarter Menschen gespürt hätten, und ob sie jene Knochen für Knochen bekannter Thiere oder Menschen halten könnten?

Der Alte wollte nun weiter in den Berg, aber die Bauern fanden für rathsam sich vor die Höhle zurückzuziehn, und dort seine Rückkunft abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bey dem Alten, und versahen sich mit Stricken und Fackeln. Sie gelangten bald in eine zweyte Höhle, wobey der Alte nicht vergaß, den Gang, aus dem sie hereingekommen waren, durch eine Figur von Knochen, die er davor hinlegte, zu bezeichnen. Die Höhle glich der vorigen und war eben so reich an thierischen Resten. Heinrichen war schauerlich und wunderbar zu Muthe; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des innern Erdenpalastes. Himmel und Leben lag ihm auf einmal weit entfernt, und diese dunkeln, weiten Hallen schienen zu einem unterirdischen seltsamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bey sich selbst, wäre es möglich, daß unter unsern Füßen eine eigene Welt in einem ungeheuern Leben sich bewegte? daß unerhörte Geburten in den Vesten der Erde ihr Wesen trieben, die das innere Feuer des dunkeln Schooßes zu riesenmäßigen und geistesgewaltigen Gestalten auftriebe? Könnten dereinst diese schauerlichen Fremden, von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erscheinen, während vielleicht zu gleicher Zeit himmlische Gäste, lebendige, redende Kräfte der Gestirne über unsern Häuptern sichtbar würden? Sind diese Knochen Ueberreste ihrer Wanderungen nach der Oberfläche, oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die Andern herbey, und zeigte ihnen eine ziemlich frische Menschenspur auf dem Boden. Mehrere konnten sie nicht finden, und so glaubte der Alte, ohne fürchten zu müssen, auf Räuber zu stoßen, der Spur nachgehen zu können. Sie waren eben im Begriff dies auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füßen, aus einer fernen Tiefe ein ziemlich vernehmlicher Gesang anfing. Sie erstaunten nicht wenig, doch horchten sie genau auf:

Gern verweil' ich noch im Thale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

*

Ihre heil'gen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich steh in diesem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

*

Eingewiegt in seelges Schauen
Aengstigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königinn der Frauen
Giebt mir ihr getreues Herz.

*

Bangverweinte Jahre haben
Diesen schlechten Thon verklärt,
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

*

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einst von hier getragen
Schau ich dankbar noch zurück.

*

Alle waren auf das angenehmste überrascht und wünschten sehnlichst den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen sie in einem Winkel der rechten Seitenwand einen abwärts gesenkten Gang, in welchen die Fußstapfen zu führen schienen. Bald dünkte es ihnen, eine Hellung zu bemerken, die stärker wurde, je näher sie kamen. Es that sich ein neues Gewölbe von noch größerm Umfange als die vorherigen auf, in dessen Hintergrunde sie bey einer Lampe eine menschliche Gestalt sitzen sahen, die vor sich auf einer steinernen Platte ein großes Buch liegen hatte, in welchem sie zu lesen schien.

Sie drehte sich nach ihnen zu, stand auf und ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, dessen Alter man nicht errathen konnte. Er sah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit bemerkte man an ihm, als schlichte silberne Haare, die auf der Stirn gescheitelt waren. In seinen Augen lag eine unaussprechliche Heiterkeit, als sähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füße gebunden, und schien keine andere Kleidung zu haben, als einen weiten Mantel, der um ihn her geschlungen war, und seine edle große Gestalt noch mehr heraus hob. Ueber ihre unvermuthete Ankunft schien er nicht im mindesten verwundert; wie ein Bekannter begrüßte er sie. Es war, als empfing er erwartete Gäste in seinem Wohnhause. Es ist doch schön, daß ihr mich besucht, sagte er; ihr seyd die ersten Freunde, die ich hier sehe, so lange ich auch schon hier wohne. Scheint es doch, als finge man an, unser großes wunderbares Haus genauer zu betrachten. Der Alte erwiederte: Wir haben nicht vermuthet, einen so freundlichen Wirth hier zu finden. Von wilden Thieren und Geistern war uns erzählt, und nun sehen wir uns auf das anmuthigste getäuscht. Wenn wir Euch in Eurer Andacht und in Euren tiefsinnigen Betrachtungen gestört haben, so verzeiht es unserer Neugierde. — Könnte eine Betrachtung erfreulicher seyn, sagte der Unbekannte, als die, froher, uns zusagender Menschengesichter? Haltet mich nicht für einen Menschenfeind, weil ihr mich in dieser Einöde trefft. Ich habe die Welt nicht geflohen, sondern ich habe nur eine Ruhestätte gesucht, wo ich ungestört meinen Betrachtungen nachhängen könnte. — Hat Euch Euer Entschluß nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo Euch bange wird und Euer Herz nach einer Menschenstimme verlangt? — Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiße Schwärmerey mich veranlaßte, Einsiedler zu werden. Dunkle Ahndungen beschäftigten meine jugendliche Fantasie. Ich hoffte, volle

Nahrung meines Herzens in der Einsamkeit zu finden. Unerschöpflich dünkte mir die Quelle meines innern Lebens. Aber ich merkte bald, daß man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein seyn kann, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem Geschlecht eine gewisse Selbstständigkeit erlangt.

Ich glaube selbst, erwiederte der Alte, daß es einen gewissen natürlichen Beruf zu jeder Lebensart giebt, und vielleicht, daß die Erfahrungen eines zunehmenden Alters von selbst auf eine Zurückziehung aus der menschlichen Gesellschaft führen. Scheint es doch, als sey dieselbe der Thätigkeit sowohl zum Gewinnst als zur Erhaltung gewidmet. Eine große Hoffnung, ein gemeinschaftlicher Zweck treibt sie mit Macht; und Kinder und Alte scheinen nicht dazu zu gehören. Unbehülflichkeit und Unwissenheit schließen die Ersten davon aus; während die letztern jene Hoffnung erfüllt, jenen Zweck erreicht sehen, und nun nicht mehr von ihnen in den Kreis jener Gesellschaft verflochten, in sich selbst zurückkehren, und genug zu thun finden, sich auf eine höhere Gemeinschaft würdig vorzubereiten. Indeß scheinen bey Euch noch besondere Ursachen statt gefunden zu haben, Euch so gänzlich von den Menschen abzusondern und Verzicht auf alle Bequemlichkeiten der Gesellschaft zu leisten. Mich dünkt, daß die Spannung Eures Gemüths doch oft nachlassen, und Euch dann unbehaglich zu Muthe werden müßte.

Ich fühlte das wohl, indeß habe ich es glücklich durch eine strenge Regelmäßigkeit meines Lebens zu vermeiden gewußt. Dabey suche ich mich durch Bewegung gesund zu erhalten, und dann hat es keine Noth. Jeden Tag gehe ich mehrere Stunden herum und genieße den Tag und die Luft soviel ich kann. Sonst halte ich mich in diesen Hallen auf, und beschäftige mich zu gewissen Stunden mit Korbflechten und Schnitzen. Für meine Waaren tausche ich

mir in entlegenen Ortschaften Lebensmittel ein, Bücher hab ich mir mitgebracht, und so vergeht die Zeit, wie ein Augenblick. In jenen Gegenden habe ich einige Bekannte, die um meinen Aufenthalt wissen, und von denen ich erfahre, was in der Welt geschieht. Diese werden mich begraben, wenn ich todt bin, und meine Bücher zu sich nehmen.

Er führte sie näher an seinen Sitz, der nahe an der Höhlenwand war. Sie sahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüstung, die ziemlich kostbar zu seyn schien. Der Tisch bestand aus fünf großen steinernen Platten, die wie ein Kasten zusammengesetzt waren. Auf der obersten lagen eine männliche und weibliche Figur in Lebensgröße eingehauen, die einen Kranz von Lilien und Rosen angefaßt hatten; an den Seiten stand:

Friedrich und Marie von Hohenzollern kehrten auf dieser Stelle in ihr Vaterland zurück.

Der Einsiedler fragte seine Gäste nach ihrem Vaterlande, und wie sie in diese Gegenden gekommen wären. Er war sehr freundlich und offen, und verrieth eine große Bekanntschaft mit der Welt. Der Alte sagte: Ich sehe, Ihr seyd ein Kriegsmann gewesen, die Rüstung verräth Euch. — Die Gefahren und Wechsel des Krieges, der hohe poetische Geist, der ein Kriegsheer begleitet, rissen mich aus meiner jugendlichen Einsamkeit und bestimmten die Schicksale meines Lebens. Vielleicht, daß das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten, denen ich beywohnte, mir den Sinn für die Einsamkeit noch mehr geöffnet haben: die zahllosen Erinnerungen sind eine unterhaltende Gesellschaft, und dies um so mehr, je veränderter der Blick ist, mit dem wir sie überschauen, und der nun erst ihren wahren Zusammenhang, den Tiefsinn ihrer Folge und die Bedeutung ihrer Erscheinungen entdeckt. Der eigentliche Sinn für die Geschichten der Menschen

entwickelt sich erst spät, und mehr unter den stillen Einflüssen der Erinnerung, als unter den gewaltsameren Eindrücken der Gegenwart. Die nächsten Ereignisse scheinen nur locker verknüpft, aber sie sympathisiren desto wunderbarer mit entfernteren; und nur dann, wenn man im Stande ist, eine lange Reihe zu übersehn und weder alles buchstäblich zu nehmen, noch auch mit muthwilligen Träumen die eigentliche Ordnung zu verwirren, bemerkt man die geheime Verkettung des Ehemaligen und Künftigen, und lernt die Geschichte aus Hoffnung und Erinnerung zusammensetzen. Indeß nur dem, welchem die ganze Vorzeit gegenwärtig ist, mag es gelingen, die einfache Regel der Geschichte zu entdecken. Wir kommen nur zu unvollständigen und beschwerlichen Formeln, und können froh seyn, nur für uns selbst eine brauchbare Vorschrift zu finden, die uns hinlängliche Aufschlüsse über unser eigenes kurzes Leben verschafft. Ich darf aber wohl sagen, daß jede sorgfältige Betrachtung der Schicksale des Lebens einen tiefen, unerschöpflichen Genuß gewährt, und unter allen Gedanken uns am meisten über die irdischen Uebel erhebt. Die Jugend liest die Geschichte nur aus Neugier, wie ein unterhaltendes Mährchen; dem reiferen Alter wird sie eine himmlische, tröstende und erbauende Freundinn, die ihn durch ihre weisen Gespräche sanft zu einer höheren, umfassenderen Laufbahn vorbereitet, und mit der unbekannten Welt ihn in faßlichen Bildern bekannt macht. Die Kirche ist das Wohnhaus der Geschichte, und der stille Hof ihr sinnbildlicher Blumengarten. Von der Geschichte sollten nur alte, gottesfürchtige Leute schreiben, deren Geschichte selbst zu Ende ist, und die nichts mehr zu hoffen haben, als die Verpflanzung in den Garten. Nicht finster und trübe wird ihre Beschreibung seyn; vielmehr wird ein Strahl aus der Kuppel alles in der richtigsten und schönsten Erleuchtung zeigen, und heiliger Geist wird über diesen seltsam bewegten Gewässern schweben.

Wie wahr und einleuchtend ist Eure Rede, setzte der Alte hinzu. Man sollte gewiß mehr Fleiß darauf wenden, das Wissenswürdige seiner Zeit treulich aufzuzeichnen, um es als ein andächtiges Vermächtniß den künftigen Menschen zu hinterlassen. Es giebt tausend entferntere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird und gerade um das Nächste und Wichtigste, um die Schicksale unsers eigenen Lebens, unserer Angehörigen, unsers Geschlechts, deren leise Planmäßigkeit wir in den Gedanken einer Vorsehung aufgefaßt haben, bekümmern wir uns so wenig, und lassen sorglos alle Spuren in unserm Gedächtnisse verwischen. Wie Heiligthümer wird eine weisere Nachkommenschaft jede Nachricht, die von den Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufsuchen, und selbst das Leben eines einzelnen unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig seyn, da gewiß sich das große Leben seiner Zeitgenossenschaft darinn mehr oder weniger spiegelt.

Es ist nur so schlimm, sagte der Graf von Hohenzollern, daß selbst die Wenigen, die sich der Aufzeichnung der Thaten und Vorfälle ihrer Zeit unterzogen, nicht über ihr Geschäft nachdachten, und ihren Beobachtungen keine Vollständigkeit und Ordnung zu geben suchten, sondern nur aufs Gerathewohl bey der Auswahl und Sammlung ihrer Nachrichten verfuhren. Ein jeder wird leicht an sich bemerken, daß er nur dasjenige deutlich und vollkommen beschreiben kann, was er genau kennt, dessen Theile, dessen Entstehung und Folge, dessen Zweck und Gebrauch ihm gegenwärtig sind: denn sonst wird keine Beschreibung, sondern ein verwirrtes Gemisch von unvollständigen Bemerkungen entstehn. Man lasse ein Kind eine Maschine, einen Landmann ein Schiff beschreiben, und gewiß wird kein Mensch aus ihren Worten einigen Nutzen und Unterricht schöpfen können, und so ist es mit den meisten Geschichtschreibern, die vielleicht fertig genug im Erzählen, und bis zum Ueberdruß weitschweifig sind, aber

doch gerade das Wissenswürdigste vergessen, dasjenige, was erst die Geschichte zur Geschichte macht, und die mancherley Zufälle zu einem angenehmen und lehrreichen Ganzen verbindet. Wenn ich das alles recht bedenke, so scheint es mir, als wenn ein Geschichtschreiber nothwendig auch ein Dichter seyn müßte, denn nur die Dichter mögen sich auf jene Kunst, Begebenheiten schicklich zu verknüpfen, verstehn. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit stillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geist des Lebens bemerkt. Es ist mehr Wahrheit in ihren Mährchen, als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Personen und deren Schicksale erfunden: so ist doch der Sinn, in dem sie erfunden sind, wahrhaft und natürlich. Es ist für unsern Genuß und unsere Belehrung gewissermaßen einerley, ob die Personen, in deren Schicksalen wir den unsrigen nachspüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anschauung der großen einfachen Seele der Zeiterscheinungen, und finden wir diesen Wunsch gewährt, so kümmern wir uns nicht um die zufällige Existenz ihrer äußern Figuren.

Auch ich bin den Dichtern, sagte der Alte, von jeher deshalb zugethan gewesen. Das Leben und die Welt ist mir klarer und anschaulicher durch sie geworden. Es dünkte mich, sie müßten befreundet mit den scharfen Geistern des Lichtes seyn, die alle Naturen durchdringen und sondern, und einen eigenthümlichen, zartgefärbten Schleyer über jede verbreiten. Meine eigene Natur fühlte ich bey ihren Liedern leicht entfaltet, und es war, als könnte sie sich nun freyer bewegen, ihrer Geselligkeit und ihres Verlangens froh werden, mit stiller Lust ihre Glieder gegen einander schwingen und tausenderley anmuthige Wirkungen hervorrufen.

Wart Ihr so glücklich, in Eurer Gegend einige Dichter zu haben? fragte der Einsiedler.

Es haben sich wohl zuweilen einige bey uns eingefunden: aber sie schienen Gefallen am Reisen zu finden, und

so hielten sie sich meist nicht lange auf. Indeß habe ich auf meinen Wanderungen nach Illyrien, nach Sachsen und Schwedenland nicht selten welche gefunden, deren Andenken mich immer erfreuen wird.

So seyd Ihr ja weit umhergekommen, und müßt viele denkwürdige Dinge erlebt haben.

Unsere Kunst macht es fast nöthig, daß man sich weit auf dem Erdboden umsieht, und es ist als triebe den Bergmann ein unterirdisches Feuer umher. Ein Berg schickt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig, und hat seine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunst zu lernen, die unsern Fußboden so seltsam gegründet und ausgetäfelt hat. Unsere Kunst ist uralt und weit verbreitet. Sie mag wohl aus Morgen, mit der Sonne, wie unser Geschlecht, nach Abend gewandert seyn, und von der Mitte nach den Enden zu. Sie hat überall mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das Bedürfniß den menschlichen Geist zu klugen Erfindungen gereitzt, so kann der Bergmann überall seine Einsichten und seine Geschicklichkeit vermehren und mit nützlichen Erfahrungen seine Heymath bereichern.

Ihr seyd beynah verkehrte Astrologen, sagte der Einsiedler. Wenn diese den Himmel unverwandt betrachten und seine unermeßlichen Räume durchirren: so wendet ihr euren Blick auf den Erdboden, und erforscht seinen Bau. Jene studieren die Kräfte und Einflüsse der Gestirne, und ihr untersucht die Kräfte der Felsen und Berge, und die mannichfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinschichten. Jenen ist der Himmel das Buch der Zukunft, während euch die Erde Denkmale der Urwelt zeigt.

Es ist dieser Zusammenhang nicht ohne Bedeutung, sagte der Alte lächelnd. Die leuchtenden Profeten spielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geschichte des wunderlichen Erdbaus. Man wird vielleicht sie aus ihren Werken, und

ihre Werke aus ihnen mit der Zeit besser kennen und erklären lernen. Vielleicht zeigen die großen Gebirgsketten die Spuren ihrer ehemaligen Straßen, und hatten selbst Lust, sich auf ihre eigene Hand zu nähren, und ihren eigenen Gang am Himmel zu gehn. Manche hoben sich kühn genug, um auch Sterne zu werden, und müssen nun dafür die schöne grüne Bekleidung der niedrigern Gegenden entbehren. Sie haben dafür nichts erhalten, als daß sie ihren Vätern das Wetter machen helfen, und Profeten für das tiefere Land sind, das sie bald schützen, bald mit Ungewittern überschwemmen.

Seitdem ich in dieser Höhle wohne, fuhr der Einsiedler fort, habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es ist unbeschreiblich, was diese Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorstellen, die ein Bergmann für sein Handwerk hegen muß. Wenn ich die seltsamen alten Knochen ansehe, die hier in so gewaltiger Menge versammelt sind; wenn ich mir die wilde Zeit denke, wo diese fremdartigen ungeheuren Thiere in dichten Schaaren sich in diese Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angst vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufsteige, wo diese Höhlen zusammenwuchsen und ungeheure Fluten das Land bedeckten: so komme ich mir selbst wie ein Traum der Zukunft, wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar ist gegen diese gewaltsamen, riesenmäßigen Zeiten die heutige Natur! und das furchtbarste Gewitter, das entsetzlichste Erdbeben in unsern Tagen ist nur ein schwacher Nachhall jener grausenvollen Geburtswehen. Vielleicht daß auch die Pflanzen- und Thierwelt, ja die damaligen Menschen selbst, wenn es auf einzelnen Eylanden in diesem Ozean welche gab, eine andere festere und rauhere Bauart hatten, — wenigstens dürfte man die alten Sagen von einem Riesenvolke dann keiner Erdichtungen zeihen.

Es ist erfreulich, sagte der Alte, jene allmähliche Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein immer innigeres Einverständniß, eine friedlichere Gemeinschaft, eine gegenseitige Unterstützung und Belebung scheint sich allmählich gebildet zu haben, und wir können immer besseren Zeiten entgegensehn. Es wäre vielleicht möglich, daß hin und wieder noch alter Sauerteig gährte, und noch einige heftige Erschütterungen erfolgten; indeß sieht man doch das allmächtige Streben nach freyer, einträchtiger Verfassung, und in diesem Geiste wird jede Erschütterung vorübergehen und dem großen Ziele näher führen. Mag es seyn, daß die Natur nicht mehr so fruchtbar ist, daß heut zu Tage keine Metalle und Edelsteine, keine Felsen und Berge mehr entstehn, daß Pflanzen und Thiere nicht mehr zu so erstaunlichen Größen und Kräften aufquellen; je mehr sich ihre erzeugende Kraft erschöpft hat, desto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geselligen Kräfte zugenommen, ihr Gemüth ist empfänglicher und zarter, ihre Fantasie mannichfaltiger und sinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunstreicher geworden. Sie nähert sich dem Menschen, und wenn sie ehmals ein wildgebährender Fels war, so ist sie jetzt eine stille, treibende Pflanze, eine stumme menschliche Künstlerinn. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nöthig, deren Ueberfluß auf undenkliche Zeiten ausreicht. Wie klein ist der Raum, den ich durchwandert bin, und welche mächtige Vorräthe habe ich nicht gleich auf den ersten Blick gefunden, deren Benutzung der Nachwelt überlassen bleibt. Welche Reichthümer verschließen nicht die Gebirge nach Norden, welche günstige Anzeigen fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn, am Fuße der Carpathischen Gebirge, und in den Felsenthälern von Tyrol, Oestreich und Bayern. Ich könnte ein reicher Mann seyn, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuschlagen brauchte. An manchen Orten sah ich mich wie in einem

Zaubergarten. Was ich ansah, war von köstlichen Metallen und auf das kunstreichste gebildet. In den zierlichen Locken und Aesten des Silbers hingen glänzende, rubinrothe durchsichtige Früchte, und die schweren Bäumchen standen auf krystallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man traute kaum seinen Sinnen an diesen wunderbaren Orten, und ward nicht müde diese reitzenden Wildnisse zu durchstreifen und sich an ihren Kleinodien zu ergötzen. Auch auf meiner jetzigen Reise habe ich viele Merkwürdigkeiten gesehn, und gewiß ist in andern Ländern die Erde eben so ergiebig und verschwenderisch.

Wenn man, sagte der Unbekannte, die Schätze bedenkt, die im Orient zu Hause sind, so ist daran kein Zweifel; und ist das ferne Indien, Afrika und Spanien nicht schon im Alterthum durch die Reichthümer seines Bodens bekannt gewesen? Als Kriegsmann giebt man freylich nicht so genau auf die Adern und Klüfte der Berge acht, indeß habe ich doch zuweilen meine Betrachtungen über diese glänzenden Streifen gehabt, die wie seltsame Knospen auf eine unerwartete Blüthe und Frucht deuten. Wie hätte ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an diesen dunkeln Behausungen vorbeyzog, daß ich noch im Schooße eines Berges mein Leben beschließen würde. Meine Liebe trug mich stolz über den Erdboden, und in ihrer Umarmung hoffte ich in späten Jahren zu entschlafen. Der Krieg endigte, und ich zog nach Hause, voll froher Erwartungen eines erquicklichen Herbstes. Aber der Geist des Krieges schien der Geist meines Glücks zu seyn. Meine Marie hatte mir zwey Kinder im Orient geboren. Sie waren die Freude unsers Lebens. Die Seefahrt und die rauhere Abendländische Luft störte ihre Blüthe. Ich begrub sie wenig Tage nach meiner Ankunft in Europa. Kummervoll führte ich meine trostlose Gattin nach meiner Heymath. Ein stiller Gram mochte den Faden ihres Lebens mürbe gemacht haben.

Auf einer Reise, die ich bald darauf unternehmen mußte, auf der sie mich wie immer begleitete, verschied sie sanft und plötzlich in meinen Armen. Es war hier nahe bey, wo unsere irdische Wallfahrt zu Ende ging. Mein Entschluß war im Augenblicke reif. Ich fand, was ich nie erwartet hatte; eine göttliche Erleuchtung kam über mich, und seit dem Tage, da ich sie hier selbst begrub, nahm eine himmlische Hand allen Kummer von meinem Herzen. Das Grabmal habe ich nachher errichten lassen. Oft scheint eine Begebenheit sich zu endigen, wenn sie erst eigentlich beginnt, und dies hat bey meinem Leben statt gefunden. Gott verleihe euch allen ein seliges Alter und ein so geruhiges Gemüth wie mir.

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerksam dem Gespräche zugehört, und der Erstere fühlte besonders neue Entwickelungen seines ahndungsvollen Innern. Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtstaub in seinen Schooß, und rückten ihn schnell aus dem engen Kreise seiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und er glaubte nie anders gedacht und empfunden zu haben.

Der Einsiedler zeigte ihnen seine Bücher. Es waren alte Historien und Gedichte. Heinrich blätterte in den großen schöngemahlten Schriften; die kurzen Zeilen der Verse, die Ueberschriften, einzelne Stellen und die saubern Bilder, die hier und da, wie verkörperte Worte, zum Vorschein kamen, um die Einbildungskraft des Lesers zu unterstützen, reizten mächtig seine Neugierde. Der Einsiedler bemerkte seine innere Lust, und erklärte ihm die sonderbaren Vorstellungen. Die mannichfaltigsten Lebensscenen waren abgebildet. Kämpfe, Leichenbegängnisse, Hochzeitfeyerlichkeiten, Schiffbrüche, Höhlen und Paläste; Könige, Helden, Priester, alte und junge Leute, Menschen in fremden Trachten und

seltsame Thiere, kamen in verschiedenen Abwechselungen und Verbindungen vor. Heinrich konnte sich nicht satt sehen, und hätte nichts mehr gewünscht, als bey dem Einsiedler, der ihn unwiderstehlich anzog, zu bleiben, und von ihm über diese Bücher unterrichtet zu werden. Der Alte fragte unterdeß, ob es noch mehr Höhlen gäbe, und der Einsiedler sagte ihm, daß noch einige sehr große in der Nähe lägen, wohin er ihn begleiten wollte. Der Alte war dazu bereit, und der Einsiedler, der die Freude merkte, die Heinrich an seinen Büchern hatte, veranlaßte ihn, zurückzubleiben, und sich während dieser Zeit weiter unter denselben umzusehn. Heinrich blieb mit Freuden bey den Büchern, und dankte ihm innig für seine Erlaubniß. Er blätterte mit unendlicher Lust umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geschrieben war, die ihm einige Aehnlichkeit mit der Lateinischen und Italienischen zu haben schien. Er hätte sehnlichst gewünscht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich, ohne daß er eine Sylbe davon verstand. Es hatte keinen Titel, doch fand er noch beym Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zusah, entdeckte er seine eigene Gestalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. Er erschrak und glaubte zu träumen, aber beym wiederholten Ansehn konnte er nicht mehr an der vollkommenen Aehnlichkeit zweifeln. Er traute kaum seinen Sinnen, als er bald auf einem Bilde die Höhle, den Einsiedler und den Alten neben sich entdeckte. Allmählich fand er auf den andern Bildern die Morgenländerinn, seine Eltern, den Landgrafen und die Landgräfinn von Thüringen, seinen Freund den Hofkaplan, und manche Andere seiner Bekannten; doch waren ihre Kleidungen verändert und schienen aus einer andern Zeit zu seyn. Eine große Menge Figuren wußte er nicht zu nennen, doch däuchten sie ihm bekannt. Er sah sein Ebenbild in verschiedenen Lagen. Gegen das Ende kam er sich

größer und edler vor. Die Guitarre ruhte in seinen Armen, und die Landgräfinn reichte ihm einen Kranz. Er sah sich am kayserlichen Hofe, zu Schiffe, in trauter Umarmung mit einem schlanken lieblichen Mädchen, in einem Kampfe mit wild aussehenden Männern, und in freundlichen Gesprächen mit Sarazenen und Mohren. Ein Mann von ernstem Ansehn kam häufig in seiner Gesellschaft vor. Er fühlte tiefe Ehrfurcht vor dieser hohen Gestalt, und war froh sich Arm in Arm mit ihm zu sehn. Die letzten Bilder waren dunkel und unverständlich; doch überraschten ihn einige Gestalten seines Traumes mit dem innigsten Entzücken; der Schluß des Buches schien zu fehlen. Heinrich war sehr bekümmert, und wünschte nichts sehnlicher, als das Buch lesen zu können und vollständig zu besitzen. Er betrachtete die Bilder zu wiederholten Malen, und war bestürzt, wie er die Gesellschaft zurückkommen hörte. Eine wunderliche Schaam befiel ihn. Er getraute sich nicht, seine Entdeckung merken zu lassen, machte das Buch zu, und fragte den Einsiedler nur obenhin nach dem Titel und der Sprache desselben, wo er denn erfuhr, daß es in provenzalischer Sprache geschrieben sey. Es ist lange, daß ich es gelesen habe, sagte der Einsiedler. Ich kann mich nicht genau mehr des Inhalts entsinnen. Soviel ich weiß, ist es ein Roman von den wunderbaren Schicksalen eines Dichters, worinn die Dichtkunst in ihren mannichfachen Verhältnissen dargestellt und gepriesen wird. Der Schluß fehlt an dieser Handschrift, die ich aus Jerusalem mitgebracht habe, wo ich sie in der Verlassenschaft eines Freundes fand, und zu seinem Andenken aufhob.

Sie nahmen nun von einander Abschied, und Heinrich war bis zu Thränen gerührt. Die Höhle war ihm so merkwürdig, der Einsiedler so lieb geworden.

Alle umarmten diesen herzlich, und er selbst schien sie lieb gewonnen zu haben. Heinrich glaubte zu bemerken, daß er ihn mit einem freundlichen durchdringenden Blick ansehe. Seine

Abschiedsworte gegen ihn waren sonderbar bedeutend. Er schien von seiner Entdeckung zu wissen und darauf anzuspielen. Bis zum Eingang der Höhlen begleitete er sie, nachdem er sie und besonders den Knaben gebeten hatte, nichts von ihm gegen die Bauern zu erwähnen, weil er sonst ihren Zudringlichkeiten ausgesetzt seyn würde.

Sie versprachen es alle. Wie sie von ihm schieden und sich seinem Gebet empfahlen, sagte er: Wie lange wird es währen, so sehn wir uns wieder, und werden über unsere heutigen Reden lächeln. Ein himmlischer Tag wird uns umgeben, und wir werden uns freuen, daß wir einander in diesen Thälern der Prüfung freundlich begrüßten, und von gleichen Gesinnungen und Ahndungen beseelt waren. Sie sind die Engel, die uns hier sicher geleiten. Wenn euer Auge fest am Himmel haftet, so werdet ihr nie den Weg zu eurer Heymath verlieren. — Sie trennten sich mit stiller Andacht, fanden bald ihre zaghaften Gefährten, und erreichten unter allerley Erzählungen in Kurzem das Dorf, wo Heinrichs Mutter, die in Sorgen gewesen war, sie mit tausend Freuden empfing.

Sechstes Kapitel.

Menschen, die zum Handeln, zur Geschäftigkeit geboren sind, können nicht früh genug alles selbst betrachten und beleben. Sie müssen überall selbst Hand anlegen und viele Verhältnisse durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerstreuungen vieler und mannichfaltiger Gegenstände gewissermaßen abhärten, und sich gewöhnen, selbst im Drange großer Begebenheiten, den Faden ihres Zwecks festzuhalten und ihn gewandt hindurch zu führen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer stillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in sich gekehrte Zuschauerin, sie muß unablässig nach außen gerichtet, und eine emsige, schnell entscheidende Dienerinn des Verstandes seyn. Sie sind Helden, und um sie her drängen sich die Begebenheiten, die geleitet und gelöst seyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geschichten unter ihrem Einfluß, und ihr Leben ist eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und seltsamer Ereignisse.

Anders ist es mit jenen ruhigen, unbekannten Menschen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leises Bilden ihrer innern Kräfte ist. Keine Unruhe treibt sie nach außen. Ein stiller Besitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauspiel außer ihnen reizt sie nicht, selbst darinn aufzutreten, sondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um seiner Betrachtung ihre Muße

zu widmen. Verlangen nach dem Geiste desselben hält sie in der Ferne, und er ist es, der sie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüths in dieser menschlichen Welt bestimmte, während jene die äußern Gliedmaßen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derselben vorstellen.

Große und vielfache Begebenheiten würden sie stören. Ein einfaches Leben ist ihr Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften müssen sie mit dem reichen Inhalt und den zahllosen Erscheinungen der Welt bekannt werden. Nur selten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall sie auf einige Zeit in seine raschen Wirbel mit hereinziehn, um durch einige Erfahrungen sie von der Lage und dem Character der handelnden Menschen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn schon genug von nahen unbedeutenden Erscheinungen beschäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darstellen, und sie werden keinen Schritt thun, ohne die überraschendsten Entdeckungen in sich selbst über das Wesen und die Bedeutung derselben zu machen. Es sind die Dichter, diese seltenen Zugmenschen, die zuweilen durch unsere Wohnsitze wandeln, und überall den alten ehrwürdigen Dienst der Menschheit und ihrer ersten Götter, der Gestirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Gesundheit und des Frohsinns erneuern; sie, die schon hier im Besitz der himmlischen Ruhe sind, und von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdischen Früchte einathmen, ohne sie zu verzehren und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu seyn. Freye Gäste sind sie, deren goldener Fuß nur leise auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkührlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt sich, wie ein guter König, frohen und klaren Gesichtern nach aufsuchen, und er ist es, der allein den Namen eines Weisen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden vergleicht, so findet man, daß die Gesänge der Dichter nicht selten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen

erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geist der Poesie in ein neues Gemüth gerufen haben.

Heinrich war von Natur zum Dichter geboren. Mannichfaltige Zufälle schienen sich zu seiner Bildung zu vereinigen, und noch hatte nichts seine innere Regsamkeit gestört. Alles was er sah und hörte schien nur neue Riegel in ihm wegzuschieben und neue Fenster ihm zu öffnen. Er sah die Welt in ihren großen und abwechselnden Verhältnissen vor sich liegen. Noch war sie aber stumm, und ihre Seele, das Gespräch, noch nicht erwacht. Schon nahte sich ein Dichter, ein liebliches Mädchen an der Hand, um durch Laute der Muttersprache und durch Berührung eines süßen zärtlichen Mundes, die blöden Lippen aufzuschließen, und den einfachen Accord in unendliche Melodien zu entfalten.

Die Reise war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unsere Reisenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gassen nach dem ansehnlichen Hause des alten Schwaning ritten.

Heinrichen war schon die Gegend sehr reitzend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die großen, steinernen Häuser befremdeten ihn angenehm. Er freute sich inniglich über seinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war sehr vergnügt nach der langen, mühseligen Reise sich hier in ihrer geliebten Vaterstadt zu sehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorstellen, und einmal alle Sorgen des Hauswesens bey den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergessen zu können. Die Kaufleute hofften sich bey den dortigen Lustbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entschädigen und einträgliche Geschäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden sie erleuchtet, und eine lustige Musik tönte ihnen entgegen. Was gilt's,

sagten die Kaufleute, Euer Großvater giebt ein fröhliches Fest. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäste erstaunen. Er läßt es sich wohl nicht träumen, daß das wahre Fest nun erst angehn wird. Heinrich fühlte sich verlegen, und seine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie stiegen ab, die Kaufleute blieben bey den Pferden, und Heinrich und seine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenosse zu sehen. Sie mußten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener liefen vorüber, die sie baten, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzusagen, die ihn zu sprechen wünschten. Die Diener machten anfangs einige Schwierigkeiten; die Reisenden sahen nicht zum Besten aus; doch meldeten sie es dem Herrn des Hauses. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte sie nicht gleich, und fragte nach ihrem Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt Ihr Eure Tochter nicht mehr? rief sie weinend. Ich bringe Euch meinen Sohn. Der alte Vater war äußerst gerührt. Er drückte sie lange an seine Brust; Heinrich sank auf ein Knie, und küßte ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu sich, und hielt Mutter und Sohn umarmt. Geschwind herein, sagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bey mir, die sich herzlich mit mir freuen werden. Heinrichs Mutter schien einige Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit sich zu besinnen. Der Vater führte beyde in den hohen erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus Eisenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menschen. Alle Augen kehrten sich nach der Thür; alles lief herzu, die Musik schwieg, und die beyden Reisenden standen verwirrt und geblendet, in ihren staubigen Kleidern, mitten in der bunten Schaar. Tausend freudige Ausrufungen gingen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten sich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen.

Jedes wollte zuerst gekannt und bewillkommet seyn. Während der ältere Theil der Gesellschaft sich mit der Mutter beschäftigte, heftete sich die Aufmerksamkeit des jüngeren Theils auf den fremden Jüngling, der mit gesenktem Blick da stand, und nicht das Herz hatte die unbekannten Gesichter wieder zu betrachten. Sein Großvater machte ihn mit der Gesellschaft bekannt, und erkundigte sich nach seinem Vater und den Vorfällen ihrer Reise.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bey den Pferden geblieben waren. Sie sagte es ihrem Vater, welcher sogleich hinunter schickte, und sie einladen ließ heraufzukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erschienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundschaftliche Geleitung seiner Tochter. Sie waren mit vielen Anwesenden bekannt, und begrüßten sich freundlich mit ihnen. Die Mutter wünschte sich reinlich ankleiden zu dürfen. Schwaning nahm sie auf sein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Absicht.

Unter der Gesellschaft war Heinrichen ein Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an seiner Seite gesehn zu haben glaubte. Sein edles Ansehn zeichnete ihn vor allen aus. Ein heitrer Ernst war der Geist seines Gesichts; eine offene, schön gewölbte Stirn, große, schwarze, durchdringende und feste Augen, ein schalkhafter Zug um den fröhlichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältnisse machten es bedeutend und anziehend. Er war stark gebaut, seine Bewegungen waren ruhig und ausdrucksvoll, und wo er stand, schien er ewig stehen zu wollen. Heinrich fragte seinen Großvater nach ihm. Es ist mir lieb, sagte der Alte, daß du ihn gleich bemerkt hast. Es ist mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dichter. Auf seine Bekanntschaft und Freundschaft kannst du stolzer seyn, als auf die des Kaysers. Aber wie stehts mit deinem Herzen? Er hat

eine schöne Tochter; vielleicht daß sie den Vater bey dir aussticht. Es sollte mich wundern, wenn du sie nicht gesehn hättest. Heinrich erröthete. Ich war zerstreut, lieber Großvater. Die Gesellschaft war zahlreich, und ich betrachtete nur Euren Freund. Man merkt es, daß du aus Norden kömmst, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier schon aufthauen. Du sollst schon lernen nach hübschen Augen sehn.

Sie waren nun fertig und begaben sich zurück in den Saal, wo indeß die Zurüstungen zum Abendessen gemacht worden waren. Der alte Schwaning führte Heinrichen auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daß Heinrich ihn gleich bemerkt und den lebhaftesten Wunsch habe mit ihm bekannt zu seyn.

Heinrich war beschämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von seinem Vaterlande und seiner Reise. Es lag soviel Zutrauliches in seiner Stimme, daß Heinrich bald ein Herz faßte und sich freymüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning wieder zu ihnen und brachte die schöne Mathilde. Nehmt Euch meines schüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daß er eher Euren Vater als Euch gesehn hat. Eure glänzenden Augen werden schon die schlummernde Jugend in ihm wecken. In seinem Vaterlande kommt der Frühling spät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie sahen sich einander mit Verwunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leisen Worten: Ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine fröhliche Tanzmusik an. Er bot ihr schweigend seine Hand; sie gab ihm die ihrige, und sie mischten sich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr sahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freuten sich über Heinrichs Behendigkeit und seine liebliche Tänzerinn. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugendfreundinnen zu sprechen, die ihr zu einem so wohlgebildeten und so hoffnungsvollen Sohn Glück wünschten. Klingsohr

sagte zu Schwaning: Euer Enkel hat ein anziehendes Gesicht. Es zeigt ein klares und umfassendes Gemüth, und seine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich hoffe, erwiederte Schwaning, daß er Euer gelehriger Schüler seyn wird. Mich däucht, er ist zum Dichter geboren. Euer Geist komme über ihn. Er sieht seinem Vater ähnlich; nur scheint er weniger heftig und eigensinnig. Jener war in seiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewisse Freysinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleißiger und fertiger Künstler. — Heinrich wünschte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den Rosen seiner Tänzerin. Ihr unschuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie schien der Geist ihres Vaters in der lieblichsten Verkleidung. Aus ihren großen ruhigen Augen sprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne. Stirn und Nase senkten sich zierlich um sie her. Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr Gesicht, und von dem schlanken, weißen Halse schlängelten sich blaue Adern in reitzenden Windungen um die zarten Wangen. Ihre Stimme war wie ein fernes Echo, und das braune lockige Köpfchen schien über der leichten Gestalt nur zu schweben.

Die Schüsseln kamen herein, und der Tanz war aus. Die ältern Leute setzten sich auf die Eine Seite, und die jüngern nahmen die Andere ein.

Heinrich blieb bey Mathilden. Eine junge Verwandte setzte sich zu seiner Linken, und Klingsohr saß ihm gerade gegenüber. So wenig Mathilde sprach, so gesprächig war Veronika, seine andere Nachbarin. Sie that gleich mit ihm vertraut und machte ihn in kurzem mit allen Anwesenden bekannt. Heinrich verhörte manches. Er war noch bey seiner Tänzerin, und hätte sich gern öfters rechts gewandt. Klingsohr machte ihrem Plaudern ein Ende. Er fragte

ihn nach dem Bande mit sonderbaren Figuren, was Heinrich an seinem Leibrocke befestigt hatte. Heinrich erzählte von der Morgenländerin mit vieler Rührung. Mathilde weinte, und Heinrich konnte nun seine Thränen kaum verbergen. Er gerieth darüber mit ihr ins Gespräch. Alle unterhielten sich; Veronika lachte und scherzte mit ihren Bekannten. Mathilde erzählte ihm von Ungarn, wo ihr Vater sich oft aufhielt, und von dem Leben in Augsburg. Alle waren vergnügt. Die Musik verscheuchte die Zurückhaltung und reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Blumenkörbe dufteten in voller Pracht auf dem Tische, und der Wein schlich zwischen den Schüsseln und Blumen umher, schüttelte seine goldnen Flügel und stellte bunte Tapeten zwischen die Welt und die Gäste. Heinrich begriff erst jetzt, was ein Fest sey. Tausend frohe Geister schienen ihm um den Tisch zu gaukeln, und in stiller Sympathie mit den fröhlichen Menschen von ihren Freuden zu leben und mit ihren Genüssen sich zu berauschen. Der Lebensgenuß stand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor ihm. Das Uebel ließ sich nicht sehen, und es dünkte ihm unmöglich, daß je die menschliche Neigung von diesem Baume zu der gefährlichen Frucht des Erkenntnisses, zu dem Baume des Krieges sich gewendet haben sollte. Er verstand nun den Wein und die Speisen. Sie schmeckten ihm überaus köstlich. Ein himmlisches Oel würzte sie ihm, und aus dem Becher funkelte die Herrlichkeit des irdischen Lebens. Einige Mädchen brachten dem alten Schwaning einen frischen Kranz. Er setzte ihn auf, küßte sie und sagte: Auch unserm Freund Klingsohr müßt ihr einen bringen, wir wollen beyde zum Dank euch ein paar neue Lieder lehren. Das meinige sollt ihr gleich haben. Er gab der Musik ein Zeichen, und sang mit lauter Stimme:

Sind wir nicht geplagte Wesen?
Unser Loos nicht sehr betrübt?
Nur zu Zwang und Not erlesen,
In Verstellung nur geübt,
Dürfen selbst nicht unsre Klagen
Sich aus unserm Busen wagen.

*

Allem, was die Eltern sprechen,
Widerspricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen
Fühlen wir der Sehnsucht Schmerz;
Möchten gern die süßen Knaben
Fest an unserm Herzen haben.

*

Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrey sind Gedanken doch!
Was bleibt einem armen Kinde
Außer süßen Träumen noch?
Nimmer ziehen sie von dannen
Will man sie auch gern verbannen.

*

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einsamkeit,
Und zu unsern Kissen treten
Sehnsucht und Gefälligkeit.
Würden wir wohl widerstreben
Alles, Alles hinzugeben?

*

Unsre Reitze zu verhüllen
Schreibt die Mutter streng uns vor.
Ach! was hilft der gute Willen
Quellen sie nicht selbst empor?
Bey der Sehnsucht starkem Heben
Muß das beste Band sich geben.

*

Jede Neigung zu verschließen,
Thun, als wär man kalt wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Einsam nur und streng zu seyn,
Keiner Bitte nachzugeben:
Das ist unser Jugendleben?

*

Groß sind eines Mädchens Plagen,
Und ihr Herz ist doch so heiß.
Ach! zum Lohn für unsre Klagen
Küßt wohl gar uns noch ein Greis.
Möchten holde Freyer eilen
Herz und Bett mit uns zu theilen.

*

Die alten Leute und die Jünglinge lachten. Die Mädchen errötheten und lächelten abwärts. Unter tausend Neckereyen wurde ein zweyter Kranz geholt, und Klingsohren aufgesetzt. Sie baten aber inständigst um keinen so leichtfertigen Gesang. Nein, sagte Klingsohr, ich werde mich wohl hüten so frevelhaft von euren Geheimnissen zu reden. Sagt selbst, was ihr für ein Lied haben wollt. Nur nichts von Liebe, riefen die Mädchen, ein Weinlied, wenn es Euch ansteht. Klingsohr sang:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns in Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

*

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt sacht empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

*

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirrdische Geschoß,
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

*

Es nahe keiner seiner Kammer
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

*

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heilgen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

*

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn.
Läßt seine Priester mit ihm schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihn flehn.

*

Aus seiner Wiege dunklen Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

*

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre heiße Dankbarkeit.

*

Er sprüzt in ungezählten Stralen
Sein innres Leben in die Welt;
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

*

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern kundgethan.

Er giebt ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden süßen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

Ein schöner Profet! riefen die Mädchen. Schwaning freute sich herzlich. Sie machten noch einige Einwendungen, aber es half nichts. Sie mußten ihm die süßen Lippen hinreichen. Heinrich schämte sich nur vor seiner ernsten Nachbarin, sonst hätte er sich laut über das Vorrecht der Dichter gefreut. Veronika war unter den Kranzträgerinnen. Sie kam fröhlich zurück und sagte zu Heinrich: Nicht wahr, es ist hübsch, wenn man ein Dichter ist? Heinrich getraute sich nicht diese Frage zu benutzen. Der Uebermuth der Freude und der Ernst der ersten Liebe kämpften in seinem Gemüth. Die reitzende Veronika scherzte mit den Andern, und so gewann er Zeit, den ersten etwas zu dämpfen. Mathilde erzählte ihm, daß sie die Guitarre spiele. Ach! sagte Heinrich, von Euch möchte ich sie lernen. Ich habe mich lange darnach gesehnt. — Mein Vater hat mich unterrichtet. Er spielt sie unvergleichlich, sagte sie erröthend. — Ich glaube doch, erwiederte Heinrich, daß ich sie schneller bey Euch lerne. Wie freue ich mich Euren Gesang zu hören. — Stellt Euch nur nicht zu viel vor. — O! sagte Heinrich, was sollte ich nicht erwarten können, da Eure bloße Rede schon Gesang ist, und Eure Gestalt eine himmlische Musik verkündigt.

Mathilde schwieg. Ihr Vater fing ein Gespräch mit ihm an, in welchem Heinrich mit der lebhaftesten Begeisterung

sprach. Die Nächsten wunderten sich über des Jünglings Beredsamkeit, über die Fülle seiner bildlichen Gedanken. Mathilde sah ihn mit stiller Aufmerksamkeit an. Sie schien sich über seine Reden zu freuen, die sein Gesicht mit den sprechendsten Mienen noch mehr erklärte. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er sah sich zuweilen nach Mathilden um, die über den Ausdruck seines Gesichts erstaunte. Im Feuer des Gesprächs ergriff er unvermerkt ihre Hand, und sie konnte nicht umhin, manches, was er sagte, mit einem leisen Druck zu bestätigen. Klingsohr wußte seinen Enthusiasmus zu unterhalten, und lockte allmählich seine ganze Seele auf die Lippen. Endlich stand alles auf. Alles schwärmte durch einander. Heinrich war an Mathildens Seite geblieben. Sie standen unbemerkt abwärts. Er hielt ihre Hand und küßte sie zärtlich. Sie ließ sie ihm, und blickte ihn mit unbeschreiblicher Freundlichkeit an. Er konnte sich nicht halten, neigte sich zu ihr und küßte ihre Lippen. Sie war überrascht, und erwiederte unwillkührlich seinen heißen Kuß. Gute Mathilde, lieber Heinrich, das war alles, was sie einander sagen konnten. Sie drückte seine Hand, und ging unter die Andern. Heinrich stand wie im Himmel. Seine Mutter kam auf ihn zu. Er ließ seine ganze Zärtlichkeit an ihr aus. Sie sagte: Ist es nicht gut, daß wir nach Augsburg gereist sind? Nicht wahr, es gefällt dir? Liebe Mutter, sagte Heinrich, so habe ich mir es doch nicht vorgestellt. Es ist ganz herrlich.

Der Rest des Abends verging in unendlicher Fröhlichkeit. Die Alten spielten, plauderten und sahen den Tänzen zu. Die Musik wogte wie ein Lustmeer im Saale, und hob die berauschte Jugend.

Heinrich fühlte die entzückenden Weissagungen der ersten Lust und Liebe zugleich. Auch Mathilde ließ sich willig von den schmeichelnden Wellen tragen, und verbarg ihr zärtliches Zutrauen, ihre aufkeimende Neigung zu ihm nur hinter einem

leichten Flor. Der alte Schwaning bemerkte das kommende Verständniß, und neckte beyde.

Klingsohr hatte Heinrichen lieb gewonnen, und freute sich seiner Zärtlichkeit. Die andern Jünglinge und Mädchen hatten es bald bemerkt. Sie zogen die ernste Mathilde mit dem jungen Thüringer auf, und verhehlten nicht, daß es ihnen lieb sey, Mathildens Aufmerksamkeit nicht mehr bey ihren Herzensgeschäften scheuen zu dürfen.

Es war tief in der Nacht, als die Gesellschaft auseinander ging. Das erste und einzige Fest meines Lebens, sagte Heinrich zu sich selbst, als er allein war, und seine Mutter sich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Ist mir nicht zu Muthe, wie in jenem Traume, beym Anblick der blauen Blume? Welcher sonderbare Zusammenhang ist zwischen Mathilden und dieser Blume? Jenes Gesicht, das aus dem Kelche sich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmlisches Gesicht, und nun erinnere ich mich auch, es in jenem Buche gesehn zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht so bewegt? O! sie ist der sichtbare Geist des Gesanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Musik auflösen. Sie wird meine innerste Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers seyn. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um sie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um sie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eigenes ungetheiltes Daseyn zu ihrer Anschauung und Anbetung? und bin ich der Glückliche, dessen Wesen das Echo, der Spiegel des ihrigen seyn darf? Es war kein Zufall, daß ich sie am Ende meiner Reise sah, daß ein seliges Fest den höchsten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nicht anders seyn; macht ihre Gegenwart nicht alles festlich?

Er trat ans Fenster. Das Chor der Gestirne stand am dunkeln Himmel, und im Morgen kündigte ein weißer Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: Euch, ihr ewigen Gestirne, ihr stillen Wandrer, euch rufe ich zu Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue soll mein Herz an das ihrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht ist vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich selbst zum nieverglühenden Opfer an.

Heinrich war erhitzt, und nur spät gegen Morgen schlief er ein. In wunderliche Träume flossen die Gedanken seiner Seele zusammen. Ein tiefer blauer Strom schimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche schwamm ein Kahn. Mathilde saß und ruderte. Sie war mit Kränzen geschmückt, sang ein einfaches Lied, und sah nach ihm mit süßer Wehmuth herüber. Seine Brust war beklommen. Er wußte nicht warum. Der Himmel war heiter, die Flut ruhig. Ihr himmlisches Gesicht spiegelte sich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an sich umzudrehen. Er rief ihr ängstlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der sich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er stürzte sich in den Strom; aber er konnte nicht fort, das Wasser trug ihn. Sie winkte, sie schien ihm etwas sagen zu wollen, der Kahn schöpfte schon Wasser; doch lächelte sie mit einer unsäglichen Innigkeit, und sah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es sie hinunter. Eine leise Luft strich über den Strom, der eben so ruhig und glänzend floß, wie vorher. Die entsetzliche Angst raubte ihm das Bewußtseyn. Das Herz schlug nicht mehr. Er kam erst zu sich, als er sich auf trocknem Boden fühlte. Er mochte weit geschwommen seyn. Es war eine fremde Gegend. Er wußte nicht wie ihm geschehen war. Sein Gemüth war verschwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entsetzlich matt fühlte er sich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, sie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand schöpfte er einige Tropfen, und netzte seine

dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die schreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten ihn an. Ihm wurde so wohl und heymathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme. Er sah sich um, und Mathilde schloß ihn in ihre Arme. Warum liefst du vor mir, liebes Herz, sagte sie tiefathmend. Kaum konnte ich dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte sie an sich. — Wo ist der Strom, rief er mit Thränen. Siehst du nicht seine blauen Wellen über uns? Er sah hinauf, und der blaue Strom floß leise über ihrem Haupte. Wo sind wir, liebe Mathilde? Bey unsern Eltern. Bleiben wir zusammen? Ewig, versetzte sie, indem sie ihre Lippen an die seinigen drückte, und ihn so umschloß, daß sie nicht wieder von ihm konnte. Sie sagte ihm ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, was sein ganzes Wesen durchklang. Er wollte es wiederholen, als sein Großvater rief und er aufwachte. Er hätte sein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wissen.

Siebentes Kapitel.

Klingsohr stand vor seinem Bette, und bot ihm freundlich guten Morgen. Er ward munter und fiel Klingsohr um den Hals. Das gilt Euch nicht, sagte Schwaning. Heinrich lächelte und verbarg sein Erröthen an den Wangen seiner Mutter.

Habt Ihr Lust, mit mir vor der Stadt auf einer schönen Anhöhe zu frühstücken? sagte Klingsohr. Der herrliche Morgen wird Euch erfrischen. Kleidet Euch an. Mathilde wartet schon auf uns.

Heinrich dankte mit tausend Freuden für diese willkommene Einladung. In einem Augenblick war er fertig, und küßte Klingsohr mit vieler Inbrunst die Hand.

Sie gingen zu Mathilden, die in ihrem einfachen Morgenkleide wunderlieblich aussah und ihn freundlich grüßte. Sie hatte schon das Frühstück in ein Körbchen gepackt, das sie an den Einen Arm hing, und die andere Hand unbefangen Heinrichen reichte. Klingsohr folgte ihnen, und so wandelten sie durch die Stadt, die schon voller Lebendigkeit war, nach einem kleinen Hügel am Flusse, wo sich unter einigen hohen Bäumen eine weite und volle Aussicht öffnete.

Habe ich doch schon oft, rief Heinrich aus, mich an dem Aufgang der bunten Natur, an der friedlichen Nachbarschaft ihres mannichfaltigen Eigenthums ergötzt; aber eine so schöpferische und gediegene Heiterkeit hat mich noch nie erfüllt wie heute. Jene Fernen sind mir so nah, und die

reiche Landschaft ist mir wie eine innere Fantasie. Wie veränderlich ist die Natur, so unwandelbar auch ihre Oberfläche zu seyn scheint. Wie anders ist sie, wenn ein Engel, wenn ein kräftigerer Geist neben uns ist, als wenn ein Nothleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünstig die Witterung ihm sey, und wie nöthig er düstre Regentage für seine Saat brauche. Euch, theuerster Meister, bin ich dieses Vergnügen schuldig; ja dieses Vergnügen, denn es giebt kein anderes Wort, was wahrhafter den Zustand meines Herzens ausdrückte. Freude, Lust und Entzücken sind nur die Glieder des Vergnügens, das sie zu einem höhern Leben verknüpft. Er drückte Mathildens Hand an sein Herz, und versank mit einem feurigen Blick in ihr mildes, empfängliches Auge.

Die Natur, versetzte Klingsohr, ist für unser Gemüth, was ein Körper für das Licht ist. Er hält es zurück; er bricht es in eigenthümliche Farben; er zündet auf seiner Oberfläche oder in seinem Innern ein Licht an, das, wenn es seiner Dunkelheit gleich kommt, ihn klar und durchsichtig macht, wenn es sie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber selbst der dunkelste Körper kann durch Wasser, Feuer und Luft dahin gebracht werden, daß er hell und glänzend wird.

Ich verstehe Euch, lieber Meister. Die Menschen sind Krystalle für unser Gemüth. Sie sind die durchsichtige Natur. Liebe Mathilde, ich möchte Euch einen köstlichen lautern Sapphir nennen. Ihr seyd klar und durchsichtig wie der Himmel, Ihr erleuchtet mit dem mildesten Lichte. Aber sagt mir, lieber Meister, ob ich recht habe: mich dünkt, daß man gerade, wenn man am innigsten mit der Natur vertraut ist, am wenigsten von ihr sagen könnte und möchte.

Wie man das nimmt, versetzte Klingsohr; ein anderes ist es mit der Natur für unsern Genuß und unser Gemüth, ein anderes mit der Natur für unsern Verstand, für das

leitende Vermögen unserer Weltkräfte. Man muß sich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergessen. Es giebt viele, die nur die Eine Seite kennen und die andere geringschätzen. Aber beyde kann man vereinigen, und man wird sich wohl dabey befinden. Schade, daß so wenige darauf denken, sich in ihrem Innern frey und geschickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung sich den zweckmäßigsten und natürlichsten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu sichern. Gewöhnlich hindert eine die andere, und so entsteht allmählich eine unbehülfliche Trägheit, daß wenn nun solche Menschen einmal mit gesammten Kräften aufstehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und Streit beginnt, und alles über einander ungeschickt herstolpert. Ich kann Euch nicht genug anrühmen, Euren Verstand, Euren natürlichen Trieb, zu wissen wie alles sich begiebt und untereinander nach Gesetzen der Folge zusammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterstützen. Nichts ist dem Dichter unentbehrlicher, als Einsicht in die Natur jedes Geschäfts, Bekanntschaft mit den Mitteln, jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geistes, nach Zeit und Umständen die schicklichsten zu wählen. Begeisterung ohne Verstand ist unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er selbst über Wunder erstaunt.

Ist aber dem Dichter nicht ein inniger Glaube an die menschliche Regierung des Schicksals unentbehrlich?

Unentbehrlich allerdings, weil er sich das Schicksal nicht anders vorstellen kann, wenn er reiflich darüber nachdenkt; aber wie entfernt ist diese heitere Gewißheit von jener ängstlichen Ungewißheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens. Und so ist auch die kühle, belebende Wärme eines dichterischen Gemüths gerade das Widerspiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Diese ist arm, betäubend und vorübergehend; jene sondert alle Gestalten rein ab, begünstigt die Ausbildung der mannichfaltigsten Verhältnisse, und ist

ewig durch sich selbst. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht besonnen genug seyn. Zur wahren melodischen Gesprächigkeit gehört ein weiter, aufmerksamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrnes Geschwätz, wenn ein reißender Sturm in der Brust tobt und die Aufmerksamkeit in eine zitternde Gedankenlosigkeit auflöst. Nochmals wiederhole ich, das ächte Gemüth ist wie das Licht, eben so ruhig und empfindlich, eben so elastisch und durchdringlich, eben so mächtig und eben so unmerklich wirksam als dieses köstliche Element, das auf alle Gegenstände sich mit feiner Abgemessenheit vertheilt, und sie alle in reitzender Mannichfaltigkeit erscheinen läßt. Der Dichter ist reiner Stahl, eben so empfindlich, wie ein zerbrechlicher Glasfaden, und eben so hart, wie ein ungeschmeidiger Kiesel.

Ich habe das schon zuweilen gefühlt, sagte Heinrich, daß ich in den innigsten Minuten weniger lebendig war als zu andern Zeiten, wo ich frey umhergehn und alle Beschäftigungen mit Lust treiben konnte. Ein geistiges scharfes Wesen durchdrang mich dann, und ich durfte jeden Sinn nach Gefallen brauchen, jeden Gedanken, wie einen wirklichen Körper, umwenden und von allen Seiten betrachten. Ich stand mit stillem Antheil an der Werkstatt meines Vaters, und freute mich, wenn ich ihm helfen und etwas geschickt zu Stande bringen konnte. Geschicklichkeit hat einen ganz besondern stärkenden Reitz, und es ist wahr, ihr Bewußtseyn verschafft einen dauerhafteren und deutlicheren Genuß, als jenes überfließende Gefühl einer unbegreiflichen, überschwenglichen Herrlichkeit.

Glaubt nicht, sagte Klingsohr, daß ich das letztere table; aber es muß von selbst kommen und nicht gesucht werden. Seine sparsame Erscheinung ist wohlthätig; öfterer wird sie ermüdend und schwächend. Man kann nicht schnell genug sich aus der süßen Betäubung reißen, die es hinterläßt, und zu einer regelmäßigen und mühsamen Beschäftigung zurück-

kehren. Es ist wie mit den anmuthigen Morgenträumen, aus deren einschläferndem Wirbel man nur mit Gewalt sich herausziehen kann, wenn man nicht in immer drückendere Müdigkeit gerathen, und so in krankhafter Erschöpfung nachher den ganzen Tag hinschleppen will.

Die Poesie will vorzüglich, fuhr Klingsohr fort, als strenge Kunst getrieben werden. Als bloßer Genuß hört sie auf Poesie zu seyn. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandheit im Nachdenken und Betrachten und Geschicklichkeit, alle seine Fähigkeiten in eine gegenseitig belebende Thätigkeit zu versetzen und darin zu erhalten, das sind die Erfordernisse unserer Kunst. Wenn Ihr Euch mir überlassen wollt, so soll kein Tag Euch vergehn, wo Ihr nicht Eure Kenntnisse bereichert, und einige nützliche Einsichten erlangt habt. Die Stadt ist reich an Künstlern aller Art. Es giebt einige erfahrne Staatsmänner, einige gebildete Kaufleute hier. Man kann ohne große Umstände mit allen Ständen, mit allen Gewerben, mit allen Verhältnissen und Erfordernissen der menschlichen Gesellschaft sich bekannt machen. Ich will Euch mit Freuden in dem Handwerksmäßigen unserer Kunst unterrichten und die merkwürdigsten Schriften mit Euch lesen. Ihr könnt Mathildens Lehrstunden theilen, und sie wird Euch gern die Guitarre spielen lehren. Jede Beschäftigung wird die übrigen vorbereiten, und wenn Ihr so Euren Tag gut angelegt habt, so werden Euch das Gespräch und die Freuden des gesellschaftlichen Abends und die Ansichten der schönen Landschaft umher mit den heitersten Genüssen immer wieder überraschen.

Welches herrliche Leben schließt Ihr mir auf, liebster Meister. Unter Eurer Leitung werde ich erst merken, welches edle Ziel vor mir steht, und wie ich es nur durch Euren Rath zu erreichen hoffen darf.

Klingsohr umarmte ihn zärtlich. Mathilde brachte ihnen das Frühstück, und Heinrich fragte sie mit zärtlicher Stimme, ob sie ihn gern zum Begleiter ihres Unterrichts und zum Schüler annehmen wollte. Ich werde wohl ewig Euer Schüler bleiben, sagte er, indem sich Klingsohr nach einer andern Seite wandte. Sie neigte sich unmerklich zu ihm hin. Er umschlang sie, und küßte den weichen Mund des erröthenden Mädchens. Nur sanft bog sie sich von ihm weg, doch reichte sie ihm mit der kindlichsten Anmuth eine Rose, die sie am Busen trug. Sie machte sich mit ihrem Körbchen zu thun. Heinrich sah ihr mit stillem Entzücken nach, küßte die Rose, heftete sie an seine Brust, und ging an Klingsohrs Seite, der nach der Stadt hinüber sah.

Wo seyd Ihr hereingekommen? fragte Klingsohr. Ueber jenen Hügel herunter, erwiederte Heinrich. In jene Ferne verliert sich unser Weg. — Ihr müßt schöne Gegenden gesehn haben. — Fast ununterbrochen sind wir durch reitzende Landschaften gereiset. — Auch Eure Vaterstadt hat wohl eine anmuthige Lage? — Die Gegend ist abwechselnd genug; doch ist sie noch wild, und ein großer Fluß fehlt ihr. Die Ströme sind die Augen einer Landschaft. — Die Erzählung Eurer Reise, sagte Klingsohr, hat mir gestern Abend eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ich habe wohl gemerkt, daß der Geist der Dichtkunst Euer freundlicher Begleiter ist. Eure Gefährten sind unbemerkt seine Stimmen geworden. In der Nähe des Dichters bricht die Poesie überall aus. Das Land der Poesie, das romantische Morgenland, hat Euch mit seiner süßen Wehmuth begrüßt; der Krieg hat Euch in seiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur und Geschichte sind Euch unter der Gestalt eines Bergmanns und eines Einsiedlers begegnet.

Ihr vergeßt das Beste, lieber Meister, die himmlische Erscheinung der Liebe. Es hängt nur von Euch ab, diese Erscheinung mir auf ewig festzuhalten. Was meynst du,

rief Klingsohr, indem er sich zu Mathilden wandte, die eben auf ihn zukam, hast du Lust Heinrichs unzertrennliche Gefährtinn zu seyn? Wo du bleibst, bleibe ich auch. Mathilde erschrak; sie flog in die Arme ihres Vaters. Heinrich zitterte in unendlicher Freude. Wird er mich denn ewig geleiten wollen, lieber Vater? Frage ihn selbst, sagte Klingsohr gerührt. Sie sah Heinrichen mit der innigsten Zärtlichkeit an. Meine Ewigkeit ist ja dein Werk, rief Heinrich, indem ihm die Thränen über die blühenden Wangen stürzten. Sie umschlangen sich zugleich. Klingsohr faßte sie in seine Arme. Meine Kinder, rief er, seyd einander treu bis in den Tod! Liebe und Treue werden euer Leben zur ewigen Poesie machen.

Achtes Kapitel.

Nachmittags führte Klingsohr seinen neuen Sohn, an dessen Glück seine Mutter und Großvater den zärtlichsten Antheil nahmen, und Mathilden wie seinen Schutzgeist verehrten, in seine Stube und machte ihn mit den Büchern bekannt. Sie sprachen nachher von Poesie.

Ich weiß nicht, sagte Klingsohr, warum man es für Poesie nach gemeiner Weise hält, wenn man die Natur für einen Poeten ausgiebt. Sie ist es nicht zu allen Zeiten. Es ist in ihr, wie in dem Menschen, ein entgegengesetztes Wesen, die dumpfe Begierde und die stumpfe Gefühllosigkeit und Trägheit, die einen rastlosen Streit mit der Poesie führen. Es wäre ein schöner Stoff zu einem Gedicht, dieser gewaltige Kampf. Manche Länder und Zeiten scheinen, wie die meisten Menschen, ganz unter der Botmäßigkeit dieser Feindinn der Poesie zu stehen, dagegen in andern die Poesie einheimisch und überall sichtbar ist. Für den Geschichtschreiber sind die Zeiten dieses Kampfes äußerst merkwürdig, ihre Darstellung ein reitzendes und belohnendes Geschäft. Es sind gewöhnlich die Geburtszeiten der Dichter. Der Widersacherinn ist nichts unangenehmer, als daß sie der Poesie gegenüber selbst zu einer poetischen Person wird, und nicht selten in der Hitze die Waffen mit ihr tauscht, und von ihrem eigenen heimtückischen Geschosse heftig getroffen wird, dahingegen die Wunden der Poesie, die sie von ihren eigenen

Waffen erhält, leicht heilen, und sie nur noch reitzender und gewaltiger machen.

Der Krieg überhaupt, sagte Heinrich, scheint mir eine poetische Wirkung. Die Leute glauben sich für irgend einen armseligen Besitz schlagen zu müssen, und merken nicht, daß sie der romantische Geist aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch sich selbst zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poesie, und beyde Heere folgen Einer unsichtbaren Fahne.

Im Kriege, versetzte Klingsohr, regt sich das Urgewässer. Neue Welttheile sollen entstehen, neue Geschlechter sollen aus der großen Auflösung anschießen. Der wahre Krieg ist der Religionskrieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Wahnsinn der Menschen erscheint in seiner völligen Gestalt. Viele Kriege, besonders die vom Nationalhaß entspringen, gehören in diese Klasse mit, und sie sind ächte Dichtungen. Hier sind die wahren Helden zu Hause, die, das edelste Gegenbild der Dichter, nichts anders, als unwillkührlich von Poesie durchdrungene Weltkräfte sind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, ist schon ein göttlicher Gesandter, aber seiner Darstellung ist unsere Poesie nicht gewachsen.

Wie versteht Ihr das, lieber Vater, sagte Heinrich. Kann ein Gegenstand zu überschwänglich für die Poesie seyn?

Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht sagen, für die Poesie, sondern nur für unsere irdischen Mittel und Werkzeuge. Wenn es schon für einen einzelnen Dichter nur ein eigenthümliches Gebiet giebt, innerhalb dessen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Athem zu verlieren: so giebt es auch für die ganze Summe menschlicher Kräfte eine bestimmte Grenze der Darstellbarkeit, über welche hinaus die Darstellung die nöthige Dichtigkeit und Gestaltung nicht behalten kann, und in ein leeres täuschendes Unding sich verliert. Besonders als Lehrling kann man nicht genug sich vor diesen Ausschweifungen hüten, da eine lebhafte Fantasie

nur gar zu gern nach den Grenzen sich begiebt, und übermüthig das Unsinnliche, Uebermäßige zu ergreifen und auszusprechen sucht. Reifere Erfahrung lehrt erst, jene Unverhältnißmäßigkeit der Gegenstände zu vermeiden, und die Aufspürung des Einfachsten und Höchsten der Weltweisheit zu überlassen. Der ältere Dichter steigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um seinen mannichfaltigen Vorrath in eine leichtfaßliche Ordnung zu stellen, und hütet sich wohl, die Mannichfaltigkeit zu verlassen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte fast sagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung schimmern. Den Reichthum der Erfindung macht nur eine leichte Zusammenstellung faßlich und anmuthig, dagegen auch das bloße Ebenmaaß die unangenehme Dürre einer Zahlenfigur hat. Die beste Poesie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff. Für den Dichter ist die Poesie an beschränkte Werkzeuge gebunden, und eben dadurch wird sie zur Kunst. Die Sprache überhaupt hat ihren bestimmten Kreis. Noch enger ist der Umfang einer besondern Volkssprache. Durch Uebung und Nachdenken lernt der Dichter seine Sprache kennen. Er weiß, was er mit ihr leisten kann, genau, und wird keinen thörichten Versuch machen, sie über ihre Kräfte anzuspannen. Nur selten wird er alle ihre Kräfte in Einen Punkt zusammen drängen, denn sonst wird er ermüdend, und vernichtet selbst die kostbare Wirkung einer gutangebrachten Kraftäußerung. Auf seltsame Sprünge richtet sie nur ein Gaukler, kein Dichter ab. Ueberhaupt können die Dichter nicht genug von den Musikern und Mahlern lernen. In diesen Künsten wird es recht auffallend, wie nöthig es ist, wirthschaftlich mit den Hülfsmitteln der Kunst umzugehn, und wie viel auf geschickte Verhältnisse ankommt. Dagegen könnten freylich jene Künstler auch von uns die poetische Unabhängigkeit und den innern

Geist jeder Dichtung und Erfindung, jedes ächten Kunstwerks überhaupt, dankbar annehmen. Sie sollten poetischer und wir musikalischer und mahlerischer seyn — beydes nach der Art und Weise unserer Kunst. Der Stoff ist nicht der Zweck der Kunst, aber die Ausführung ist es. Du wirst selbst sehen, welche Gesänge dir am besten gerathen, gewiß die, deren Gegenstände dir am geläufigsten und gegenwärtigsten sind. Daher kann man sagen, daß die Poesie ganz auf Erfahrung beruht. Ich weiß selbst, daß mir in jungen Jahren ein Gegenstand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt seyn konnte, den ich nicht am liebsten besungen hätte. Was wurde es? ein leeres, armseliges Wortgeräusch, ohne einen Funken wahrer Poesie. Daher ist auch ein Mährchen eine sehr schwierige Aufgabe, und selten wird ein junger Dichter sie gut lösen.

Ich möchte gern eins von dir hören, sagte Heinrich. Die wenigen, die ich gehört habe, haben mich unbeschreiblich ergötzt, so unbedeutend sie auch seyn mochten.

Ich will heute Abend deinen Wunsch befriedigen. Es ist mir Eins erinnerlich, was ich noch in ziemlich jungen Jahren machte, wovon es auch noch deutliche Spuren an sich trägt; indeß wird es dich vielleicht desto lehrreicher unterhalten, und dich an manches erinnern, was ich dir gesagt habe.

Die Sprache, sagte Heinrich, ist wirklich eine kleine Welt in Zeichen und Tönen. Wie der Mensch sie beherrscht, so möchte er gern die große Welt beherrschen, und sich frey darinn ausdrücken können. Und eben in dieser Freude, das, was außer der Welt ist, in ihr zu offenbaren, das thun zu können, was eigentlich der ursprüngliche Trieb unsers Daseyns ist, liegt der Ursprung der Poesie.

Es ist recht übel, sagte Klingsohr, daß die Poesie einen besondern Namen hat, und die Dichter eine besondere Zunft ausmachen. Es ist gar nichts besonderes. Es ist die eigenthümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes.

Dichtet und trachtet nicht jeder Mensch in jeder Minute? — Eben trat Mathilde ins Zimmer, als Klingsohr noch sagte: Man betrachte nur die Liebe. Nirgends wird wohl die Nothwendigkeit der Poesie zum Bestand der Menschheit so klar, als in ihr. Die Liebe ist stumm, nur die Poesie kann für sie sprechen. Oder die Liebe ist selbst nichts, als die höchste Naturpoesie. Doch ich will dir nicht Dinge sagen, die du besser weißt, als ich.

Du bist ja der Vater der Liebe, sagte Heinrich, indem er Mathilden umschlang, und beyde seine Hand küßten.

Klingsohr umarmte sie, und ging hinaus. Liebe Mathilde, sagte Heinrich nach einem langen Kusse, es ist mir wie ein Traum, daß du mein bist; aber noch wunderbarer ist mir es, daß du es nicht immer gewesen bist. Mich dünkt, sagte Mathilde, ich kennte dich seit undenklichen Zeiten. — Kannst du mich denn lieben? — Ich weiß nicht, was Liebe ist, aber das kann ich dir sagen, daß mir ist, als finge ich erst jetzt zu leben an, und daß ich dir so gut bin, daß ich gleich für dich sterben wollte. — Meine Mathilde, erst jetzt fühle ich, was es heißt unsterblich zu seyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut bist du, welcher herrliche Geist spricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beschämst! bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was ist ein Geist ohne Himmel, und du bist der Himmel, der mich trägt und erhält. — Welches selige Geschöpf wäre ich, wenn du so treu wärst, wie mein Vater. Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt. Mein Vater weint fast alle Tage noch um sie. — Ich verdiene es nicht, aber möchte ich glücklicher seyn, als er. — Ich lebte gern recht lange an deiner Seite, lieber Heinrich. Ich werde durch dich gewiß viel besser. — Ach! Mathilde, auch der Tod wird uns nicht trennen. — Nein Heinrich, wo ich bin, wirst du seyn. — Ja, wo du bist, Mathilde, werd' ich ewig seyn. —

Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müßte die Ewigkeit seyn, was ich empfinde, wenn ich an dich denke. — Ja Mathilde, wir sind ewig, weil wir uns lieben. — Du glaubst nicht, Lieber, wie inbrünstig ich heute früh, wie wir nach Hause kamen, vor dem Bilde der himmlischen Mutter niederkniete, wie unsäglich ich zu ihr gebetet habe. Ich glaubte in Thränen zu zerfließen. Es kam mir vor, als lächelte sie mir zu. Nun weiß ich erst was Dankbarkeit ist. — O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er sich mir offenbart, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kund thut. Was ist die Religion, als ein unendliches Einverständniß, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwey versammelt sind, ist er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu athmen; meine Brust wird nie aufhören dich in sich zu ziehn. Du bist die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichsten Hülle. — Ach! Heinrich, du weißt das Schicksal der Rosen; wirst du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe seyn? — O! könntest du durch meine Augen in mein Gemüth sehn! aber du liebst mich und so glaubst du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reitze sagt. O! sie sind unverwelklich. Was mich so unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das ist nicht aus dieser Zeit. Könntest du nur sehn, wie du mir erscheinst, welches wunderbare Bild deine Gestalt durchdringt, und mir überall entgegen leuchtet, du würdest kein Alter fürchten. Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes. Die irdischen Kräfte ringen und quellen, um es festzuhalten, aber die Natur ist noch unreif; das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten

heiligen Welt. — Ich verstehe dich, lieber Heinrich, denn ich sehe etwas Aehnliches, wenn ich dich anschaue. — Ja Mathilde, die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken sie auf das Innigste mit der irdischen Natur verwebt. — Du wirst mir noch viel herrliche Sachen offenbaren, Geliebtester. — O! Mathilde, von dir allein kommt mir die Gabe der Weissagung. Alles ist ja dein, was ich habe; deine Liebe wird mich in die Heiligthümer des Lebens, in das Allerheiligste des Gemüths führen; du wirst mich zu den höchsten Anschauungen begeistern. Wer weiß, ob unsre Liebe nicht dereinst noch zu Flammenfittichen wird, die uns aufheben, und uns in unsre himmlische Heymath tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Ist es nicht schon ein Wunder, daß du mein bist, daß ich dich in meinen Armen halte, daß du mich liebst, und ewig mein seyn willst? — Auch mir ist jetzt alles glaublich, und ich fühle ja so deutlich eine stille Flamme in mir lodern; wer weiß ob sie uns nicht verklärt, und die irdischen Banden allmählich auflöst. Sage mir nur, Heinrich, ob du auch schon das grenzenlose Vertrauen zu mir hast, was ich zu dir habe? Noch nie hab' ich so etwas gefühlt, selbst nicht gegen meinen Vater, den ich doch so unendlich liebe. — Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daß ich dir nicht alles auf einmal sagen, daß ich dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es ist auch zum erstenmal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor dir mehr geheim haben; du mußt alles wissen. Mein ganzes Wesen soll sich mit dem deinigen vermischen. Nur die grenzenloseste Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr besteht sie ja. Sie ist ja ein geheimnißvolles Zusammenfließen unsers geheimsten und eigenthümlichsten Daseyns. — Heinrich, so können sich noch nie zwey Menschen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben.

Es gab ja noch keine Mathilde. — Auch keinen Heinrich. — Ach! schwör es mir noch einmal, daß du ewig mein bist; die Liebe ist eine endlose Wiederholung. — Ja, Heinrich, ich schwöre ewig dein zu seyn, bey der unsichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich schwöre ewig dein zu seyn, Mathilde, so wahr die Liebe die Gegenwart Gottes bey uns ist. Eine lange Umarmung, unzählige Küsse besiegelten den ewigen Bund des seligen Paars.

Neuntes Kapitel.

Abends waren einige Gäste da; der Großvater trank die Gesundheit des jungen Brautpaars, und versprach bald ein schönes Hochzeitfest auszurichten. Was hilft das lange Zaudern, sagte der Alte. Frühe Hochzeiten, lange Liebe. Ich habe immer gesehn, daß Ehen, die früh geschlossen wurden, am glücklichsten waren. In spätern Jahren ist gar keine solche Andacht mehr im Ehestande, als in der Jugend. Eine gemeinschaftlich genoßne Jugend ist ein unzerreißliches Band. Die Erinnerung ist der sicherste Grund der Liebe. Nach Tische kamen mehrere. Heinrich bat seinen neuen Vater um die Erfüllung seines Versprechens. Klingsohr sagte zu der Gesellschaft: Ich habe heute Heinrichen versprochen ein Mährchen zu erzählen; wenn ihr es zufrieden seyd, so bin ich bereit. Das ist ein kluger Einfall von Heinrich, sagte Schwaning. Ihr habt lange nichts von Euch hören lassen. Alle setzten sich um das lodernde Feuer im Kamin. Heinrich saß dicht bey Mathilden, und schlang seinen Arm um sie. Klingsohr begann:

Die lange Nacht war eben angegangen. Der alte Held schlug an seinen Schild, daß es weit umher in den öden Gassen der Stadt erklang. Er wiederholte das Zeichen dreymal. Da fingen die hohen bunten Fenster des Palastes an von innen heraus helle zu werden, und ihre Figuren bewegten sich. Sie bewegten sich lebhafter, je stärker das röthliche Licht ward, das die Gassen zu erleuchten begann.

Auch sah man allmählich die gewaltigen Säulen und Mauern selbst sich erhellen; endlich standen sie im reinsten milchblauen Schimmer, und spielten mit den sanftesten Farben. Die ganze Gegend ward nun sichtbar, und der Wiederschein der Figuren, das Getümmel der Spieße, der Schwerdter, der Schilder und der Helme, die sich nach hier und da erscheinenden Kronen von allen Seiten neigten, und endlich wie diese verschwanden, und einem schlichten, grünen Kranze Platz machten, um diesen her einen weiten Kreis schlossen: alles dies spiegelte sich in dem starren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der sich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man konnte nichts deutlich unterscheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöse herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkstatt. Die Stadt erschien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchsichtigen Mauern warfen die schönen Strahlen zurück, und das vortreffliche Ebenmaaß, der edle Styl aller Gebäude, und ihre schöne Zusammenordnung kam zum Vorschein. Vor allen Fenstern standen zierliche Gefäße von Thon, voll der mannichfaltigsten Eis- und Schneeblumen, die auf das anmuthigste funkelten.

Am herrlichsten nahm sich auf dem großen Platze vor dem Palaste der Garten aus, der aus Metallbäumen und Krystallpflanzen bestand, und mit bunten Edelsteinblüthen und Früchten übersäet war. Die Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Gestalten und die Lebhaftigkeit der Lichter und Farben gewährten das herrlichste Schauspiel, dessen Pracht durch einen hohen Springquell in der Mitte des Gartens, der zu Eis erstarrt war, vollendet wurde. Der alte Held ging vor den Thoren des Palastes langsam vorüber. Eine Stimme rief seinen Namen im Innern. Er lehnte sich an das Thor, das mit einem sanften Klange sich öffnete, und trat in den Saal. Seinen Schild hielt er vor

die Augen. Hast du noch nichts entdeckt? sagte die schöne Tochter Arcturs mit klagender Stimme. Sie lag an seidnen Polstern auf einem Throne, der von einem großen Schwefelkrystall künstlich erbaut war, und einige Mädchen rieben ämsig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zusammengeflossen schienen. Nach allen Seiten strömte unter den Händen der Mädchen das reitzende Licht von ihr aus, was den Palast so wundersam erleuchtete. Ein duftender Wind wehte im Saale. Der Held schwieg. Laß mich deinen Schild berühren, sagte sie sanft. Er näherte sich dem Throne und betrat den köstlichen Teppich. Sie ergriff seine Hand, drückte sie mit Zärtlichkeit an ihren himmlischen Busen und rührte seinen Schild an. Seine Rüstung klang, und eine durchdringende Kraft beseelte seinen Körper. Seine Augen blitzten, und das Herz pochte hörbar an den Panzer. Die schöne Freya schien heiterer, und das Licht ward brennender, das von ihr ausströmte. Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der im Hintergrunde des Thrones saß. Die Dienerinnen legten eine himmelblaue Decke über die Prinzessin, die sie bis über den Busen bedeckte. Der Held senkte seinen Schild und sah nach der Kuppel hinauf, zu welcher zwey breite Treppen von beyden Seiten des Saals sich hinauf schlangen. Eine leise Musik ging dem Könige voran, der bald mit einem zahlreichen Gefolge in der Kuppel erschien und herunter kam.

Der schöne Vogel entfaltete seine glänzenden Schwingen, bewegte sie sanft und sang, wie mit tausend Stimmen, dem Könige entgegen:

Nicht lange wird der schöne Fremde säumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesglut zerrinnt.
Die kalte Nacht wird diese Stätte räumen,
Wenn Fabel erst das alte Recht gewinnt.

In Freyas Schooß wird sich die Welt entzünden
Und jede Sehnsucht ihre Sehnsucht finden.

Der König umarmte seine Tochter mit Zärtlichkeit. Die Geister der Gestirne stellten sich um den Thron, und der Held nahm in der Reihe seinen Platz ein. Eine unzählige Menge Sterne füllten den Saal in zierlichen Gruppen. Die Dienerinnen brachten einen Tisch und ein Kästchen, worin eine Menge Blätter lagen, auf denen heilige tiefsinnige Zeichen standen, die aus lauter Sternbildern zusammengesetzt waren. Der König küßte ehrfurchtsvoll diese Blätter, mischte sie sorgfältig untereinander, und reichte seiner Tochter einige zu. Die andern behielt er für sich. Die Prinzessin zog sie nach der Reihe heraus und legte sie auf den Tisch, dann betrachtete der König die seinigen genau, und wählte mit vielem Nachdenken, ehe er eins dazu hinlegte. Zuweilen schien er gezwungen zu seyn, dies oder jenes Blatt zu wählen. Oft aber sah man ihm die Freude an, wenn er durch ein gutgetroffenes Blatt eine schöne Harmonie der Zeichen und Figuren legen konnte. Wie das Spiel anfing, sah man an allen Umstehenden Zeichen der lebhaftesten Theilnahme, und die sonderbarsten Mienen und Gebehrden, gleichsam als hätte jeder ein unsichtbares Werkzeug in Händen, womit er eifrig arbeite. Zugleich ließ sich eine sanfte, aber tief bewegende Musik in der Luft hören, die von den im Saale sich wunderlich durcheinander schlingenden Sternen, und den übrigen sonderbaren Bewegungen zu entstehen schien. Die Sterne schwangen sich, bald langsam, bald schnell, in beständig veränderten Linien umher, und bildeten, nach dem Gange der Musik, die Figuren der Blätter auf das kunstreichste nach. Die Musik wechselte, wie die Bilder auf dem Tische, unaufhörlich, und so wunderlich und hart auch die Uebergänge nicht selten waren, so schien doch nur Ein einfaches Thema das Ganze zu verbinden. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit flogen die Sterne den Bildern

nach. Sie waren bald alle in Einer großen Verschlingung, bald wieder in einzelne Haufen schön geordnet, bald zerstäubte der lange Zug, wie ein Strahl, in unzählige Funken, bald kam durch immer wachsende kleinere Kreise und Muster wieder Eine große, überraschende Figur zum Vorschein. Die bunten Gestalten in den Fenstern blieben während dieser Zeit ruhig stehen. Der Vogel bewegte unaufhörlich die Hülle seiner kostbaren Federn auf die mannichfaltigste Weise. Der alte Held hatte bisher auch sein unsichtbares Geschäft ämsig betrieben, als auf einmal der König voll Freuden ausrief: Es wird alles gut. Eisen, wirf du dein Schwerdt in die Welt, daß sie erfahren, wo der Friede ruht. Der Held riß das Schwerdt von der Hüfte, stellte es mit der Spitze gen Himmel, dann ergriff er es und warf es aus dem geöffneten Fenster über die Stadt und das Eismeer. Wie ein Komet flog es durch die Luft, und schien an dem Berggürtel mit hellem Klange zu zersplittern, denn es fiel in lauter Funken herunter.

Zu der Zeit lag der schöne Knabe Eros in seiner Wiege und schlummerte sanft, während Ginnistan, seine Amme, die Wiege schaukelte und seiner Milchschwester Fabel die Brust reichte. Ihr buntes Halstuch hatte sie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor sich stehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte. Der Schreiber schrieb unverdrossen, sah sich nur zuweilen mürrisch nach den Kindern um, und schnitt der Amme finstere Gesichter, die ihn gutmüthig anlächelte und schwieg.

Der Vater der Kinder ging immer ein und aus, indem er jedesmal die Kinder betrachtete und Ginnistan freundlich begrüßte. Er hatte unaufhörlich dem Schreiber etwas zu sagen. Dieser vernahm ihn genau, und wenn er es aufgezeichnet hatte, reichte er die Blätter einer edlen, göttergleichen Frau hin, die sich an einen Altar lehnte, auf welchem eine

dunkle Schaale mit klarem Wasser stand, in welches sie mit heiterm Lächeln blickte. Sie tauchte die Blätter jedesmal hinein, und wenn sie beym Herausziehn gewahr wurde, daß einige Schrift stehen geblieben und glänzend geworden war, so gab sie das Blatt dem Schreiber zurück, der es in ein großes Buch heftete, und oft verdrießlich zu seyn schien, wenn seine Mühe vergeblich gewesen und alles ausgelöscht war. Die Frau wandte sich zu Zeiten gegen Ginnistan und die Kinder, tauchte den Finger in die Schaale, und sprützte einige Tropfen auf sie hin, die, sobald sie die Amme, das Kind oder die Wiege berührten, in einen blauen Dunst zerrannen, der tausend seltsame Bilder zeigte, und beständig um sie herzog und sich veränderte. Traf einer davon zufällig auf den Schreiber, so fielen eine Menge Zahlen und geometrische Figuren nieder, die er mit vieler Aemsigkeit auf einen Faden zog, und sich zum Zierrath um den magern Hals hing. Die Mutter des Knaben, die wie die Anmuth und Lieblichkeit selbst aussah, kam oft herein. Sie schien beständig beschäftigt, und trug immer irgend ein Stück Hausgeräthe mit sich hinaus: bemerkte es der argwöhnische und mit spähenden Blicken sie verfolgende Schreiber, so begann er eine lange Strafrede, auf die aber kein Mensch achtete. Alle schienen seiner unnützen Widerreden gewohnt. Die Mutter gab auf einige Augenblicke der kleinen Fabel die Brust; aber bald ward sie wieder abgerufen, und dann nahm Ginnistan das Kind zurück, das an ihr lieber zu trinken schien. Auf einmal brachte der Vater ein zartes eisernes Stäbchen herein, das er im Hofe gefunden hatte. Der Schreiber besah es und drehte es mit vieler Lebhaftigkeit herum, und brachte bald heraus, daß es sich von selbst, in der Mitte an einem Faden aufgehängt, nach Norden drehe. Ginnistan nahm es auch in die Hand, bog es, drückte es, hauchte es an, und hatte ihm bald die Gestalt einer Schlange gegeben, die sich nun plötzlich in den Schwanz

biß. Der Schreiber ward bald des Betrachtens überdrüssig. Er schrieb alles genau auf, und war sehr weitläuftig über den Nutzen, den dieser Fund gewähren könne. Wie ärgerlich war er aber, als sein ganzes Schreibwerk die Probe nicht bestand, und das Papier weiß aus der Schaale hervorkam. Die Amme spielte fort. Zufällig berührte sie die Wiege damit, da fing der Knabe an wach zu werden, schlug die Decke zurück, hielt die eine Hand gegen das Licht, und langte mit der Andern nach der Schlange. Wie er sie erhielt, sprang er rüstig, daß Ginnistan erschrak und der Schreiber beynah vor Entsetzen vom Stuhle fiel, aus der Wiege, stand, nur von seinen langen goldnen Haaren bedeckt, im Zimmer, und betrachtete mit unaussprechlicher Freude das Kleinod, das sich in seinen Händen nach Norden ausstreckte, und ihn heftig im Innern zu bewegen schien. Zusehends wuchs er.

Sophie, sagte er mit rührender Stimme zu der Frau, laß mich aus der Schaale trinken. Sie reichte sie ihm ohne Anstand, und er konnte nicht aufhören zu trinken, indem die Schaale sich immer voll zu erhalten schien. Endlich gab er sie zurück, indem er die edle Frau innig umarmte. Er herzte Ginnistan, und bat sie um das bunte Tuch, das er sich anständig um die Hüften band. Die kleine Fabel nahm er auf den Arm. Sie schien unendliches Wohlgefallen an ihm zu haben, und fing zu plaudern an. Ginnistan machte sich viel um ihn zu schaffen. Sie sah äußerst reitzend und leichtfertig aus, und drückte ihn mit der Innigkeit einer Braut an sich. Sie zog ihn mit heimlichen Worten nach der Kammerthür, aber Sophie winkte ernsthaft und deutete nach der Schlange; da kam die Mutter herein, auf die er sogleich zuflog, und sie mit heißen Thränen bewillkommte. Der Schreiber war ingrimmig fortgegangen. Der Vater trat herein, und wie er Mutter und Sohn in stiller Umarmung sah, trat er hinter ihren Rücken zur reitzenden

Ginnistan, und liebkoste ihr. Sophie stieg die Treppe hinauf. Die kleine Fabel nahm die Feder des Schreibers und fing zu schreiben an. Mutter und Sohn vertieften sich in ein leises Gespräch, und der Vater schlich sich mit Ginnistan in die Kammer um sich von den Geschäften des Tages in ihren Armen zu erholen. Nach geraumer Zeit kam Sophie zurück. Der Schreiber trat herein. Der Vater kam aus der Kammer, und ging an seine Geschäfte. Ginnistan kam mit glühenden Wangen zurück. Der Schreiber jagte die kleine Fabel mit vielen Schmähungen von seinem Sitze, und hatte einige Zeit nöthig seine Sachen in Ordnung zu bringen. Er reichte Sophien die von Fabel vollgeschriebenen Blätter, um sie rein zurück zu erhalten, gerieth aber bald in den äußersten Unwillen, wie Sophie die Schrift völlig glänzend und unversehrt aus der Schaale zog, und sie ihm hinlegte. Fabel schmiegte sich an ihre Mutter, die sie an die Brust nahm, und das Zimmer aufputzte, die Fenster öffnete, frische Luft hereinließ und Zubereitungen zu einem köstlichen Mahle machte. Man sah durch die Fenster die herrlichsten Aussichten und einen heitern Himmel über die Erde gespannt. Auf dem Hofe war der Vater in voller Thätigkeit. Wenn er müde war, sah er hinauf ans Fenster, wo Ginnistan stand, und ihm allerhand Näschereien herunterwarf. Die Mutter und der Sohn gingen hinaus, um überall zu helfen und den gefaßten Entschluß vorzubereiten. Der Schreiber rührte die Feder, und machte immer eine Fratze, wenn er genöthigt war, Ginnistan um etwas zu fragen, die ein sehr gutes Gedächtniß hatte, und alles behielt, was sich zutrug. Eros kam bald in schöner Rüstung, um die das bunte Tuch wie eine Schärpe gebunden war, zurück, und bat Sophie um Rath, wann und wie er seine Reise antreten solle. Der Schreiber war vorlaut, und wollte gleich mit einem ausführlichen Reiseplan dienen, aber seine Vorschläge wurden überhört. Du kannst sogleich reisen;

Ginnistan mag dich begleiten, sagte Sophie; sie weiß mit den Wegen Bescheid, und ist überall gut bekannt. Sie wird die Gestalt deiner Mutter annehmen, um dich nicht in Versuchung zu führen. Findest du den König, so denke an mich; dann komme ich um dir zu helfen.

Ginnistan tauschte ihre Gestalt mit der Mutter, worüber der Vater sehr vergnügt zu seyn schien; der Schreiber freute sich, daß die beyden fortgingen; besonders da ihm Ginnistan ihr Taschenbuch zum Abschiede schenkte, worin die Chronik des Hauses umständlich aufgezeichnet war; nur blieb ihm die kleine Fabel ein Dorn im Auge, und er hätte, um seiner Ruhe und Zufriedenheit willen, nichts mehr gewünscht, als daß auch sie unter der Zahl der Abreisenden seyn möchte. Sophie segnete die Niederknieenden ein, und gab ihnen ein Gefäß voll Wasser aus der Schaale mit; die Mutter war sehr bekümmert. Die kleine Fabel wäre gern mitgegangen, und der Vater war zu sehr außer dem Hause beschäftigt, als daß er lebhaften Antheil hätte nehmen sollen. Es war Nacht, wie sie abreisten, und der Mond stand hoch am Himmel. Lieber Eros, sagte Ginnistan, wir müssen eilen, daß wir zu meinem Vater kommen, der mich lange nicht gesehn und so sehnsuchtsvoll mich überall auf der Erde gesucht hat. Siehst du wohl sein bleiches abgehärmtes Gesicht? Dein Zeugniß wird mich ihm in der fremden Gestalt kenntlich machen.

Die Liebe ging auf dunkler Bahn,
Vom Monde nur erblickt,
Das Schattenreich war aufgethan,
Und seltsam aufgeschmückt.

*

Ein blauer Dunst umschwebte sie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Fantasie
Sie über Strom und Land.

*

Es hob sich ihre volle Brust
In wunderbarem Muth;
Ein Vorgefühl der künft'gen Lust
Besprach die wilde Glut.

*

Die Sehnsucht klagt' und wußt' es nicht,
Daß Liebe näher kam;
Und tiefer grub in ihr Gesicht
Sich hoffnungsloser Gram.

*

Die kleine Schlange blieb getreu,
Sie wies nach Norden hin,
Und beyde folgten sorgenfrey
Der schönen Führerin.

*

Die Liebe ging durch Wüsteneyn
Und durch der Wolken Land,
Trat in den Hof des Mondes ein,
Die Tochter an der Hand.

*

Er saß auf seinem Silberthron,
Allein mit seinem Harm;
Da hört er seines Kindes Ton,
Und sank in ihren Arm.

Eros stand gerührt bey den zärtlichen Umarmungen. Endlich sammelte sich der alte, erschütterte Mann, und bewillkommte seinen Gast. Er ergriff sein großes Horn und stieß mit voller Macht hinein. Ein gewaltiger Ruf dröhnte durch die uralte Burg. Die spitzen Thürme mit ihren glänzenden Knöpfen und die tiefen schwarzen Dächer schwankten. Die Burg stand still, denn sie war auf das Gebirge jenseits des Meers gekommen. Von allen Seiten strömten seine Diener herzu, deren seltsame Gestalten und Trachten Ginnistan unendlich ergötzten und den tapfern Eros nicht erschreckten. Erstere grüßte ihre alten Bekannten,

und alle erschienen vor ihr mit neuer Stärke und in der ganzen Herrlichkeit ihrer Naturen. Der ungestüme Geist der Flut folgte der sanften Ebbe. Die alten Orkane legten sich an die klopfende Brust der heißen leidenschaftlichen Erdbeben. Die zärtlichen Regenschauer sahen sich nach dem bunten Bogen um, der von der Sonne, die ihn mehr anzieht, entfernt, bleich da stand. Der rauhe Donner schalt über die Thorheiten der Blitze hinter den unzähligen Wolken hervor, die mit tausend Reitzen dastanden und die feurigen Jünglinge lockten. Die beyden lieblichen Schwestern, Morgen und Abend, freuten sich vorzüglich über die beyden Ankömmlinge. Sie weinten sanfte Thränen in ihren Umarmungen. Unbeschreiblich war der Anblick dieses wunderlichen Hofstaats. Der alte König konnte sich an seiner Tochter nicht satt sehen. Sie fühlte sich zehnfach glücklich in ihrer väterlichen Burg, und ward nicht müde die bekannten Wunder und Seltenheiten zu beschauen. Ihre Freude war ganz unbeschreiblich, als ihr der König den Schlüssel zur Schatzkammer und die Erlaubniß gab, ein Schauspiel für Eros darin zu veranstalten, das ihn so lange unterhalten könnte, bis das Zeichen des Aufbruchs gegeben würde. Die Schatzkammer war ein großer Garten, dessen Mannichfaltigkeit und Reichthum alle Beschreibung übertraf. Zwischen den ungeheuren Wetterbäumen lagen unzählige Luftschlösser von überraschender Bauart, eins immer köstlicher als das Andere. Große Heerden von Schäfchen, mit silberweißer, goldner und rosenfarbner Wolle irrten umher, und die sonderbarsten Thiere belebten den Hayn. Merkwürdige Bilder standen hie und da, und die festlichen Aufzüge, die seltsamen Wagen, die überall zum Vorschein kamen, beschäftigten die Aufmerksamkeit unaufhörlich. Die Beete standen voll der buntesten Blumen. Die Gebäude waren gehäuft voll von Waffen aller Art, voll der schönsten Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Trinkgeschirre und aller Arten von Geräthen und Werkzeugen,

in unübersehlichen Reihen. Auf einer Anhöhe erblickten sie ein romantisches Land, das mit Städten und Burgen, mit Tempeln und Begräbnissen übersäet war, und alle Anmuth bewohnter Ebenen mit den furchtbaren Reitzen der Einöde und schroffer Felsengegenden vereinigte. Die schönsten Farben waren in den glücklichsten Mischungen. Die Bergspitzen glänzten wie Lustfeuer in ihren Eis- und Schneehüllen. Die Ebene lachte im frischesten Grün. Die Ferne schmückte sich mit allen Veränderungen von Blau, und aus der Dunkelheit des Meeres wehten unzählige bunte Wimpel von zahlreichen Flotten. Hier sah man einen Schiffbruch im Hintergrunde, und vorne ein ländliches fröhliches Mahl von Landleuten; dort den schrecklich schönen Ausbruch eines Vulkans, die Verwüstungen des Erdbebens, und im Vordergrunde ein liebendes Paar unter schattenden Bäumen, in den süßesten Liebkosungen. Abwärts eine fürchterliche Schlacht, und unter ihr ein Theater voll der lächerlichsten Masken. Nach einer andern Seite im Vordergrunde einen jugendlichen Leichnam auf der Bahre, die ein trostloser Geliebter festhielt, und die weinenden Eltern daneben; im Hintergrunde eine liebliche Mutter mit dem Kinde an der Brust, und Engel sitzend zu ihren Füßen, und aus den Zweigen über ihrem Haupte herunterblickend. Die Szenen verwandelten sich unaufhörlich und flossen endlich in eine große geheimnißvolle Vorstellung zusammen. Himmel und Erde waren in vollem Aufruhr. Alle Schrecken waren losgebrochen. Eine gewaltige Stimme rief zu den Waffen. Ein entsetzliches Heer von Todtengerippen, mit schwarzen Fahnen, kam wie ein Sturm von dunkeln Bergen herunter, und griff das Leben an, das mit seinen jugendlichen Schaaren in der hellen Ebene in muntern Festen begriffen war, und sich keines Angriffs versah. Es entstand ein entsetzliches Getümmel, die Erde zitterte; der Sturm brauste, und die Nacht ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet.

Mit unerhörten Grausamkeiten zerriß das Heer der Gespenster die zarten Glieder der Lebendigen. Ein Scheiterhaufen thürmte sich empor, und unter dem grausenvollsten Geheul wurden die Kinder des Lebens von den Flammen verzehrt. Plötzlich brach aus dem dunklen Aschenhaufen ein milchblauer Strom nach allen Seiten aus. Die Gespenster wollten die Flucht ergreifen, aber die Flut wuchs zusehends und verschlang die scheusliche Brut. Bald waren alle Schrecken vertilgt. Himmel und Erde flossen in süße Musik zusammen. Eine wunderschöne Blume schwamm glänzend auf den sanften Wogen. Ein glänzender Bogen schloß sich über die Flut, auf welchem göttliche Gestalten auf prächtigen Thronen, nach beyden Seiten herunter, saßen. Sophie saß zu oberst, die Schaale in der Hand, neben einem herrlichen Manne, mit einem Eichenkranze um die Locken und einer Friedenspalme statt des Szepters in der Rechten. Ein Lilienblatt bog sich über den Kelch der schwimmenden Blume; die kleine Fabel saß auf demselben, und sang zur Harfe die süßesten Lieder. In dem Kelche lag Eros selbst, über ein schönes schlummerndes Mädchen hergebeugt, die ihn fest umschlungen hielt. Eine kleinere Blüthe schloß sich um beyde her, so daß sie von den Hüften an in eine Blume verwandelt zu seyn schienen.

Eros dankte Ginnistan mit tausend Entzücken. Er umarmte sie zärtlich, und sie erwiederte seine Liebkosungen. Ermüdet von der Beschwerde des Weges und den mannichfaltigen Gegenständen, die er gesehen hatte, sehnte er sich nach Bequemlichkeit und Ruhe. Ginnistan, die sich von dem schönen Jüngling lebhaft angezogen fühlte, hütete sich wohl des Trankes zu erwähnen, den Sophie ihm mitgegeben hatte. Sie führte ihn zu einem abgelegenen Bade, zog ihm die Rüstung aus, und zog selbst ein Nachtkleid an, in welchem sie fremd und verführerisch aussah. Eros tauchte sich in die gefährlichen Wellen, und stieg berauscht wieder

heraus. Ginnistan trocknete ihn, und rieb seine starken, von Jugendkraft gespannten Glieder. Er gedachte mit glühender Sehnsucht seiner Geliebten, und umfaßte in süßem Wahne die reitzende Ginnistan. Unbesorgt überließ er sich seiner ungestümen Zärtlichkeit, und schlummerte endlich nach den wollüstigsten Genüssen an dem reitzenden Busen seiner Begleiterin ein.

Unterdessen war zu Hause eine traurige Veränderung vorgegangen. Der Schreiber hatte das Gesinde in eine gefährliche Verschwörung verwickelt. Sein feindseliges Gemüth hatte längst Gelegenheit gesucht, sich des Hausregiments zu bemächtigen und sein Joch abzuschütteln. Er hatte sie gefunden. Zuerst bemächtigte sich sein Anhang der Mutter, die in eiserne Bande gelegt wurde. Der Vater ward bey Wasser und Brod ebenfalls hingesetzt. Die kleine Fabel hörte den Lärm im Zimmer. Sie verkroch sich hinter dem Altare, und wie sie bemerkte, daß eine Thür an seiner Rückseite verborgen war, so öffnete sie dieselbe mit vieler Behendigkeit, und fand, daß eine Treppe in ihm hinunterging. Sie zog die Thür nach sich, und stieg im Dunkeln die Treppe hinunter. Der Schreiber stürzte mit Ungestüm herein, um sich an der kleinen Fabel zu rächen und Sophien gefangen zu nehmen. Beyde waren nicht zu finden. Die Schaale fehlte auch, und in seinem Grimme zerschlug er den Altar in tausend Stücke, ohne jedoch die heimliche Treppe zu entdecken.

Die kleine Fabel stieg geraume Zeit. Endlich kam sie auf einen freyen Platz hinaus, der rund herum mit einer prächtigen Colonnade geziert und durch ein großes Thor geschlossen war. Alle Figuren waren hier dunkel. Die Luft war wie ein ungeheurer Schatten; am Himmel stand ein schwarzer strahlender Körper. Man konnte alles auf das deutlichste unterscheiden, weil jede Figur einen andern Anstrich von Schwarz zeigte, und einen lichten Schein hinter sich warf;

Licht und Schatten schienen hier ihre Rollen vertauscht zu haben. Fabel freute sich in einer neuen Welt zu seyn. Sie besah alles mit kindlicher Neugierde. Endlich kam sie an das Thor, vor welchem auf einem massiven Postament eine schöne Sphinx lag.

Was suchst du? sagte die Sphinx; mein Eigenthum, erwiederte Fabel. — Wo kommst du her? — Aus alten Zeiten. — Du bist noch ein Kind. — Und werde ewig ein Kind seyn. — Wer wird dir beystehn? — Ich stehe für mich. Wo sind die Schwestern? fragte Fabel. — Ueberall und nirgends, gab die Sphinx zur Antwort. — Kennst du mich? — Noch nicht. — Wo ist die Liebe? — In der Einbildung. — Und Sophie? — Die Sphinx murmelte unvernehmlich vor sich hin, und rauschte mit den Flügeln. Sophie und Liebe! rief triumphirend Fabel, und ging durch das Thor. Sie trat in die ungeheure Höhle, und ging fröhlich auf die alten Schwestern zu, die bey der kärglichen Nacht einer schwarzbrennenden Lampe ihr wunderliches Geschäft trieben. Sie thaten nicht, als ob sie den kleinen Gast bemerkten, der mit artigen Liebkosungen sich geschäftig um sie erzeigte. Endlich krächzte die eine mit rauhen Worten und scheelem Gesicht: Was willst du hier, Müßiggängerin? wer hat dich eingelassen? Dein kindisches Hüpfen bewegt die stille Flamme. Das Oel verbrennt unnützer Weise. Kannst du dich nicht hinsetzen und etwas vornehmen? — Schöne Base, sagte Fabel, am Müßiggehn ist mir nichts gelegen. Ich mußte recht über eure Thürhüterin lachen. Sie hätte mich gern an die Brust genommen, aber sie mußte zu viel gegessen haben, sie konnte nicht aufstehn. Laßt mich vor der Thür sitzen, und gebt mir etwas zu spinnen; denn hier kann ich nicht gut sehen, und wenn ich spinne, muß ich singen und plaudern dürfen, und das könnte euch in euren ernsthaften Gedanken stören. — Hinaus sollst du nicht, aber in der Nebenkammer bricht ein Strahl der Ober-

welt durch die Felsritzen, da magst du spinnen, wenn du so geschickt bist; hier liegen ungeheure Haufen von alten Enden, die drehe zusammen; aber hüte dich: wenn du saumselig spinnst, oder der Faden reißt, so schlingen sich die Fäden um dich her und ersticken dich. — Die Alte lachte hämisch, und spann. Fabel raffte einen Arm voll Fäden zusammen, nahm Wocken und Spindel, und hüpfte singend in die Kammer. Sie sah durch die Oeffnung hinaus, und erblickte das Sternbild des Phönixes. Froh über das glückliche Zeichen fing sie an lustig zu spinnen, ließ die Kammerthür ein wenig offen, und sang halbleise:

Erwacht in euren Zellen,
Ihr Kinder alter Zeit;
Laßt eure Ruhestellen,
Der Morgen ist nicht weit.

*

Ich spinne eure Fäden
In Einen Faden ein;
Aus ist die Zeit der Fehden,
Ein Leben sollt' ihr seyn.

*

Ein jeder lebt in Allen,
Und All' in Jedem auch;
Ein Herz wird in euch wallen,
Von Einem Lebenshauch.

*

Noch seyd ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberey.
Geht furchtbar in die Höhle,
Und neckt die heil'ge Drey.

*

Die Spindel schwang sich mit unglaublicher Behendigkeit zwischen den kleinen Füßen, während sie mit beyden Händen den zarten Faden drehte. Unter dem Liede wurden unzählige Lichterchen sichtbar, die aus der Thürspalte schlüpften und

durch die Höhle in scheuslichen Larven sich verbreiteten. Die Alten hatten während der Zeit immer mürrisch fortgesponnen und auf das Jammergeschrey der kleinen Fabel gewartet, aber wie entsetzten sie sich, als auf einmal eine erschreckliche Nase über ihre Schultern guckte, und wie sie sich umsahen, die ganze Höhle voll der gräßlichsten Figuren war, die tausenderley Unfug trieben. Sie fuhren in einander, heulten mit fürchterlicher Stimme, und wären vor Schrecken zu Stein geworden, wenn nicht in diesem Augenblicke der Schreiber in die Höhle getreten wäre, und eine Alraunwurzel bey sich gehabt hätte. Die Lichterchen verkrochen sich in die Felsklüfte, und die Höhle wurde ganz hell, weil die schwarze Lampe in der Verwirrung umgefallen und ausgelöscht war. Die Alten waren froh, wie sie den Schreiber kommen hörten, aber voll Ingrimms gegen die kleine Fabel. Sie riefen sie heraus, schnarchten sie fürchterlich an und verboten ihr fortzuspinnen. Der Schreiber schmunzelte höhnisch, weil er die kleine Fabel nun in seiner Gewalt zu haben glaubte, und sagte: Es ist gut, daß du hier bist und zur Arbeit angehalten werden kannst. Ich hoffe, daß es an Züchtigungen nicht fehlen soll. Dein guter Geist hat dich hergeführt. Ich wünsche dir langes Leben und viel Vergnügen. Ich danke dir für deinen guten Willen, sagte Fabel; man sieht dir jetzt die gute Zeit an; dir fehlt nur noch das Stundenglas und die Hippe, so siehst du ganz wie der Bruder meiner schönen Basen aus. Wenn du Gänsespulen brauchst, so zupfe ihnen nur eine Handvoll zarten Pflaum aus den Wangen. Der Schreiber schien Miene zu machen, über sie herzufallen. Sie lächelte und sagte: Wenn dir dein schöner Haarwuchs und dein geistreiches Auge lieb sind, so nimm dich in Acht; bedenke meine Nägel, du hast nicht viel mehr zu verlieren. Er wandte sich mit verbißner Wuth zu den Alten, die sich die Augen wischten, und nach ihren Wocken umhertappten. Sie konnten nichts finden, da die Lampe ausgelöscht war,

und ergossen sich in Schimpfreden gegen Fabel. Laßt sie doch gehn, sprach er tückisch, daß sie euch Taranteln fange, zur Bereitung eures Oels. Ich wollte euch zu euerm Troste sagen, daß Eros ohne Rast umherfliegt, und eure Scheere fleißig beschäftigen wird. Seine Mutter, die euch so oft zwang, die Fäden länger zu spinnen, wird morgen ein Raub der Flammen. Er kitzelte sich, um zu lachen, wie er sah, daß Fabel einige Thränen bey dieser Nachricht vergoß, gab ein Stück von der Wurzel der Alten, und ging naserümpfend von dannen. Die Schwestern hießen der Fabel mit zorniger Stimme Taranteln suchen, ohngeachtet sie noch Oel vorräthig hatten, und Fabel eilte fort. Sie that, als öffne sie das Thor, warf es ungestüm wieder zu, und schlich sich leise nach dem Hintergrunde der Höhle, wo eine Leiter herunter hing. Sie kletterte schnell hinauf, und kam bald vor eine Fallthür, die sich in Arcturs Gemach öffnete.

Der König saß umringt von seinen Räthen, als Fabel erschien. Die nördliche Krone zierte sein Haupt. Die Lilie hielt er mit der Linken, die Wage in der Rechten. Der Adler und Löwe saßen zu seinen Füßen. Monarch, sagte die Fabel, indem sie sich ehrfurchtsvoll vor ihm neigte: Heil deinem festgegründeten Throne! Frohe Botschaft deinem verwundeten Herzen! Baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der rastlosen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Gestalt der Zukunft! Der König berührte ihre offene Stirn mit der Lilie: Was du bittest, sey dir gewährt. — Dreymal werde ich bitten, wenn ich zum viertenmale komme, so ist die Liebe vor der Thür. Jetzt gieb mir die Leyer. — Eridanus! bringe sie her, rief der König. Rauschend strömte Eridanus von der Decke, und Fabel zog die Leyer aus seinen blinkenden Fluten.

Fabel that einige weissagende Griffe; der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte, und mit vielen

Danksagungen hinweg eilte. Sie glitt in reißenden Bogenschwüngen über das Eismeer, indem sie fröhliche Musik aus den Saiten lockte.

Das Eis gab unter ihren Tritten die herrlichsten Töne von sich. Der Felsen der Trauer hielt sie für Stimmen seiner suchenden rückkehrenden Kinder, und antwortete in einem tausendfachen Echo.

Fabel hatte bald das Gestade erreicht. Sie begegnete ihrer Mutter, die abgezehrt und bleich aussah, schlank und ernst geworden war, und in edlen Zügen die Spuren eines hoffnungslosen Grams und rührender Treue verrieth.

Was ist aus dir geworden, liebe Mutter? sagte Fabel, du scheinst mir gänzlich verändert; ohne inneres Anzeichen hätt' ich dich nicht erkannt. Ich hoffte mich an deiner Brust einmal wieder zu erquicken; ich habe lange nach dir geschmachtet. Ginnistan liebkoste sie zärtlich, und sah heiter und freundlich aus. Ich dachte es gleich, sagte sie, daß dich der Schreiber nicht würde gefangen haben. Dein Anblick erfrischt mich. Es geht mir schlimm und knapp genug, aber ich tröste mich bald. Vielleicht habe ich einen Augenblick Ruhe. Eros ist in der Nähe, und wenn er dich sieht, und du ihm vorplauderst, verweilt er vielleicht einige Zeit. Indeß kannst du dich an meine Brust legen; ich will dir geben, was ich habe. Sie nahm die Kleine auf den Schooß, reichte ihr die Brust, und fuhr fort, indem sie lächelnd auf die Kleine hinunter sah, die es sich gut schmecken ließ: Ich bin selbst Ursach, daß Eros so wild und unbeständig geworden ist. Aber mich reut es dennoch nicht, denn jene Stunden, die ich in seinen Armen zubrachte, haben mich zur Unsterblichen gemacht. Ich glaubte unter seinen feurigen Liebkosungen zu zerschmelzen. Wie ein himmlischer Räuber schien er mich grausam vernichten und stolz über sein bebendes Opfer triumphiren zu wollen. Wir erwachten spät aus dem verbotenen Rausche, in einem sonderbar vertauschten

Zustande. Lange silberweiße Flügel bedeckten seine weißen Schultern und die reitzende Fülle und Biegung seiner Gestalt. Die Kraft, die ihn so plötzlich aus einem Knaben zum Jünglinge quellend getrieben, schien sich ganz in die glänzenden Schwingen gezogen zu haben, und er war wieder zum Knaben geworden. Die stille Glut seines Gesichts war in das tändelnde Feuer eines Irrlichts, der heilige Ernst in verstellte Schalkheit, die bedeutende Ruhe in kindische Unstätigkeit, der edle Anstand in drollige Beweglichkeit verwandelt. Ich fühlte mich von einer ernsthaften Leidenschaft unwiderstehlich zu dem muthwilligen Knaben gezogen, und empfand schmerzlich seinen lächelnden Hohn und seine Gleichgültigkeit gegen meine rührendsten Bitten. Ich sah meine Gestalt verändert. Meine sorglose Heiterkeit war verschwunden und hatte einer traurigen Bekümmerniß, einer zärtlichen Schüchternheit Platz gemacht. Ich hätte mich mit Eros vor allen Augen verbergen mögen. Ich hatte nicht das Herz in seine beleidigenden Augen zu sehn, und fühlte mich entsetzlich beschämt und erniedrigt. Ich hatte keinen andern Gedanken, als ihn, und hätte mein Leben hingegeben, um ihn von seinen Unarten zu befreyen. Ich mußte ihn anbeten, so tief er auch alle meine Empfindungen kränkte.

Seit der Zeit, wo er sich aufmachte und mir entfloh, so rührend ich auch mit den heißesten Thränen ihn beschwor, bey mir zu bleiben, bin ich ihm überall gefolgt. Er scheint es ordentlich darauf anzulegen, mich zu necken. Kaum habe ich ihn erreicht, so fliegt er tückisch weiter. Sein Bogen richtet überall Verwüstungen an. Ich habe nichts zu thun, als die Unglücklichen zu trösten, und habe doch selbst Trost nöthig. Ihre Stimmen, die mich rufen, zeigen mir seinen Weg, und ihre wehmüthigen Klagen, wenn ich sie wieder verlassen muß, gehen mir tief zu Herzen. Der Schreiber verfolgt uns mit entsetzlicher Wuth, und rächt sich an den armen Getroffenen. Die Frucht jener geheimnißvollen Nacht

waren eine zahlreiche Menge wunderlicher Kinder, die ihrem Großvater ähnlich sehn, und nach ihm genannt sind. Geflügelt wie ihr Vater begleiten sie ihn beständig, und plagen die Armen, die sein Pfeil trifft. Doch da kömmt der fröhliche Zug. Ich muß fort; lebe wohl, süßes Kind. Seine Nähe erregt meine Leidenschaft. Sey glücklich in deinem Vorhaben. — Eros zog weiter, ohne Ginnistan, die auf ihn zueilte, einen zärtlichen Blick zu gönnen. Aber zu Fabel wandte er sich freundlich, und seine kleinen Begleiter tanzten fröhlich um sie her. Fabel freute sich, ihren Milchbruder wieder zu sehn, und sang zu ihrer Leyer ein munteres Lied. Eros schien sich besinnen zu wollen und ließ den Bogen fallen. Die Kleinen entschliefen auf dem Rasen. Ginnistan konnte ihn fassen, und er litt ihre zärtlichen Liebkosungen. Endlich fing Eros auch an zu nicken, schmiegte sich an Ginnistans Schooß und schlummerte ein, indem er seine Flügel über sie ausbreitete. Unendlich froh war die müde Ginnistan, und verwandte kein Auge von dem holden Schläfer. Während des Gesanges waren von allen Seiten Taranteln zum Vorschein gekommen, die über die Grashalme ein glänzendes Netz zogen, und lebhaft nach dem Takte sich an ihren Fäden bewegten. Fabel tröstete nun ihre Mutter, und versprach ihr baldige Hülfe. Vom Felsen tönte der sanfte Wiederhall der Musik und wiegte die Schläfer ein. Ginnistan sprengte aus dem wohlverwahrten Gefäß einige Tropfen in die Luft, und die anmuthigsten Träume fielen auf sie nieder. Fabel nahm das Gefäß mit und setzte ihre Reise fort. Ihre Saiten ruhten nicht, und die Taranteln folgten auf schnellgesponnenen Fäden den bezaubernden Tönen.

Sie sah bald von weitem die hohe Flamme des Scheiterhaufens, die über den grünen Wald emporstieg. Traurig sah sie gen Himmel und freute sich, wie sie Sophieens blauen Schleyer erblickte, der wallend über der Erde schwebte, und auf ewig die ungeheure Gruft bedeckte. Die Sonne stand

feuerroth vor Zorn am Himmel, die gewaltige Flamme sog an ihrem geraubten Lichte, und so heftig sie es auch an sich zu halten schien, so ward sie doch immer bleicher und fleckiger. Die Flamme ward weißer und mächtiger, je fahler die Sonne ward. Sie sog das Licht immer stärker in sich, und bald war die Glorie um das Gestirn des Tages verzehrt, und nur als eine matte, glänzende Scheibe stand es noch da, indem jede neue Regung des Neides und der Wuth den Ausbruch der entfliehenden Lichtwellen vermehrte. Endlich war nichts von der Sonne mehr übrig, als eine schwarze ausgebrannte Schlacke, die herunter ins Meer fiel. Die Flamme war über allen Ausdruck glänzend geworden. Der Scheiterhaufen war verzehrt. Sie hob sich langsam in die Höhe und zog nach Norden. Fabel trat in den Hof, der verödet aussah; das Haus war unterdeß verfallen. Dornsträuche wuchsen in den Ritzen der Fenstergesimse, und Ungeziefer aller Art kribbelte auf den zerbrochenen Stiegen. Sie hörte im Zimmer einen entsetzlichen Lärm; der Schreiber und seine Gesellen hatten sich an dem Flammentode der Mutter geweidet, waren aber gewaltig erschrocken, wie sie den Untergang der Sonne wahrgenommen hatten.

Sie hatten sich vergeblich angestrengt, die Flamme zu löschen, und waren bey dieser Gelegenheit nicht ohne Beschädigungen geblieben. Der Schmerz und die Angst preßte ihnen entsetzliche Verwünschungen und Klagen aus. Sie erschraken noch mehr, als Fabel ins Zimmer trat, und stürmten mit wüthendem Geschrey auf sie ein, um an ihr den Grimm auszulassen. Fabel schlüpfte hinter die Wiege, und ihre Verfolger traten ungestüm in das Gewebe der Taranteln, die sich durch unzählige Bisse an ihnen rächten. Der ganze Haufen fing nun toll an zu tanzen, wozu Fabel ein lustiges Lied spielte. Mit vielem Lachen über ihre possierlichen Fratzen ging sie auf die Trümmer des Altars zu und räumte sie weg, um die verborgene Treppe zu

finden, auf der sie mit ihrem Tarantelgefolge hinunter stieg. Die Sphinx fragte: Was kommt plötzlicher, als der Blitz? — Die Rache, sagte Fabel. — Was ist am vergänglichsten? — Unrechter Besitz. — Wer kennt die Welt? — Wer sich selbst kennt. — Was ist das ewige Geheimniß? — Die Liebe. — Bey wem ruht es? — Bey Sophieen. Die Sphinx krümmte sich kläglich, und Fabel trat in die Höhle.

Hier bringe ich euch Taranteln, sagte sie zu den Alten, die ihre Lampe wieder angezündet hatten und sehr ämsig arbeiteten. Sie erschraken, und die eine lief mit der Scheere auf sie zu, um sie zu erstechen. Unversehens trat sie auf eine Tarantel, und diese stach sie in den Fuß. Sie schrie erbärmlich. Die andern wollten ihr zu Hülfe kommen und wurden ebenfalls von den erzürnten Taranteln gestochen. Sie konnten sich nun nicht an Fabel vergreifen, und sprangen wild umher. Spinn' uns gleich, riefen sie grimmig der Kleinen zu, leichte Tanzkleider. Wir können uns in den steifen Röcken nicht rühren, und vergehn fast vor Hitze, aber mit Spinnensaft mußt du den Faden einweichen, daß er nicht reißt, und wirke Blumen hinein, die im Feuer gewachsen sind, sonst bist du des Todes. Recht gern, sagte Fabel und ging in die Nebenkammer.

Ich will euch drey tüchtige Fliegen verschaffen, sagte sie zu den Kreuzspinnen, die ihre luftigen Gewebe rund um an der Decke und den Wänden angeheftet hatten, aber ihr müßt mir gleich drey hübsche, leichte Kleider spinnen. Die Blumen, die hinein gewirkt werden sollen, will ich auch gleich bringen. Die Kreuzspinnen waren bereit und fingen rasch zu weben an. Fabel schlich sich zur Leiter, und begab sich zu Arctur. Monarch, sagte sie, die Bösen tanzen, die Guten ruhn. Ist die Flamme angekommen? Sie ist angekommen, sagte der König. Die Nacht ist vorbey, und das Eis schmilzt. Meine Gattin zeigt sich von weitem. Meine Feindinn ist versenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht sehn

lassen, denn allein bin ich nicht König. Bitte, was du willst. — Ich brauche, sagte Fabel, Blumen, die im Feuer gewachsen sind. Ich weiß, du hast einen geschickten Gärtner, der sie zu ziehen versteht. — Zink, rief der König, gieb uns Blumen. Der Blumengärtner trat aus der Reihe, holte einen Topf voll Feuer, und säete glänzenden Samenstaub hinein. Es währte nicht lange, so flogen die Blumen empor. Fabel sammelte sie in ihre Schürze, und machte sich auf den Rückweg. Die Spinnen waren fleißig gewesen, und es fehlte nichts mehr, als das Anheften der Blumen, welches sie sogleich mit vielem Geschmack und Behendigkeit begannen. Fabel hütete sich wohl die Enden abzureißen, die noch an den Weberinnen hingen.

Sie trug die Kleider den ermüdeten Tänzerinnen hin, die triefend von Schweiß umgesunken waren, und sich einige Augenblicke von der ungewohnten Anstrengung erholten. Mit vieler Geschicklichkeit entkleidete sie die hagern Schönheiten, die es an Schmähungen der kleinen Dienerin nicht fehlen ließen, und zog ihnen die neuen Kleider an, die sehr niedlich gemacht waren und vortrefflich paßten. Sie pries während dieses Geschäftes die Reitze und den liebenswürdigen Charakter ihrer Gebieterinnen, und die Alten schienen ordentlich erfreut über die Schmeicheleyen und die Zierlichkeit des Anzuges. Sie hatten sich unterdeß erholt, und fingen von neuer Tanzlust beseelt wieder an, sich munter umherzudrehen, indem sie heimtückisch der Kleinen langes Leben und große Belohnungen versprachen. Fabel ging in die Kammer zurück, und sagte zu den Kreuzspinnen: Ihr könnt nun die Fliegen getrost verzehren, die ich in eure Weben gebracht habe. Die Spinnen waren so schon ungeduldig über das hin- und herreißen, da die Enden noch in ihnen waren, und die Alten so toll umhersprangen; sie rannten also hinaus und fielen über die Tänzerinnen her; diese wollten sich mit der Scheere vertheidigen, aber Fabel hatte sie in aller Stille

mitgenommen. Sie unterlagen also ihren hungrigen Handwerksgenossen, die lange keine so köstlichen Bissen geschmeckt hatten, und sie bis auf das Mark aussaugten. Fabel sah durch die Felsenkluft hinaus und erblickte den Perseus mit dem großen eisernen Schilde. Die Scheere flog von selbst dem Schilde zu, und Fabel bat ihn, Eros Flügel damit zu verschneiden, und dann mit seinem Schilde die Schwestern zu verewigen, und das große Werk zu vollenden.

Sie verließ nun das unterirdische Reich, und stieg fröhlich zu Arcturs Palaste.

Der Flachs ist versponnen. Das Leblose ist wieder entseelt. Das Lebendige wird regieren und das Leblose bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das Aeußere verborgen. Der Vorhang wird sich bald heben, und das Schauspiel seinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann spinne ich Tage der Ewigkeit. — Glückliches Kind, sagte der gerührte Monarch, du bist unsre Befreyerin. Ich bin nichts als Sophiens Pathe, sagte die Kleine. Erlaube, daß Turmalin, der Blumengärtner, und Gold mich begleiten. Die Asche meiner Pflegemutter muß ich sammeln, und der alte Träger muß wieder aufstehn, daß die Erde wieder schwebe und nicht auf dem Chaos liege.

Der König rief allen Dreyen, und befahl ihnen, die Kleine zu begleiten. Die Stadt war hell, und auf den Straßen war ein lebhaftes Verkehr. Das Meer brach sich brausend an der hohlen Klippe, und Fabel fuhr auf des Königs Wagen mit ihren Begleitern hinüber. Turmalin sammelte sorgfältig die auffliegende Asche. Sie gingen rund um die Erde, bis sie an den alten Riesen kamen, an dessen Schultern sie hinunter klimmten. Er schien vom Schlage gelähmt, und konnte kein Glied rühren. Gold legte ihm eine Münze in den Mund, und der Blumengärtner schob eine Schüssel unter seine Lenden. Fabel berührte ihm die Augen, und goß das Gefäß auf seiner Stirn aus. So wie das

Wasser über das Auge in den Mund und herunter über ihn in die Schüssel floß, zuckte ein Blitz des Lebens ihm in allen Muskeln. Er schlug die Augen auf und hob sich rüstig empor. Fabel sprang zu ihren Begleitern auf die steigende Erde, und bot ihm freundlich guten Morgen. Bist du wieder da, liebliches Kind? sagte der Alte; habe ich doch immer von dir geträumt. Ich dachte immer, du würdest erscheinen, ehe mir die Erde und die Augen zu schwer würden. Ich habe wohl lange geschlafen. Die Erde ist wieder leicht, wie sie es immer den Guten war, sagte Fabel. Die alten Zeiten kehren zurück. In Kurzem bist du wieder unter alten Bekannten. Ich will dir fröhliche Tage spinnen, und an einem Gehülfen soll es auch nicht fehlen, damit du zuweilen an unsern Freuden Theil nehmen und im Arm einer Freundinn Jugend und Stärke einathmen kannst. Wo sind unsere alten Gastfreundinnen, die Hesperiden? — An Sophiens Seite. Bald wird ihr Garten wieder blühen, und die goldne Frucht duften. Sie gehen umher und sammeln die schmachtenden Pflanzen.

Fabel entfernte sich, und eilte dem Hause zu. Es war zu völligen Ruinen geworden. Epheu umzog die Mauern. Hohe Büsche beschatteten den ehemaligen Hof, und weiches Moos polsterte die alten Stiegen. Sie trat ins Zimmer. Sophie stand am Altar, der wieder aufgebaut war. Eros lag zu ihren Füßen in voller Rüstung, ernster und edler als jemals. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke. Mit bunten Steinen war der Fußboden ausgelegt, und zeigte einen großen Kreis um den Altar her, der aus lauter edlen bedeutungsvollen Figuren bestand. Ginnistan bog sich über ein Ruhebett, worauf der Vater in tiefem Schlummer zu liegen schien, und weinte. Ihre blühende Anmuth war durch einen Zug von Andacht und Liebe unendlich erhöht. Fabel reichte die Urne, worin die Asche gesammelt war, der heiligen Sophie, die sie zärtlich umarmte.

Liebliches Kind, sagte sie, dein Eifer und deine Treue haben dir einen Platz unter den ewigen Sternen erworben. Du hast das Unsterbliche in dir gewählt. Der Phönix gehört dir. Du wirst die Seele unsers Lebens seyn. Jetzt wecke den Bräutigam auf. Der Herold ruft, und Eros soll Freya suchen und aufwecken.

Fabel freute sich unbeschreiblich bey diesen Worten. Sie rief ihren Begleitern Gold und Zink, und nahte sich dem Ruhebette. Ginnistan sah erwartungsvoll ihrem Beginnen zu. Gold schmolz die Münze und füllte das Behältniß, worin der Vater lag, mit einer glänzenden Flut. Zink schlang um Ginnistans Busen eine Kette. Der Körper schwamm auf den zitternden Wellen. Bücke dich, liebe Mutter, sagte Fabel, und lege die Hand auf das Herz des Geliebten.

Ginnistan bückte sich. Sie sah ihr vielfaches Bild. Die Kette berührte die Flut, ihre Hand sein Herz; er erwachte und zog die entzückte Braut an seine Brust. Das Metall gerann, und ward ein heller Spiegel. Der Vater erhob sich, seine Augen blitzten, und so schön und bedeutend auch seine Gestalt war, so schien doch sein ganzer Körper eine feine unendlich bewegliche Flüssigkeit zu seyn, die jeden Eindruck in den mannichfaltigsten und reitzendsten Bewegungen verrieth.

Das glückliche Paar näherte sich Sophien, die Worte der Weihe über sie ausſprach, und sie ermahnte, den Spiegel fleißig zu Rathe zu ziehn, der alles in seiner wahren Gestalt zurückwerfe, jedes Blendwerk vernichte, und ewig das ursprüngliche Bild festhalte. Sie ergriff nun die Urne und schüttete die Asche in die Schaale auf dem Altar. Ein sanftes Brausen verkündigte die Auflösung, und ein leiser Wind wehte in den Gewändern und Locken der Umstehenden.

Sophie reichte die Schaale dem Eros, und dieser den Andern. Alle kosteten den göttlichen Trank, und vernahmen

die freundliche Begrüßung der Mutter in ihrem Innern mit unsäglicher Freude. Sie war jedem gegenwärtig, und ihre geheimnißvolle Anwesenheit schien alle zu verklären.

Die Erwartung war erfüllt und übertroffen. Alle merkten, was ihnen gefehlt habe, und das Zimmer war ein Aufenthalt der Seligen geworden. Sophie sagte: das große Geheimniß ist allen offenbart, und bleibt ewig unergründlich. Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren, und in Thränen wird die Asche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöst. In jedem wohnt die himmlische Mutter, um jedes Kind ewig zu gebären. Fühlt ihr die süße Geburt im Klopfen eurer Brust?

Sie goß in den Altar den Rest aus der Schaale hinunter. Die Erde bebte in ihren Tiefen. Sophie sagte: Eros, eile mit deiner Schwester zu deiner Geliebten. Bald seht ihr mich wieder.

Fabel und Eros gingen mit ihrer Begleitung schnell hinweg. Es war ein mächtiger Frühling über die Erde verbreitet. Alles hob und regte sich. Die Erde schwebte näher unter dem Schleyer. Der Mond und die Wolken zogen mit fröhlichem Getümmel nach Norden. Die Königsburg strahlte mit herrlichem Glanze über das Meer, und auf ihren Zinnen stand der König in voller Pracht mit seinem Gefolge. Ueberall erblickten sie Staubwirbel, in denen sich bekannte Gestalten zu bilden schienen. Sie begegneten zahlreichen Schaaren von Jünglingen und Mädchen, die nach der Burg strömten, und sie mit Jauchzen bewillkommten. Auf manchen Hügeln saß ein glückliches, eben erwachtes Paar in lang entbehrter Umarmung, hielt die neue Welt für einen Traum, und konnte nicht aufhören, sich von der schönen Wahrheit zu überzeugen.

Die Blumen und Bäume wuchsen und grünten mit Macht. Alles schien beseelt. Alles sprach und sang. Fabel grüßte überall alte Bekannte. Die Thiere nahten sich mit freundlichen Grüßen den erwachten Menschen. Die Pflanzen

bewirtheten sie mit Früchten und Düften, und schmückten sie auf das Zierlichste. Kein Stein lag mehr auf einer Menschenbrust, und alle Lasten waren in sich selbst zu einem festen Fußboden zusammengesunken. Sie kamen an das Meer. Ein Fahrzeug von geschliffenem Stahl lag am Ufer festgebunden. Sie traten hinein und lösten das Tau. Die Spitze richtete sich nach Norden, und das Fahrzeug durchschnitt wie im Fluge die buhlenden Wellen. Lispelndes Schilf hielt seinen Ungestüm auf, und es stieß leise an das Ufer. Sie eilten die breiten Treppen hinan. Die Liebe wunderte sich über die königliche Stadt und ihre Reichthümer. Im Hofe sprang der lebendiggewordne Quell, der Hain bewegte sich mit den süßesten Tönen, und ein wunderbares Leben schien in seinen heißen Stämmen und Blättern, in seinen funkelnden Blumen und Früchten zu quellen und zu treiben. Der alte Held empfing sie an den Thoren des Palastes. Ehrwürdiger Alter, sagte Fabel, Eros bedarf dein Schwerdt. Gold hat ihm eine Kette gegeben, die mit einem Ende in das Meer hinunter reicht, und mit dem andern um seine Brust geschlungen ist. Fasse sie mit mir an und führe uns in den Saal, wo die Prinzessin ruht. Eros nahm aus der Hand des Alten das Schwerdt, setzte den Knopf auf seine Brust und neigte die Spitze vorwärts. Die Flügelthüren des Saals flogen auf, und Eros nahte sich entzückt der schlummernden Freya. Plötzlich geschah ein gewaltiger Schlag. Ein heller Funken fuhr von der Prinzessin nach dem Schwerdte; das Schwerdt und die Kette leuchteten, der Held hielt die kleine Fabel, die beynah umgesunken wäre. Eros Helmbusch wallte empor. Wirf das Schwerdt weg, rief Fabel, und erwecke deine Geliebte. Eros ließ das Schwerdt fallen, flog auf die Prinzessin zu, und küßte feurig ihre süßen Lippen. Sie schlug ihre großen dunkeln Augen auf und erkannte den Geliebten. Ein langer Kuß versiegelte den ewigen Bund.

Von der Kuppel herunter kam der König mit Sophien an der Hand. Die Gestirne und die Geister der Natur folgten in glänzenden Reihen. Ein unaussprechlich heitrer Tag erfüllte den Saal, den Palast, die Stadt und den Himmel. Eine zahllose Menge ergoß sich in den weiten königlichen Saal, und sah mit stiller Andacht die Liebenden vor dem Könige und der Königinn knieen, die sie feyerlich segneten. Der König nahm sein Diadem vom Haupte, und band es um Eros goldene Locken. Der alte Held zog ihm die Rüstung ab, und der König warf seinen Mantel um ihn her. Dann gab er ihm die Lilie in die linke Hand, und Sophie knüpfte ein köstliches Armband um die verschlungenen Hände der Liebenden, indem sie zugleich ihre Krone auf Freyas braune Haare setzte.

Heil unsern alten Beherrschern, rief das Volk. Sie haben immer unter uns gewohnt, und wir haben sie nicht erkannt! Heil uns! Sie werden uns ewig beherrschen! Segnet uns auch! Sophie sagte zu der neuen Königinn: Wirf du das Armband eures Bundes in die Luft, daß das Volk und die Welt euch verbunden bleiben. Das Armband zerfloß in der Luft, und bald sah man lichte Ringe um jedes Haupt, und ein glänzendes Band zog sich über die Stadt und das Meer und die Erde, die ein ewiges Fest des Frühlings feyerte. Perseus trat herein und trug eine Spindel und ein Körbchen. Er brachte dem neuen Könige das Körbchen. Hier, sagte er, sind die Reste deiner Feinde. Eine steinerne Platte mit schwarzen und weißen Feldern lag darin, und daneben eine Menge Figuren von Alabaster und schwarzem Marmor. Es ist ein Schachspiel, sagte Sophie; aller Krieg ist auf diese Platte und in diese Figuren gebannt. Es ist ein Denkmal der alten trüben Zeit. Perseus wandte sich zu Fabel und gab ihr die Spindel. In deinen Händen wird diese Spindel uns ewig erfreuen, und aus dir selbst wirst du uns einen goldnen, unzerreißlichen Faden

spinnen. Der Phönix flog mit melodischem Geräusch zu ihren Füßen, spreizte seine Fittiche vor ihr aus, auf die sie sich setzte, und schwebte mit ihr über den Thron, ohne sich wieder niederzulassen. Sie sang ein himmlisches Lied, und fing zu spinnen an, indem der Faden aus ihrer Brust sich hervorzuwinden schien. Das Volk gerieth in neues Entzücken, und aller Augen hingen an dem lieblichen Kinde. Ein neues Jauchzen kam von der Thür her. Der alte Mond kam mit seinem wunderlichen Hofstaat herein, und hinter ihm trug das Volk Ginnistan und ihren Bräutigam wie im Triumph einher.

Sie waren mit Blumenkränzen umwunden; die königliche Familie empfing sie mit der herzlichsten Zärtlichkeit, und das neue Königspaar rief sie zu seinen Statthaltern auf Erden aus.

Gönnet mir, sagte der Mond, das Reich der Parzen, dessen seltsame Gebäude eben auf dem Hofe des Palastes aus der Erde gestiegen sind. Ich will euch mit Schauspielen darin ergötzen, wozu die kleine Fabel mir behülflich seyn wird.

Der König willigte in die Bitte, die kleine Fabel nickte freundlich, und das Volk freute sich auf den seltsamen unterhaltenden Zeitvertreib. Die Hesperiden ließen zur Thronbesteigung Glück wünschen und um Schutz in ihren Gärten bitten. Der König ließ sie bewillkommen, und so folgten sich unzählige fröhliche Botschaften. Unterdessen hatte sich unmerklich der Thron verwandelt, und war ein prächtiges Hochzeitbett geworden, über dessen Himmel der Phönix mit der kleinen Fabel schwebte. Drey Karyatiden aus dunkelm Porphyr trugen es hinten, und vorn ruhte dasselbe auf einer Sphinx aus Basalt. Der König umarmte seine erröthende Geliebte, und das Volk folgte dem Beyspiel des Königs, und liebkoste sich unter einander. Man hörte nichts, als zärtliche Namen und ein Kußgeflüster. Endlich sagte Sophie:

die Mutter ist unter uns, ihre Gegenwart wird uns ewig beglücken. Folgt uns in unsere Wohnung, in dem Tempel dort werden wir ewig wohnen und das Geheimniß der Welt bewahren. Die Fabel spann ämsig, und sang mit lauter Stimme:

Gegründet ist das Reich der Ewigkeit,
In Lieb' und Frieden endigt sich der Streit,
Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen,
Sophie ist ewig Priesterin der Herzen.

Heinrich von Ofterdingen.

Zweyter Theil.

Die Erfüllung.

Das Kloster, oder der Vorhof.

Astralis.

An einem Sommermorgen ward ich jung;
Da fühlt' ich meines eignen Lebens Puls
Zum erstenmal, — und wie die Liebe sich
In tiefere Entzückungen verlohr,
Erwacht' ich immer mehr, und das Verlangen
Nach innigerer, gänzlicher Vermischung
Ward dringender mit jedem Augenblick.
Wollust ist meines Daseyns Zeugungskraft.
Ich bin der Mittelpunkt, der heil'ge Quell,
Aus welchem jede Sehnsucht stürmisch fließt,
Wohin sich jede Sehnsucht, mannichfach
Gebrochen, wieder still zusammen zieht.
Ihr kennt mich nicht und saht mich werden. —
Wart ihr nicht Zeugen, wie ich noch
Nachtwandler mich zum erstenmale traf
An jenem frohen Abend? Flog euch nicht
Ein süßer Schauer der Entzündung an? —
Versunken lag ich ganz in Honigkelchen;
Ich duftete, die Blume schwankte still
In goldner Morgenluft. Ein innres Quellen
War ich, ein sanftes Ringen, alles floß
Durch mich und über mich und hob mich leise.
Da sank das erste Stäubchen in die Narbe,
Denkt an den Kuß nach aufgehobnem Tisch.
Ich quoll in meine eigne Flut zurück —

Es war ein Blitz, — nun konnt' ich schon mich regen,
Die zarten Fäden und den Kelch bewegen,
Schnell schossen, wie ich selber mich begann,
Zu ird'schen Sinnen die Gedanken an.
Noch war ich blind, doch schwankten lichte Sterne
Durch meines Wesens wunderbare Ferne,
Nichts war noch nah, ich fand mich nur von weiten,
Ein Anklang alter, so wie künft'ger Zeiten.
Aus Wehmuth, Lieb' und Ahndungen entsprungen
War der Besinnung Wachsthum nur ein Flug,
Und wie die Wollust Flammen in mir schlug,
Ward ich zugleich vom höchsten Weh durchdrungen.
Die Welt lag blühend um den hellen Hügel,
Die Worte des Propheten wurden Flügel,
Nicht einzeln mehr, nur Heinrich und Mathilde
Vereinten Beyde sich zu Einem Bilde. —
Ich hob mich nun gen Himmel neugeboren,
Vollendet war das irdische Geschick
Im seligen Verklärungs-Augenblick,
Es hatte nun die Zeit ihr Recht verlohren,
Und forderte, was sie geliehn, zurück.
Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellsten Sonnenschein.
Man sieht nun aus bemoosten Trümmern
Eine wunderseltsame Zukunft schimmern,
Und was vordem alltäglich war
Scheint jetzo fremd und wunderbar.
Der Liebe Reich ist aufgethan,
Die Fabel fängt zu spinnen an.
Das Urspiel jeder Natur beginnt,
Auf kräftige Worte jedes sinnt,
Und so das große Weltgemüth,
Ueberall sich regt und unendlich blüht.
Alles muß in einander greifen,
Eins durch das Andre gedeihn und reifen;
Jedes in Allen dar sich stellt,

Indem es sich mit ihnen vermischet
Und gierig in ihre Tiefen fällt,
Sein eigenthümliches Wesen erfrischet,
Und tausend neue Gedanken erhält.
Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt es sey geschehn,
Kann man von weitem erst kommen sehn.
Frey soll die Fantasie erst schalten,
Nach ihrem Gefallen die Fäden verweben,
Hier manches verschleyern, dort manches entfalten,
Und endlich in magischen Dunst verschweben.
Wehmuth und Wollust, Tod und Leben
Sind hier in innigster Sympathie, —
Wer sich der höchsten Lieb' ergeben,
Genest von ihren Wunden nie.
Schmerzhaft muß jenes Band zerreißen,
Was sich ums innre Auge zieht,
Einmal das treuste Herz verwaisen,
Eh' es der trüben Welt entflieht.
Der Leib wird aufgelöst in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt von bangem Sehnen,
Das Herz, als Asche, niederfällt.

Auf dem schmalen Fußsteige, der ins Gebirg hinauflief, ging ein Pilgrim in tiefen Gedanken. Mittag war vorbey: ein starker Wind sauste durch die blaue Luft, seine dumpfen, mannichfaltigen Stimmen verlohren sich, wie sie kamen. War er vielleicht durch die Gegenden der Kindheit geflogen, oder durch andre redende Länder? Es waren Stimmen, deren Echo noch im Innersten klang, und dennoch schien sie der Pilgrim nicht zu kennen. Er hatte nun das Gebirg erreicht, wo er das Ziel seiner Reise zu finden hoffte. — Hoffte? — Er hoffte gar nichts mehr. Die entsetzliche Angst und dann die trockne Kälte der gleichgültigsten Verzweiflung trieben ihn, die wilden Schrecknisse des Gebirgs aufzusuchen; der mühseligste Gang beruhigte das Zerstörende der innern Gewalten. Er war matt, aber still. Noch sah er nichts, was um ihn her sich allmählich gehäuft hatte, als er sich auf einen Stein setzte und den Blick rückwärts wandte. Es dünkte ihm, als träume er jetzt, oder habe er geträumt. Eine unübersehliche Herrlichkeit schien sich vor ihm aufzuthun. Bald flossen seine Thränen, indem sein Innres plötzlich brach; er wollte sich in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur seines Daseyns übrig bliebe. Unter dem heftigen Schluchzen schien er zu sich selbst zu kommen; die weiche heitre Luft durchdrang ihn, seinen Sinnen ward die Welt wieder gegenwärtig, und alte Gedanken fingen tröstlich zu reden an.

Dort lag Augsburg mit seinen Thürmen, fern am Gesichtskreis blinkte der Spiegel des furchtbaren, geheimniß-

vollen Stroms; der ungeheure Wald bog sich mit tröstlichem Ernst zu dem Wanderer, das gezackte Gebirg ruhte so bedeutend über der Ebene, und beyde schienen zu sagen: Eile nur, Strom, du entfliehst uns nicht; ich will dir folgen mit geflügelten Schiffen; ich will dich brechen und halten und dich verschlucken in meinen Schooß! Vertraue du uns, Pilgrim, er ist auch unser Feind, den wir selbst erzeugten; laß ihn eilen mit seinem Raub, er entflieht uns nicht.

Der arme Pilgrim gedachte der alten Zeiten und ihrer unsäglichen Entzückungen, aber wie matt gingen diese köstlichen Erinnerungen vorüber. Der breite Hut verdeckte ein jugendliches Gesicht, es war bleich, wie eine Nachtblume; in Thränen hatte sich der Balsamsaft des jungen Lebens, in tiefe Seufzer sein schwellender Hauch verwandelt, in ein fahles Aschgrau waren alle seine Farben verschossen.

Seitwärts am Gehänge schien ihm ein Mönch unter einem alten Eichbaum zu knieen. Sollte das der alte Hofkaplan seyn? so dachte er bey sich, ohne große Verwunderung. Der Mönch kam ihm größer und ungestalter vor, je näher er zu ihm trat; er merkte nun seinen Irrthum, denn es war ein einzelner Felsen, über den sich der Baum herbog. Stillgerührt faßte er den Stein in seine Arme, und drückte ihn lautweinend an seine Brust. Ach daß doch jetzt deine Reden sich bewährten, und die heilige Mutter ein Zeichen an mir thäte! Bin ich doch so ganz elend und verlassen. Wohnt in meiner Wüste kein Heiliger, der mir sein Gebet liehe? Bete du, theurer Vater, jetzt in diesem Augenblick für mich.

Wie er so bey sich dachte, fing der Baum an zu zittern, dumpf dröhnte der Felsen, und wie aus tiefer unterirdischer Ferne erhoben sich einige klare Stimmchen und sangen:

Ihr Herz war voller Freuden,
Von Freuden sie nur wußt';
Sie wußt' von keinen Leiden,
Drückt's Kindelein an ihr' Brust.

Sie küßt ihm seine Wangen,
Sie küßt es mannichfalt,
Mit Liebe ward sie umfangen
Durch Kindeleins schöne Gestalt.

Die Stimmchen schienen mit unendlicher Lust zu singen. Sie wiederholten den Vers einigemal. Es ward alles wieder ruhig, und nun hörte der erstaunte Pilger, daß jemand aus dem Baume sagte:

Wenn du ein Lied zu meinen Ehren auf deiner Laute spielen wirst, so wird ein armes Mädchen herfür kommen; nimm sie mit und laß sie nicht von dir; gedenke meiner, wenn du zum Kaiser kommst: ich habe mir diese Stätte ausersehen, um mit meinem Kindlein hier zu wohnen, laß mir ein starkes, warmes Haus hier bauen. Mein Kindlein hat den Tod überwunden, härme dich nicht, ich bin bey dir: du wirst noch eine Weile auf Erden bleiben, aber das Mädchen wird dich trösten, bis du auch stirbst, und zu unsern Freuden eingehst.

Es ist Mathildens Stimme! rief der Pilger und fiel auf seine Kniee, um zu beten. Da drang durch die Aeste ein langer Strahl zu seinen Augen, und er sah durch den Strahl in eine ferne kleine wundersame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beschreiben, noch kunstreich mit Farben nachzubilden möglich gewesen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigste Lust und Freude, ja eine himmlische Glückseligkeit war darinn überall zu schauen, sogar daß die leblosen Gefäße, das Säulwerk, die Teppiche, Zierrathen und alles, was zu sehen war, nicht gemacht, sondern wie ein vollsaftiges Kraut also gewachsen und zusammen gekommen zu seyn schien. Es waren die schönsten menschlichen Gestalten, die dazwischen umhergingen und sich über die Maaßen freundlich und holdselig gegeneinander erzeigten. Ganz vorn stand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das Ansehn, als wolle sie mit ihm sprechen, doch war nichts zu hören; und der

Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnsucht ihre anmuthigen Züge, und wie sie so freundlich und lächelnd ihm zuwinkte, und die Hand auf ihre linke Brust legte. Der Anblick war unendlich tröstend und erquickend, und der Pilger lag noch lang in heiliger Entzückung, als die Erscheinung wieder hinweggenommen war. Der heilige Strahl hatte alle Schmerzen und Bekümmernisse aus seinem Herzen gesogen, so daß sein Gemüth wieder rein und leicht, und sein Geist wieder frey und fröhlich war, wie vordem. Nichts war übrig geblieben, als ein stilles inniges Sehnen und ein wehmüthiger Klang im Aller-Innersten; aber die wilden Qualen der Einsamkeit, die herbe Pein eines unsäglichen Verlustes, die trübe entsetzliche Leere, die irdische Ohnmacht war gewichen, und der Pilgrim sah sich wieder in einer vollen bedeutsamen Welt. Stimme und Sprache waren wieder lebendig bey ihm geworden, und es dünkte ihm nunmehr alles viel bekannter und weissagender als ehemals, so daß ihm der Tod wie eine höhere Offenbarung des Lebens erschien, und er sein eigenes, schnell vorübergehendes Daseyn mit kindlicher heiterer Rührung betrachtete. Zukunft und Vergangenheit hatten sich in ihm berührt und einen innigen Verein geschlossen; er stand weit außer der Gegenwart, und die Welt ward ihm erst theuer, als er sie verlohren hatte und sich nur als Fremdling in ihr fand, der ihre weiten bunten Säle noch eine kurze Weile durchwandern sollte. Es war Abend geworden, und die Erde lag vor ihm wie ein altes liebes Wohnhaus, das er nach langer Entfernung wiederfände. Tausend Erinnerungen wurden ihm gegenwärtig; jeder Stein, jeder Baum, jede Anhöhe wollte wieder gekannt seyn, jedes war das Merkmal einer alten Geschichte.

Der Pilger ergriff seine Laute und sang:

Liebeszähren, Liebesflammen,
Fließt zusammen:
Heiligt diese Wunderstäten,

Wo der Himmel mir erschienen;
Schwärmt um diesen Baum wie Bienen,
In unzähligen Gebeten.

Er hat froh sie aufgenommen,
Als sie kommen,
Sie geschützt vor Ungewittern;
Sie wird einst in ihrem Garten
Ihn begießen und ihn warten,
Wunder thun mit seinen Splittern.

Auch der Felsen ist gesunken,
Freudetrunken,
Zu der selgen Mutter Füßen.
Ist die Andacht auch in Steinen,
Sollte da der Mensch nicht weinen,
Und sein Blut für sie vergießen?

Die Bedrängten müssen ziehen
Und hier knieen;
Alle werden hier genesen.
Keiner wird fortan noch klagen,
Alle werden fröhlich sagen:
Einst sind wir betrübt gewesen.

Ernste Mauern werden stehen
Auf den Höhen.
In den Thälern wird man rufen,
Wenn die schwersten Zeiten kommen:
Keinem sey das Herz beklommen,
Nur hinan zu jenen Stufen!

Gottes Mutter und Geliebte,
Der Betrübte
Wandelt nun verklärt von hinnen.
Ew'ge Güte, ew'ge Milde,
O! ich weiß, du bist Mathilde,
Und das Ziel von meinem Sinnen.

Ohne mein verwegnes Fragen
Wirst mir sagen,
Wann ich zu dir soll gelangen.
Gern will ich in tausend Weisen
Noch der Erde Wunder preisen,
Bis du kommst, mich zu umfangen.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten,
Seltsamkeiten,
Weichet nie aus meinem Herzen.
Unvergeßlich sey die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggespühlt den Traum der Schmerzen.

Unter seinem Gesang war er nichts gewahr worden; wie er aber auffah, stand ein junges Mädchen nahe bey ihm am Felsen, die ihn freundlich wie einen alten Bekannten grüßte, und ihn einlud mit zu ihrer Wohnung zu gehn, wo sie ihm schon ein Abendessen zubereitet habe. Ihr ganzes Wesen und Thun war ihm befreundet. Sie bat ihn noch einige Augenblicke zu verziehn, trat unter den Baum, sah mit einem unaussprechlichen Lächeln hinauf und schüttete aus ihrer Schürze viele Rosen auf das Gras. Sie kniete still daneben, stand aber bald wieder auf und führte den Pilger fort.

Wer hat mir von dir gesagt? fragte der Pilgrim.

Unsre Mutter.

Wer ist deine Mutter?

Die Mutter Gottes.

Seit wann bist du hier?

Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.

Warst du schon einmal gestorben?

Wie könnt' ich denn leben?

Lebst du hier ganz allein?

Ein alter Mann ist zu Hause, doch kenn' ich noch viele, die gelebt haben.

Hast du Lust bey mir zu bleiben?

Ich habe dich ja lieb.

Woher kennst du mich?

O! von alten Zeiten; auch erzählte mir meine ehmalige Mutter zeither immer von dir.

Hast du noch eine Mutter?

Ja, aber es ist eigentlich dieselbe.

Wie hieß sie?

Maria.

Wer war dein Vater?

Der Graf von Hohenzollern.

Den kenn' ich auch.

Wohl mußt du ihn kennen, denn er ist auch dein Vater.

Mein Vater ist in Eisenach.

Du hast mehr Eltern.

Wo gehen wir denn hin?

Immer nach Hause.

Sie waren jetzt auf einen geräumigen Platz im Holze gekommen, auf welchem einige verfallene Thürme hinter tiefen Gräben standen. Junges Gebüsch schlang sich um die alten Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greises. Man sah in die Unermeßlichkeit der Zeiten, und erblickte die weitesten Geschichten in kleine glänzende Minuten zusammen gezogen, wenn man die grauen Steine, die blitzähnlichen Risse, und die hohen schaurigen Gestalten betrachtete. So zeigt uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbne Schimmer, so unschuldig wie die Wangen eines Kindes, die fernsten Heere seiner schweren ungeheuren Welten. Sie gingen durch einen alten Thorweg, und der Pilger war nicht wenig erstaunt, als er sich nun von lauter seltenen Gewächsen umringt, und die Reitze des anmuthigsten Gartens unter diesen Trümmern versteckt sah. Ein kleines steinernes Häuschen

von neuer Bauart mit großen Fenstern lag dahinter. Dort stand ein alter Mann hinter den breitblättrigen Stauden und band die schwanken Zweige an Stäbchen. Den Pilgrim führte seine Begleiterinn zu ihm und sagte: Hier ist Heinrich, nach dem du mich oft gefragt hast.

Wie sich der Alte zu ihm wandte, glaubte Heinrich den Bergmann vor sich zu sehn. Du siehst den Arzt Sylvester, sagte das Mädchen.

Sylvester freute sich ihn zu sehn und sprach: Es ist eine geraume Zeit her, daß ich deinen Vater eben so jung bey mir sah. Ich ließ es mir damals angelegen seyn, ihn mit den Schätzen der Vorzeit, mit der kostbaren Hinterlassenschaft einer zu früh abgeschiedenen Welt bekannt zu machen. Ich bemerkte in ihm die Anzeichen eines großen Bildkünstlers, sein Auge regte sich voll Lust, ein wahres Auge, ein schaffendes Werkzeug zu werden; sein Gesicht zeigte von innerer Festigkeit und ausdauerndem Fleiß, aber die gegenwärtige Welt hatte zu tiefe Wurzeln schon bey ihm geschlagen, er wollte nicht Achtung geben auf den Ruf seiner eigensten Natur, die trübe Strenge seines vaterländischen Himmels hatte die zarten Spitzen der edelsten Pflanze in ihm verdorben, er ward ein geschickter Handwerker, und die Begeisterung ist ihm zur Thorheit geworden.

Wohl, versetzte Heinrich, habe ich in ihm oft mit Schmerzen eine stille Wehmuth bemerkt. Er arbeitete unaufhörlich aus Gewohnheit und nicht aus innerer Lust; es scheint ihm etwas zu fehlen, was die friedliche Stille seines Lebens, die Bequemlichkeiten seines Auskommens, die Freude sich geehrt und geliebt von seinen Mitbürgern zu sehn, und in allen Stadtangelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, ihm nicht ersetzen kann. Seine Bekannten halten ihn für sehr glücklich, aber sie wissen nicht, wie lebenssatt er ist, wie leer ihm oft die Welt vorkommt, wie sehnlich er sich hinweg wünscht, und wie er nicht aus Er-

werbluſt, ſondern um dieſe Stimmung zu verſcheuchen, ſo fleißig arbeitet.

Was mich am meiſten wundert, verſetzte Sylveſter, iſt, daß er Eure Erziehung ganz in den Händen Eurer Mutter gelaſſen hat, und ſorgfältig ſich gehütet, in Eure Entwicklung ſich zu miſchen oder Euch zu irgend einem beſtimmten Stande anzuhalten. Ihr habt von Glück zu ſagen, daß Ihr habt aufwachſen dürfen, ohne von Euren Eltern die mindeſte Beſchränkung zu leiden, denn die meiſten Menſchen ſind nur Ueberbleibſel eines vollen Gaſtmahls, das Menſchen von verſchiedenen Appetit und Geſchmack geplündert haben.

Ich weiß ſelbſt nicht, erwiederte Heinrich, was Erziehung heißt, wenn es nicht das Leben und die Sinnesweiſe meiner Eltern iſt, oder der Unterricht meines Lehrers, des Hofkaplans. Mein Vater ſcheint mir, bey aller ſeiner kühlen und durchaus feſten Denkungsart, die ihn alle Verhältniſſe wie ein Stück Metall und eine künſtliche Arbeit anſehn läßt, doch unwillkührlich und ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine ſtille Ehrfurcht und Gottesfurcht vor allen unbegreiflichen und höhern Erſcheinungen zu haben, und daher das Aufblühen eines Kindes mit demüthiger Selbſtverleugnung zu betrachten. Ein Geiſt iſt hier geſchäftig, der friſch aus der unendlichen Quelle kommt, und dieſes Gefühl der Ueberlegenheit eines Kindes in den allerhöchſten Dingen, der unwiderſtehliche Gedanke einer nähern Führung dieſes unſchuldigen Weſens, das jetzt im Begriff ſteht, eine ſo bedenkliche Laufbahn anzutreten, das Gepräge einer wunderbaren Welt, was noch keine irdiſche Flut unkenntlich gemacht hat, und endlich die Sympathie der Selbſt-Erinnerung jener fabelhaften Zeiten, wo die Welt uns heller, freundlicher und ſeltſamer dünkte, und der Geiſt der Weiſſagung faſt ſichtbar uns begleitete, alles dies hat meinen Vater gewiß zu der andächtigſten und beſcheidenſten Behandlung vermocht.

Laß uns hieher auf die Raſenbank unter die Blumen

setzen, unterbrach ihn der Alte; Cyane wird uns rufen, wenn unser Abendessen bereit ist, und wenn ich Euch bitten darf, so fahrt fort, mir von Eurem früheren Leben etwas zu erzählen. Wir Alten hören am liebsten von den Kinderjahren reden, und es dünkt mich, als ließt Ihr mich den Duft einer Blume einziehn, den ich seit meiner Kindheit nicht wieder eingeathmet hätte. Nur sagt mir noch vorher, wie Euch meine Einsiedeley und mein Garten gefällt, denn diese Blumen sind meine Freundinnen, mein Herz ist in diesem Garten. Ihr seht nichts, was mich nicht liebt, und von mir nicht zärtlich geliebt wird; ich bin hier mitten unter meinen Kindern und komme mir vor wie ein alter Baum, aus dessen Wurzeln diese muntre Jugend ausgeschlagen sey.

Glücklicher Vater, sagte Heinrich, Euer Garten ist die Welt. Ruinen sind die Mütter dieser blühenden Kinder, die bunte lebendige Schöpfung zieht ihre Nahrung aus den Trümmern vergangener Zeiten. Aber mußte die Mutter sterben, damit die Kinder gedeihen können, und bleibt der Vater zu ewigen Thränen allein an ihrem Grabe sitzen?

Sylvester reichte dem schluchzenden Jünglinge die Hand und stand auf, um ihm ein eben aufgeblühtes Vergißmeinnicht zu holen, das er an einen Cypressenzweig band und ihm brachte. Wunderlich rührte der Abendwind die Wipfel der Kiefern, die jenseits der Ruinen standen, ihr dumpfes Brausen tönte herüber. Heinrich verbarg sein Gesicht in Thränen an dem Halse des guten Sylvester, und wie er sich wieder erhob, trat eben der Abendstern in voller Glorie über den Wald herüber.

Nach einiger Stille fing Sylvester an: Ich möchte Euch wohl in Eisenach unter Euren Gespielen gesehn haben, Eure Eltern, die vortreffliche Landgräfin, die biedern Nachbarn Euers Vaters und der alte Hofkaplan machen eine schöne Gesellschaft aus. Ihre Gespräche müssen frühzeitig auf Euch gewirkt haben, besonders da Ihr das einzige Kind wart.

Auch stell' ich mir die Gegend äußerst anmuthig und bedeutsam vor.

Ich lerne, versetzte Heinrich, meine Gegend erst recht kennen, seit ich weg bin und viele andere Gegenden gesehn habe. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Hügel und Berg hat seinen besondern Gesichtskreis, seine eigenthümliche Gegend; sie gehört zu ihm, und sein Bau, seine ganze Beschaffenheit wird durch sie erklärt. Nur das Thier und der Mensch können zu allen Gegenden kommen, alle Gegenden sind die ihrigen. So machen alle zusammen eine große Weltgegend, einen unendlichen Gesichtskreis aus, dessen Einfluß auf den Menschen und das Thier eben so sichtbar ist, wie der Einfluß der engeren Umgebung auf die Pflanze. Daher Menschen, die viel gereist sind, Zugvögel und Raubthiere, unter den Uebrigen sich durch besondern Verstand und andre wunderbare Gaben auszeichnen. Doch giebt es auch gewiß mehr oder weniger Fähigkeit unter ihnen, von diesen Weltkreisen und ihrem mannichfaltigen Inhalt und ihrer Ordnung gerührt und gebildet zu werden. Auch fehlt wohl manchen Menschen die nöthige Aufmerksamkeit und Gelassenheit, um den Wechsel der Gegenstände und ihre Zusammenstellung erst gehörig zu betrachten, und dann darüber nachzudenken und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Oft fühl' ich jetzt, wie mein Vaterland meine frühesten Gedanken mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, und sein Bild eine seltsame Andeutung meines Gemüthes geworden ist, die ich immer mehr errathe, je tiefer ich einsehe, daß Schicksal und Gemüth Nahmen Eines Begriffes sind.

Auf mich, sagte Sylvester, hat freylich die lebendige Natur, die regsame Ueberkleidung der Gegend, immer am meisten gewirkt. Ich bin nicht müde geworden, besonders die verschiedene Pflanzennatur auf das sorgfältigste zu betrachten. Die Gewächse sind so die unmittelbarste Sprache des Bodens, jedes neue Blatt, jede sonderbare Blume ist irgend ein Ge-

heimniß, das sich hervordrängt, und das, weil es sich vor Liebe und Lust nicht bewegen und nicht zu Worten kommen kann, eine stumme, ruhige Pflanze wird. Findet man in der Einsamkeit eine solche Blume, ist es da nicht, als wäre alles umher verklärt und hielten sich die kleinen befiederten Töne am liebsten in ihrer Nähe auf? Man möchte für Freuden weinen und abgesondert von der Welt nur seine Hände und Füße in die Erde stecken, um Wurzeln zu treiben, und nie diese glückliche Nachbarschaft zu verlassen. Ueber die ganze trockne Welt ist dieser grüne, geheimnißvolle Teppich der Liebe gezogen. Mit jedem Frühjahr wird er erneuert, und seine seltsame Schrift ist nur dem Geliebten lesbar, wie der Blumenstrauß des Orients; ewig wird er lesen, und sich nicht satt lesen, und täglich neue Bedeutungen, neue entzückende Offenbarungen der liebenden Natur gewahr werden. Dieser unendliche Genuß ist der geheime Reitz, den die Begehung der Erdfläche für mich hat, indem eine jede Gegend andre Räthsel löset, und mich immer mehr errathen läßt, woher der Weg komme und wohin er gehe.

Ja, sagte Heinrich, wir haben von Kinderjahren angefangen zu reden, und von der Erziehung, weil wir in Euren Gärten waren, und die eigentliche Offenbarung der Kindheit, die unschuldige Blumenwelt, unmerklich in unser Gedächtniß und auf unsre Lippen die Erinnerung der alten Bekanntschaft brachte. Mein Vater ist auch ein großer Freund des Gartenlebens, und die glücklichsten Stunden seines Lebens bringt er unter den Blumen zu. Dies hat auch gewiß seinen Sinn für die Kinder so offen erhalten, da Blumen die Ebenbilder der Kinder sind. Den vollen Reichthum des unendlichen Lebens, die gewaltigen Mächte der spätern Zeit, die Herrlichkeit des Weltendes und die goldene Zukunft aller Dinge sehen wir hier noch innig in einander verschlungen, aber doch auf das deutlichste und klarste in zarter Verjüngung. Schon treibt die allmächtige Liebe, aber sie zündet noch nicht: es

ist keine verzehrende Flamme, es ist ein zerrinnender Duft und so innig die Vereinigung der zärtlichen Seelen auch, ist, so ist sie doch von keiner heftigen Bewegung und keiner fressenden Wuth begleitet, wie bey den Thieren. So ist die Kindheit in der Tiefe zunächst an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erscheinungen der zweyten, höheren Kindheit, des wiedergefundenen Paradieses sind, und darum so wohlthätig auf die Erstere herunter thauen.

Es ist gewiß etwas sehr Geheimnißvolles in den Wolken, sagte Sylvester, und eine gewisse Bewölkung hat oft einen ganz wunderbaren Einfluß auf uns. Sie ziehen, und wollen uns mit ihrem kühlen Schatten auf und davon nehmen, und wenn ihre Bildung lieblich und bunt, wie ein ausgehauchter Wunsch unsers Innern ist, so ist auch ihre Klarheit, das herrliche Licht, was dann auf Erden herrscht, wie die Vorbedeutung einer unbekannten, unsäglichen Herrlichkeit. Aber es giebt auch düstere und ernste und entsetzliche Umwölkungen, in denen alle Schrecken der alten Nacht zu drohen scheinen: nie scheint sich der Himmel wieder aufheitern zu wollen, das heitre Blau ist vertilgt, und ein fahles Kupferroth auf schwarzgrauem Grunde weckt Grauen und Angst in jeder Brust. Wenn dann die verderblichen Strahlen herunterzucken, und mit höhnischem Gelächter die schmetternden Donnerschläge hinter drein fallen, so werden wir bis ins Innerste beängstigt, und wenn in uns dann nicht das erhabne Gefühl unsrer sittlichen Obermacht entsteht, so glauben wir den Schrecknissen der Hölle, der Gewalt böser Geister überliefert zu seyn. Es sind Nachhalle der alten, unmenschlichen Natur, aber auch weckende Stimmen der höheren Natur, des himmlischen Gewissens in uns. Das Sterbliche dröhnt in seinen Grundvesten, aber das Unsterbliche fängt heller zu leuchten an, und erkennt sich selbst.

Wann wird es doch, sagte Heinrich, gar keiner Schrecken,

keiner Schmerzen, keiner Noth und keines Uebels mehr im Weltall bedürfen?

Wenn es nur Eine Kraft giebt, — die Kraft des Gewissens, — wenn die Natur züchtig und sittlich geworden ist. Es giebt nur Eine Ursache des Uebels, — die allgemeine Schwäche, und diese Schwäche ist nichts, als geringe sittliche Empfänglichkeit und Mangel an Reitz der Freyheit.

Macht mir doch die Natur des Gewissens begreiflich.

Wenn ich das könnte, so wäre ich Gott, denn indem man das Gewissen begreift, entsteht es. Könnt Ihr mir das Wesen der Dichtkunst begreiflich machen?

Etwas Persönliches läßt sich nicht bestimmt abfragen.

Wie viel weniger also das Geheimniß der höchsten Untheilbarkeit. Läßt sich Musik dem Tauben erklären?

Also wäre der Sinn ein Antheil an der neuen, durch ihn eröffneten Welt selbst? Man verstände die Sache nur, wenn man sie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größern Welten wieder befaßte Welten. Alle Sinne sind am Ende Ein Sinn. Ein Sinn führt wie Eine Welt allmählich zu allen Welten. Aber alles hat seine Zeit und seine Weise. Nur die Person des Weltalls vermag das Verhältniß unsrer Welt einzusehn. Es ist schwer zu sagen, ob wir innerhalb der sinnlichen Schranken unsers Körpers wirklich unsre Welt mit neuen Welten, unsre Sinne mit neuen Sinnen vermehren können, oder ob jeder Zuwachs unsrer Erkenntniß, jede neue erworbene Fähigkeit nur zur Ausbildung unsers gegenwärtigen Weltsinns zu rechnen ist.

Vielleicht ist beydes Eins, sagte Heinrich. Ich weiß nur so viel, daß für mich die Fabel Gesammtwerkzeug meiner gegenwärtigen Welt ist. Selbst das Gewissen, diese Sinn- und Weltenerzeugende Macht, dieser Keim aller Persönlichkeit erscheint mir wie der Geist des Weltgedichts, wie der Zufall

der ewigen, romantischen Zusammenkunft des unendlich veränderlichen Gesammtlebens.

Werther Pilger, versetzte Sylvester, das Gewissen erscheint in jeder ernsten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erscheinung, zu einer Verwandlung des Gewissens. Alle Bildung führt zu dem, was man nicht anders wie Freyheit nennen kann, ohnerachtet damit nicht ein bloßer Begriff, sondern der schaffende Grund alles Daseyns bezeichnet werden soll. Diese Freyheit ist Meisterschaft. Der Meister übt freye Gewalt nach Absicht und in bestimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenstände seiner Kunst sind sein und stehen in seinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefesselt oder gehemmt. Und gerade diese allumfassende Freyheit, Meisterschaft oder Herrschaft ist das Wesen, der Trieb des Gewissens. In ihm offenbart sich die heilige Eigenthümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Persönlichkeit, und jede Handlung des Meisters ist zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt, — Gottes Wort.

Also ist auch das, was ehemals, wie mich däucht, Tugendlehre genannt wurde, nur die Religion, als Wissenschaft, die sogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Gesetzordnung, die sich zur Gottesverehrung verhält, wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Oberwelt bezeichnet, vorstellt und sie auf einer gewissen Stufe der Bildung vertritt? Die Religion für das Vermögen der Einsicht und des Urtheils? der Richtspruch, das Gesetz der Auflösung und Bestimmung aller möglichen Verhältnisse eines persönlichen Wesens?

Allerdings ist das Gewissen, sagte Sylvester, der eingeborne Mittler jedes Menschen. Er vertritt die Stelle Gottes auf Erden, und ist daher Vielen das Höchste und Letzte. Aber wie entfernt war die bisherige Wissenschaft, die

man Tugend- oder Sittenlehre nannte, von der reinen Gestalt dieses erhabenen, weitumfassenden, persönlichen Gedankens. Das Gewissen ist der Menschen eigenstes Wesen in voller Verklärung, der himmlische Urmensch. Es ist nicht dies und jenes, es gebietet nicht in allgemeinen Sprüchen, es besteht nicht aus einzelnen Tugenden. Es giebt nur Eine Tugend, — den reinen, ernsten Willen, der im Augenblick der Entscheidung unmittelbar sich entschließt und wählt. In lebendiger, eigenthümlicher Untheilbarkeit bewohnt es und beseelt es das zärtliche Sinnbild des menschlichen Körpers, und vermag alle geistigen Gliedmaßen in die wahrhafteste Thätigkeit zu versetzen.

O trefflicher Vater! unterbrach ihn Heinrich, mit welcher Freude erfüllt mich das Licht, das aus Euren Worten ausgeht! Also ist der wahre Geist der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geistes der Tugend, und der eigentliche Geist der untergeordneten Dichtkunst, die Regsamkeit des höchsten, eigenthümlichsten Daseyns. Eine überraschende Selbstheit ist zwischen einem wahrhaften Liede und einer edlen Handlung. Das müßige Gewissen in einer glatten, nicht widerstehenden Welt wird zum fesselnden Gespräche, zur alleserzählenden Fabel. In den Fluren und Hallen dieser Urwelt lebt der Dichter, und die Tugend ist der Geist seiner irdischen Bewegungen und Einflüsse; so wie diese die unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menschen und das wunderbare Widerlicht der höheren Welt ist, so ist es auch die Fabel. Wie sicher kann nun der Dichter den Eingebungen seiner Begeisterung, oder, wenn auch er einen höhern überirdischen Sinn hat, höhern Wesen folgen, und sich seinem Berufe mit kindlicher Demuth überlassen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie sich die Religion zur Tugend verhält, so die Begeisterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geschichten der

Offenbarung aufbehalten sind, so bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt sich in wunderbar entstandene Dichtungen auf mannichfache Weise ab. Fabel und Geschichte begleiten sich in den innigsten Beziehungen auf den verschlungensten Pfaden und in den seltsamsten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre sind Stern-Bilder Eines Umlaufs.

Ihr redet völlig wahr, sagte Sylvester, und nun wird es Euch wohl begreiflich seyn, daß die ganze Natur nur durch den Geist der Tugend besteht, und immer beständiger werden soll. Er ist das allzündende, allbelebende Licht innerhalb der irdischen Umfassung. Vom Sternhimmel, diesem erhabenen Dom des Steinreichs, bis zu dem krausen Teppich einer bunten Wiese, wird alles durch ihn erhalten, durch ihn mit uns verknüpft und uns verständlich gemacht, und durch ihn die unbekannte Bahn der unendlichen Naturgeschichte bis zur Verklärung fortgeleitet.

Ja, und Ihr habt vorher so schön für mich die Tugend an die Religion angeschlossen. Alles was die Erfahrung und die irdische Wirksamkeit begreift, macht den Bezirk des Gewissens aus, welches diese Welt mit höheren Welten verbindet. Bey höhern Sinnen entsteht Religion, und was vorher unbegreifliche Nothwendigkeit unserer innersten Natur schien, ein Allgesetz ohne bestimmten Inhalt, wird nun zu einer wunderbaren, einheimischen, unendlich mannichfaltigen, und durchaus befriedigenden Welt, zu einer unbegreiflich innigen Gemeinschaft aller Seeligen in Gott, und zur vernehmlichen, vergötternden Gegenwart des allerpersönlichsten Wesens, oder seines Willens, seiner Liebe in unserm tiefsten Selbst.

Die Unschuld Eures Herzens macht Euch zum Profeten, erwiederte Sylvester: Euch wird alles verständlich werden, und die Welt und ihre Geschichte verwandelt sich Euch in die heilige Schrift, so wie Ihr an der heiligen Schrift das

große Beyspiel habt, wie in einfachen Worten und Geschichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne. — Mich hat die Beschäftigung mit der Natur dahin geführt, wohin Euch die Lust und Begeisterung der Sprache gebracht haben. Kunst und Geschichte haben mich die Natur kennen gelehrt. Meine Eltern wohnten in Sizilien, unweit dem weltberühmten Berge Aetna. Ein bequemes Haus von vormahliger Bauart, welches verdeckt von uralten Kastanienbäumen dicht an den felsigen Ufern des Meeres, die Zierde eines mit mannichfaltigen Gewächsen besetzten Gartens ausmachte, war ihre Wohnung. In der Nähe lagen viele Hütten, in denen sich Fischer, Hirten und Winzer aufhielten. Unsre Kammern und Keller waren mit allem, was das Leben erhält und erhöht, reichlich versehn, und unser Hausgeräthe ward durch wohlerdachte Arbeit auch den verborgenen Sinnen angenehm. Es fehlte auch sonst nicht an mannichfaltigen Gegenständen, deren Betrachtung und Gebrauch das Gemüth über das gewöhnliche Leben und seine Bedürfnisse erhoben, und es zu einem angemessenern Zustande vorzubereiten, ihm den lautern Genuß seiner vollen, eigenthümlichen Natur zu versprechen und zu gewähren schienen. Man sah steinerne Menschen-Bilder, mit Geschichten bemahlte Gefäße, kleinere Steine mit den deutlichsten Figuren, und andre Geräthschaften mehr, die aus andern und erfreulicheren Zeiten zurückgeblieben seyn mochten. Auch lagen in Fächern übereinander viele Pergamentrollen, auf denen in langen Reihen Buchstaben die Kenntnisse und Gesinnungen, die Geschichten und Gedichte jener Vergangenheit in anmuthigen und künstlichen Ausdrücken bewahrt standen. Der Ruf meines Vaters, den er sich als ein geschickter Sterndeuter zuwege brachte, zog ihm zahlreiche Anfragen und Besuche, selbst aus entlegneren Ländern zu, und da das Vorwissen der Zukunft den Menschen eine sehr seltne und köstliche

Gabe dünkte, so glaubten sie ihre Mittheilungen gut belohnen zu müssen, so daß mein Vater durch die erhaltenen Geschenke in den Stand gesetzt wurde, die Kosten seiner bequemen und genußreichen Lebensart hinreichend bestreiten zu können.

Ludwig Tiecks Nachwort zum Ofterdingen.

Weiter ist der Verfasser nicht in Ausarbeitung dieses zweyten Theils gekommen. Diesen nannte er die Erfüllung, sowie den ersten Erwartung, weil hier alles aufgelöst und erfüllt werden sollte, was jener hatte ahnden lassen. Es war die Absicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe, so wie im Ofterdingen der Poesie niederlegen wollte. Ohne mein Erinnern wird der unterrichtete Leser sehn, daß der Verfasser sich in diesem Gedichte nicht genau an die Zeit oder an die Person jenes bekannten Minnesängers gebunden hat, obgleich alles an ihn und sein Zeitalter erinnern soll. Nicht nur für die Freunde des Verfassers, sondern für die Kunst selbst, ist es ein unersetzlicher Verlust, daß er diesen Roman nicht hat beendigen können, dessen Originalität und große Absicht sich im zweyten Theile noch mehr als im ersten würde gezeigt haben. Denn es war ihm nicht darum zu thun, diese oder jene Begebenheit darzustellen, eine Seite der Poesie aufzufassen, und sie durch Figuren und Geschichten zu erklären, sondern er wollte, wie auch schon im letzten Kapitel des ersten Theils bestimmt angedeutet ist, das eigentliche Wesen der Poesie aussprechen, und ihre innerste Absicht erklären. Darum verwandelt sich Natur, Historie, der Krieg und das

bürgerliche Leben mit seinen gewöhnlichsten Vorfällen in Poesie, weil diese der Geist ist, der alle Dinge belebt.

Ich will den Versuch machen, so viel es mir aus Gesprächen mit meinem Freunde erinnerlich ist, und so viel ich aus seinen hinterlassenen Papieren ersehen kann, dem Leser einen Begriff von dem Plan und dem Inhalte des zweyten Theiles dieses Werkes zu verschaffen.

Dem Dichter, welcher das Wesen seiner Kunst im Mittelpunkt ergriffen hat, erscheint nichts wiedersprechend und fremd, ihm sind die Räthsel gelöst, durch die Magie der Fantasie kann er alle Zeitalter und Welten verknüpfen, die Wunder verschwinden, und alles verwandelt sich in Wunder: so ist dieses Buch gedichtet, und besonders findet der Leser in dem Mährchen, welches den ersten Theil beschließt, die kühnsten Verknüpfungen; hier sind alle Unterschiede aufgehoben, durch welche Zeitalter von einander getrennt erscheinen, und eine Welt der andern als feindselig begegnet. Durch dieses Mährchen wollte sich der Dichter hauptsächlich den Uebergang zum zweyten Theile machen, in welchem die Geschichte unaufhörlich aus dem Gewöhnlichsten in das Wundervollste überschweift, und sich beydes gegenseitig erklärt und ergänzt; der Geist, welcher den Prolog in Versen hält, sollte nach jedem Kapitel wiederkehren, und diese Stimmung, diese wunderbare Ansicht der Dinge fortsetzen. Durch dieses Mittel blieb die unsichtbare Welt mit dieser sichtbaren in ewiger Verknüpfung. Dieser sprechende Geist ist die Poesie selber, aber zugleich der siderische Mensch, der mit der Umarmung Heinrichs und Mathildens geboren ist. In folgendem Gedichte, welches seine Stelle im Ofterdingen finden sollte, hat der Verfasser auf die leichteste Weise den innern Geist seiner Bücher ausgedrückt:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen
Wenn die, so singen oder küssen,

Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freye Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit wieder gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Der Gärtner, welchen Heinrich spricht, ist derselbe alte Mann, der schon einmal Ofterdingens Vater aufgenommen hatte; das junge Mädchen, welches Cyane heißt, ist nicht sein Kind, sondern die Tochter des Grafen von Hohenzollern, sie ist aus dem Morgenlande gekommen, zwar früh, aber doch kann sie sich ihrer Heymath erinnern, sie hat lange in Gebirgen, in welchen sie von ihrer verstorbenen Mutter erzogen ist, ein wunderliches Leben geführt; einen Bruder hat sie früh verlohren, einmal ist sie selbst in einem Grabgewölbe dem Tode sehr nahe gewesen, aber hier hat sie ein alter Arzt auf eine seltsame Weise vom Tode errettet. Sie ist heiter und freundlich und mit dem Wunderbaren sehr vertraut. Sie erzählt dem Dichter seine eigene Geschichte, als wenn sie dieselbe einst von ihrer Mutter so gehört hätte. — Sie schickt ihn nach einem entlegenen Kloster, dessen Mönche als eine Art von Geisterkolonie erscheinen, alles ist hier wie eine mystische, magische Loge. Sie sind die Priester des heiligen Feuers in jungen Gemüthern. Er hört den fernen Gesang der Brüder; in der Kirche selbst hat er eine Vision. Mit einem alten Mönch spricht Heinrich über Tod und Magie, er hat Ahndungen vom Tode und dem Stein der Weisen; er besucht den Klostergarten und den Kirchhof; über dem letztern findet sich folgendes Gedicht:

Lobt doch unsre stillen Feste,
Unsre Gärten, unsre Zimmer,

Das bequeme Hausgeräthe,
Unser Hab' und Gut.
Täglich kommen neue Gäste,
Diese früh, die andern späte,
Auf den weiten Heerden immer
Lobert neue Lebens-Glut.

Tausend zierliche Gefäße,
Einst bethaut mit tausend Thränen,
Goldne Ringe, Sporen, Schwerdter,
Sind in unserm Schatz:
Viel Kleinodien und Juwelen
Wissen wir in dunkeln Höhlen,
Keiner kann den Reichthum zählen,
Zählt' er auch ohn' Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
Der Gestirne Riesengeister,
Wunderlich gesellt,
Holde Frauen, ernste Meister,
Kinder und verlebte Greise,
Sitzen hier in Einem Kreise,
Wohnen in der alten Welt.

Keiner wird sich je beschweren,
Keiner wünschen fort zu gehen,
Wer an unsern vollen Tischen
Einmal fröhlich saß.
Klagen sind nicht mehr zu hören,
Keine Wunder mehr zu sehen,
Keine Thränen abzuwischen;
Ewig läuft das Stundenglas.

Tiefgerührt von heilger Güte,
Und versenkt in selges Schauen,
Steht der Himmel im Gemüthe,
Wolkenloses Blau;

Lange fliegende Gewande
Tragen uns durch Frühlingsauen,
Und es weht in diesem Lande
Nie ein Lüftchen kalt und rauh.

Süßer Reitz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wollust räthselhafter Spiele,
Wir nur kennen euch;
Wir nur sind am hohen Ziele,
Bald in Strom uns zu ergießen,
Dann in Tropfen zu zerfließen,
Und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erst die Liebe, Leben;
Innig, wie die Elemente,
Mischen wir des Daseyns Fluten,
Brausend Herz mit Herz.
Lüstern scheiden sich die Fluten,
Denn der Kampf der Elemente
Ist der Liebe höchstes Leben,
Und des Herzens eignes Herz.

Leiser Wünsche süßes Plaudern
Hören wir allein, und schauen
Immerdar in selge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Kuß.
Alles, was wir nur berühren,
Wird zu heißen Balsamfrüchten,
Wird zu weichen zarten Brüsten,
Opfer kühner Lust.

Immer wächst und blüht Verlangen
Am Geliebten festzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu seyn.
Seinem Durste nicht zu wehren,
Sich im Wechsel zu verzehren,

Von einander sich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wollust
Sind wir immerdar versunken,
Seit der wilde trübe Funken
Jener Welt erlosch;
Seit der Hügel sich geschlossen,
Und der Scheiterhaufen sprühte,
Und dem schauernden Gemüthe
Nun das Erdgesicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heilger Wehmuth süße Schauer
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unsre Gluth.
Wunden giebts, die ewig schmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unser aller Herzen,
Löst uns auf in Eine Flut.

Und in dieser Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weise
In den Ozean des Lebens
Tief in Gott hinein;
Und aus seinem Herzen fließen
Wir zurück zu unserm Kreise,
Und der Geist des höchsten Strebens
Taucht in unsre Wirbel ein.

Schüttelt eure goldnen Ketten
Mit Smaragden und Rubinen,
Und die blanken saubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.
Aus des feuchten Abgrunds Betten,
Aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelsrosen auf den Wangen
Schwebt ins bunte Fabelreich.

Könnten doch die Menschen wissen,
Unsre künftigen Genossen,
Daß bey allen ihren Freuden
Wir geschäftig sind:
Jauchzend würden sie verscheiden,
Gern das bleiche Daseyn missen, —
O! die Zeit ist bald verflossen,
Kommt, Geliebte, doch geschwind!

Helft uns nur den Erdgeist binden,
Lernt den Sinn des Todes fassen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht verblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.

Dieses Gedicht war vielleicht wiederum ein Prolog zu einem zweyten Kapitel. Jetzt sollte sich eine ganz neue Periode des Werkes eröffnen, aus dem stillsten Tode sollte sich das höchste Leben hervorthun; er hat unter Todten gelebt und selbst mit ihnen gesprochen, das Buch sollte fast dramatisch werden, und der epische Ton gleichsam nur die einzelnen Szenen verknüpfen und leicht erklären. Heinrich befindet sich plötzlich in dem unruhigen Italien, das von Kriegen zerrüttet wird, er sieht sich als Feldherr an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges spielen in poetischen Farben. Er überfällt mit einem flüchtigen Haufen eine feindliche Stadt; hier erscheint als Episode die Liebe eines vornehmen Pisaners zu einem Florentinischen Mädchen. Kriegslieder. „Ein großer Krieg, wie ein Zweykampf, durchaus edel, philosophisch, human. Geist der alten Chevalerie. Ritterspiel. Geist der bacchischen Wehmuth. — Die Menschen müssen sich selbst untereinander tödten, das ist edler als durch das Schicksal fallen. Sie suchen den Tod. — Ehre, Ruhm ist des Kriegers Lust

und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger. Todeslust ist Kriegergeist. — Auf Erden ist der Krieg zu Hause. Krieg muß auf Erden seyn." — In Pisa findet Heinrich den Sohn des Kaisers Friedrich des Zweyten, der sein vertrauter Freund wird. Auch nach Loretto kömmt er. Mehrere Lieder sollten hier folgen.

Von einem Sturm wird der Dichter nach Griechenland verschlagen. Die alte Welt mit ihren Helden und Kunstschätzen erfüllt sein Gemüth. Er spricht mit einem Griechen über die Moral. Alles wird ihm aus jener Zeit gegenwärtig; er lernt die alten Bilder und die alte Geschichte verstehn. Gespräche über die griechischen Staatsverfassungen; über Mythologie.

Nachdem Heinrich die Heldenzeit und das Alterthum hat verstehen lernen, kommt er nach dem Morgenlande, nach welchem sich von Kindheit auf seine Sehnsucht gerichtet hatte. Er besucht Jerusalem; er lernt orientalische Gedichte kennen. Seltsame Begebenheiten mit den Ungläubigen halten ihn in einsamen Gegenden zurück, er findet die Familie des morgenländischen Mädchens (s. den 1. Th.); die dortige Lebensweise einiger nomadischen Stämme. Persische Mährchen. Erinnerungen aus der ältesten Welt. Immer sollte das Buch unter den verschiedensten Begebenheiten denselben Farben-Charakter behalten und an die blaue Blume erinnern; durchaus sollten zugleich die entferntesten und verschiedenartigsten Sagen verknüpft werden: Griechische, orientalische, biblische und christliche, mit Erinnerungen und Andeutungen der Indischen wie der nordischen Mythologie. Die Kreuzzüge. Das Seeleben. Heinrich geht nach Rom. Die Zeit der Römischen Geschichte.

Mit Erfahrungen gesättigt kehrt Heinrich nach Deutschland zurück. Er findet seinen Großvater, einen tiefsinnigen Charakter, Klingsohr ist in seiner Gesellschaft. Abendgespräche mit den beyden.

Heinrich begiebt sich an den Hof Friedrichs, er lernt den Kaiser persönlich kennen. Der Hof sollte eine sehr würdige Erscheinung machen, die Darstellung der besten, größten und wunderbarsten Menschen aus der ganzen Welt versammelt, deren Mittelpunkt der Kaiser selbst ist. Hier erscheint die größte Pracht und die wahre große Welt. Deutscher Charakter und Deutsche Geschichte werden deutlich gemacht. Heinrich spricht mit dem Kaiser über Regierung, über Kaiserthum, dunkle Reden von Amerika und Ost-Indien. Die Gesinnungen eines Fürsten. Mystischer Kaiser. Das Buch de tribus **impostoribus.**

Nachdem nun Heinrich auf eine neue und größere Weise als im ersten Theile, in der Erwartung, wiederum die Natur, Leben und Tod, Krieg, Morgenland, Geschichte und Poesie erlebt und erfahren hat, kehrt er wie in eine alte Heymath in sein Gemüth zurück. Aus dem Verständniß der Welt und seiner selbst entsteht der Trieb zur Verklärung: die wunderbarste Mährchenwelt tritt nun ganz nahe, weil das Herz ihrem Verständniß völlig geöffnet ist.

In der Manessischen Sammlung der Minnesinger finden wir einen ziemlich unverständlichen Wettgesang des Heinrich von Ofterdingen und Klingsohr mit andern Dichtern; statt dieses Kampfspieles wollte der Verfasser einen andern seltsamen poetischen Streit darstellen, den Kampf des guten und bösen Prinzips in Gesängen der Religion und Irreligion, die unsichtbare Welt der sichtbaren entgegen gestellt. „In bacchischer Trunkenheit wetten die Dichter aus Enthusiasmus um den Tod.“ Wissenschaften werden poetisirt, auch die Mathematik streitet mit. Indianische Pflanzen werden besungen: Indische Mythologie in neuer Verklärung.

Dieses ist der letzte Akt Heinrichs auf Erden, der Uebergang zu seiner eignen Verklärung. Dieses ist die Auflösung des ganzen Werks, die Erfüllung des Mähr-

chens, welches den ersten Theil beschließt. Auf die übernatürlichste und zugleich natürlichste Weise wird alles erklärt und vollendet, die Scheidewand zwischen Fabel und Wahrheit, zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist eingefallen: Glauben, Fantasie, Poesie schließen die innerste Welt auf.

Heinrich kommt in Sophieens Land, in eine Natur wie sie seyn könnte, in eine allegorische, nachdem er mit Klingsohr über einige sonderbare Zeichen und Ahndungen gesprochen hat. Diese erwachen hauptsächlich bey einem alten Liede, welches er zufällig singen hört, in welchem ein tiefes Wasser an einer verborgenen Stelle beschrieben wird. Durch diesen Gesang erwachen längstvergessene Erinnerungen, er geht nach dem Wasser und findet einen kleinen goldenen Schlüssel, welchen ihm vor Zeiten ein Rabe geraubt hatte, und den er niemals hatte wiederfinden können. Diesen Schlüssel hatte ihm bald nach Mathildens Tode ein alter Mann gegeben, mit dem Bedeuten, er solle ihn zum Kaiser bringen, der würde ihm sagen, was damit zu thun sey. Heinrich geht zum Kaiser, welcher hoch erfreut ist, und ihm eine alte Urkunde giebt, in welcher geschrieben steht, daß der Kaiser sie einem Manne zum lesen geben sollte, welcher ihm einst einen goldenen Schlüssel zufällig bringen würde, dieser Mann würde an einem verborgenen Orte ein altes talismanisches Kleinod, einen Karfunkel zur Krone finden, zu welchem die Stelle noch leer gelassen sey. Der Ort selbst ist auch im Pergament beschrieben. — Nach dieser Beschreibung macht sich Heinrich auf den Weg nach einem Berge, er trifft unterwegs den Fremden, der ihm und seinen Eltern zuerst von der blauen Blume erzählt hatte, er spricht mit ihm über die Offenbarung. Er geht in den Berg hinein, und Cyane folgt ihm treulich nach.

Bald kommt er in jenes wunderbare Land, in welchem Luft und Wasser, Blumen und Thiere von ganz verschiedener

Art sind, als in unsrer irdischen Natur. Zugleich verwandelt sich das Gedicht stellenweise in ein Schauspiel. „Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine und Gestirne, Elemente, Töne, Farben kommen zusammen wie Eine Familie, handeln und sprechen wie Ein Geschlecht." — „Blumen und Thiere sprechen über den Menschen." — „Die Mährchenwelt wird ganz sichtbar, die wirkliche Welt selbst wird wie ein Mährchen angesehn." Er findet die blaue Blume; es ist Mathilde, die schläft und den Karfunkel hat; ein kleines Mädchen, sein und Mathildens Kind, sitzt bey einem Sarge und verjüngt ihn. — „Dieses Kind ist die Urwelt, die goldne Zeit am Ende." — „Hier ist die christliche Religion mit der heidnischen ausgesöhnt. Die Geschichte des Orpheus, der Psyche, und andere werden besungen."

Heinrich pflückt die blaue Blume, und erlöst Mathilden von ihrem Zauber, aber sie geht ihm wieder verlohren; er erstarrt im Schmerz und wird ein Stein. „Edda (die blaue Blume, die Morgenländerinn, Mathilde) opfert sich an dem Steine, er verwandelt sich in einen klingenden Baum. Cyane haut den Baum um, und verbrennt sich mit ihm, er wird ein goldner Widder. Edda, Mathilde muß ihn opfern, er wird wieder ein Mensch. Während dieser Verwandlungen hat er allerley wunderliche Gespräche.

Er ist glücklich mit Mathilden, die zugleich die Morgenländerinn und Cyane ist. Das froheste Fest des Gemüths wird gefeyert. Alles vorhergehende war Tod. Letzter Traum und Erwachen." Klingsohr kömmt wieder als König von Atlantis. „Heinrichs Mutter ist Fantasie, der Vater ist der Sinn, Schwaning ist der Mond, der Bergmann ist der Antiquar, auch zugleich das Eisen. Kaiser Friedrich ist Arctur. Auch der Graf von Hohenzollern und die Kaufleute kommen wieder." Alles fließt in eine Allegorie zusammen. Cyane bringt dem Kaiser den Stein; aber Heinrich ist nun selbst der

Dichter aus jenem Mährchen, welches ihm vordem die Kaufleute erzählten.

Das selige Land leidet nur noch von einer Bezauberung, indem es dem Wechsel der Jahreszeiten unterworfen ist. Heinrich zerstört das Sonnenreich. Mit einem großen Gedicht, wovon nur der Anfang aufgeschrieben ist, sollte das ganze Werk beschlossen werden.

Die Vermählung der Jahreszeiten.

Tief in Gedanken stand der neue Monarch. Er gedachte
Jetzt des nächtlichen Traums, und der Erzählungen auch,
Als von der himmlischen Blume zuerst er gehört, und getroffen
Still von der Weissagung, mächtige Liebe gefühlt.
Noch dünkt ihn, er höre die tief eindringende Stimme,
Eben verließe der Gast erst den geselligen Kreis,
Flüchtige Schimmer des Mondes erhellten die klappernden Fenster,
Und in des Jünglings Brust tobe verzehrende Glut.
Edda, sagte der König, was ist des liebenden Herzens
Innigster Wunsch? was ist ihm der unsäglichste Schmerz?
Sag' es, wir wollen ihm helfen, die Macht ist unser, und herrlich
Werde die Zeit, nun du wieder den Himmel beglückst —
„Wären die Zeiten nicht so ungesellig, verbände
Zukunft mit Gegenwart und mit Vergangenheit sich,
Schlösse Frühling sich an Herbst, und Sommer an Winter,
Wäre zu spielendem Ernst Jugend mit Alter gepaart:
Dann, mein süßer Gemahl, versiegte die Quelle der Schmerzen,
Aller Empfindungen Wunsch wäre dem Herzen gewährt."
Also die Königin; freudig umschlang sie der schöne Geliebte:
Ausgesprochen fürwahr hast du ein himmlisches Wort,
Was schon längst auf den Lippen der tiefer Fühlenden schwebte,
Aber den deinigen erst rein und gedeihlich entklang.

Führe man schnell den Wagen herbey, wir holen sie selber,
Erstlich die Zeiten des Jahrs, dann auch des Menschen-
geschlechts. —

Sie fahren zur Sonne und holen zuerst den Tag, dann zur Nacht, dann nach Norden, um den Winter, alsdann nach Süden, um den Sommer zu finden, von Osten bringen sie den Frühling, von Westen den Herbst. Dann eilen sie zur Jugend, dann zum Alter, zur Vergangenheit wie zur Zukunft. —

Dieses ist, was ich dem Leser aus meinen Erinnerungen, und aus einzelnen Worten und Winken in den Papieren meines Freundes habe geben können. Die Ausarbeitung dieser großen Aufgabe würde ein bleibendes Denkmal einer neuen Poesie gewesen seyn. Ich habe in dieser Anzeige lieber trocken und kurz seyn wollen, als in die Gefahr gerathen, von meiner Fantasie etwas hinzuzusetzen. Vielleicht rührt manchen Leser das Fragmentarische dieser Verse und Worte so wie mich, der nicht mit einer andächtigern Wehmuth ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Correggio betrachten würde.

Novalis eigne Aufzeichnungen zum Ofterdingen. II. Theil.

I.

Ein Kloster, höchst wunderbar, wie ein Eingang ins Paradies.

Erstes Kapitel ein Adagio.

[Heinrich von Ofterdingen mischt sich in der Schweitz in bürgerliche Händel].

Italienische Händel. Hier wird Heinrich Feldherr. Beschreibung eines Gefechts 2c.

Meer.

Nach Griechenland verschlagen.

Tunis.

Rückreise über Rom.

Kayserlicher Hof.

Wartburg. Streit der Poesie. Mystizism. Dieses Streites formlose, förmliche Poesie.

Kyffhäuser.

Erzählung des Mädchens, der blauen Blume.

Offenbarung der Poesie auf Erden — lebendige Weissagung Ofterdingens.

Apotheose: Fest des Gemüths. Höchst wunderbares Drama in Versen, wie Sakontala.

Eingangs- und Schlußgedichte und Ueberschriften jedes Kapitels.

Zwischen jedem Kapitel spricht die Poesie.

Der Dichter aus der Erzählung — König der Poesie. Die Fabel erscheint.

Mutter und Vater blühn auf.

Kein rechter historischer Uebergang nach dem zweyten Theile: dunkel, trüb, verworren.

Die Vermählung der Jahreszeiten.

Blumengespräche. Thiere.

Heinrich von Ofterdingen wird Blume, Thier, Stein, Stern.

Nach Jacob Böhm am Schluß des Buchs.

Die Dichter wetten aus Enthusiasmus und bacchischer Trunkenheit um den Tod.

Gespräch mit dem Kayser über Regierung ꝛc. Mystischer Kayser. Buch de tribus Impostoribus.

(Geburt des siderischen Menschen mit der ersten Umarmung Mathildens und Heinrichs. Dieses Wesen spricht nun immer zwischen den Kapiteln. Die Wunderwelt ist nun aufgethan.

Mystizism mit dem kayserlichen Hause. Urkayserfamilie.

Sofie ist das Heilige, Unbekannte. Das Licht- und Schattenreich leben durcheinander. Fabel ist mit Fleiß irrdisch. Heinrich kommt in die Gärten der Hesperiden.

Der Schluß ist Uebergang aus der wircklichen Welt in die Geheime, Tod, lezter Traum und Erwachen.

Ueberall muß hier schon das Ueberirrdische durchschimmern: das Mährchenhafte.

Die blaue Blume richtet sich noch nach den Jahreszeiten. Heinrich vernichtet diesen Zauber, zerstört das Sonnenreich. Klingsohr ist der König von Atlantis. Heinrichs Mutter ist Fantasie. Der Vater ist der Sinn.

Schwaning ist der Mond, und der Antiquar ist der Bergmann und auch das Eisen.

Der Graf von Hohenzollern und die Kaufleute kommen auch wieder. Nur nicht sehr streng allegorisch. Kayser Friedrich ist Arctur.

Die Morgenländerinn ist auch die Poesie.

Dreyeiniges Mädchen.

Heinrich muß erst von Blumen für die blaue Blume empfänglich gemacht werden. Geheimnißvolle Verwandlung. Uebergang in die höhere Natur.

Schmerzen versteinern 2c.

Die Erzählung vom Dichter kann gar wohl Heinrichs Schicksal werden.

Metempsychose.

Kloster, wie eine mystische, magische Loge — Priester des heiligen Feuers in jungen Gemüthern. Ferner Gesang der Brüder. Vision in der Kirche. Gespräch über Tod, Magie 2c. Heinrichs Ahndungen des Todes. Stein der Weisen.

(Individueller Geist jedes Buchs, auch meines Heinrichs.)

Garten am Kloster.

(Pathologischer Einfluß der Schönheit auf ein freyeres, leichteres Spiel der Gemüthskräfte.)

Allerhand Wissenschaften poetisirt, auch die Mathematik, im Wettstreit.

Ostindianische Pflanzen — etwas indische Mythologie.

Sakontala.

Gespräche der Blumen und Thiere über Menschen, Religion, Natur und Wissenschaften.

Klingsohr — Poesie der Wissenschaften.

(Leichtigkeit zu Dialogiren. Aufgegebne Tendenz die Natur zu copiren 2c.)

Die Welt — ehmalige Freyheit.

(Der Tod macht das gemeine Leben so poetisch.)

Das Hirtenmädchen ist die Tochter des Grafen von Hohenzollern.

Die Kinder sind nicht gestorben.

Ihre Erinnerung ans Morgenland.

Ihr wunderliches Leben in den Gebürgen. Erziehung durch ihre verstorbene Mutter.

Ihre wunderliche Errettung aus dem Grabgewölbe durch einen alten Arzt.

Das Mädchen hat ihren Bruder verlohren. Sie ist heiter und freundlich — mit dem Wunderbaren so bekannt. Sie erzählt ihm seine eigne Geschichte, als hätt' ihr ihre Mutter einmal davon erzählt.

Die Mönche im Kloster scheinen eine Art von Geistercolonie.

Erinnerung ans Feenmährchen von Nadir und Nadine. Viele Erinnerungen an Mährchen. Heinrichs Gespräche mit dem Mädchen. Wunderliche Mythologie. Die Mährchenwelt muß jezt recht oft durchscheinen. Die wirckliche Welt selbst wie ein Mährchen angesehn.

Heinrich kommt nach Loretto.

Das Gesicht.
Heldenzeit.
Das Alterthum.
Das Morgenland.
Der Kayser.
Der Streit der Sänger.
Die Verklärung.

Skizze der Verklärung.
Anfang in Stanzen. Heinrich.

Auch zukünftige Menschen in der Verklärung.

Gegen das Gleichniß mit der Sonne ist Heinrich bey mir. Der Streit der Sänger ist schon der erste Act auf Erden.

Heinrich wird im Wahnsinn Stein — klingender Baum, goldner Widder.

Heinrich erräth den Sinn der Welt; sein freywilliger Wahnsinn. Es ist das Räthsel, was ihm aufgegeben wird. Die Hesperiden sind Fremdlinge — ewige Fremden — die Geheimnisse.

Die Erzählung von mir von dem Dichter, der seine Geliebte verlohren hat, muß nur auf Heinrichen angewandt werden.

II.

Kriegslieder. Orientalische Gedichte. Lied zu Loretto. Streit der Sänger. Verklärung.

Heinrich kommt nicht nach Pamir. Er kommt nach Jerusalem.

Wunderliche Gespräche mit den Todten. Gespräche mit dem alten Mann über Physik 2c. besonders Arzeneykunde, Physiognomik. Medicinische Ansicht der Welt. Theophrast Paracelsus. Philosophie, Magie 2c. Geographie, Astrologie. Er ist der höhere Bergmann.

Erzählung des Hirtenmädchens — Cyane.

Ueber den Streit auf der Wartburg und die Verklärung noch reiflich nachgedacht.

(An Unger geschrieben. Von Karl, Leben des Nadir Schah.)

(Wer recht poetisch ist, dem ist die ganze Welt ein fortlaufendes Drama.)

Mit dem Griechen Gespräche über Moral 2c. Auf dieser Tour, in dem Kapitel Alterthum, kommt er auch in ein Arsenal.

Keinen Streit auf der Wartburg. Mehrere Szenen an Kayser Friedrichs Hofe.

Hinten ein ordentliches Mährchen in Szenen fast nach Gozzi — nur viel romantischer. Hinten die Poetisirung der Welt: Herstellung der Mährchenwelt. Aussöhnung der christlichen Religion mit der heydnischen.

Die Geschichte des Orpheus, der Psyche ꝛc.

Der Fremde von der ersten Seite.

Das ganze Menschengeschlecht wird am Ende poetisch. Neue goldne Zeit.

Poetisirter Idealism.

Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine und Gestirne, Flammen, Töne, Farben müssen hinten zusammen, wie Eine Familie oder Gesellschaft, wie Ein Geschlecht handeln und sprechen.

Mystizism der Geschichte. Das Hirtenmädchen oder Cyane opfert sich für ihn auf.

Heinrich spricht mit Klingsohr über allerhand sonderbare Zeichen.

Er hört die Nacht ein Lied, was er ehmals gemacht. Sehnsucht nach dem Kyffhäuser. Er sagt Klingsohr davon. — Goldner Schlüssel, Urkunde ꝛc. Der führt ihn auf seinem Mantel nach dem Kyffhäuser.

(Klingsohr, ewiger Dichter, stirbt nicht, bleibt in der Welt.

Natürlicher Sohn von Friedrich dem Zweyten — das hohenstaufische Haus — das künftige Kayserhaus. Der fehlende Stein in der Krone. Schon in Pisa findet er des Kaysers Sohn. Ihre Freundschaft.)

Johannes kommt und führt ihn in den Berg. Gespräch über die Offenbarung. Das Hirtenmädchen folgt ihm treulich nach. Kommt in die Höhle, wo Mathilde schläft. Meine erfundne Erzählung. Nur erwacht die Geliebte nicht

gleich. Gespräch mit dem kleinen Mädchen; das ist sein und Mathildens Kind

Er soll die Blaue Blume pflücken und herbringen.

Cyane trägt den Stein weg.

Er pflückt die Blaue Blume und wird ein Stein.

Edda (die eigentliche blaue Blume, die Morgenländerinn) opfert sich an dem Steine, er wird ein klingender Baum. Das Hirtenmädchen haut den Baum um, und verbrennt sich mit ihm. Er wird ein goldner Widder. Edda oder Mathilde muß ihn opfern. Er wird wieder ein Mensch. Während dieser Verwandlungen hat er allerley wunderliche Gespräche.

Heinrich könnte vor ein Theater kommen.

Das Fest kann aus lauter allegorischen Szenen zur Verherrlichung der Poesie bestehn. Heinrich geräth über Bacchantinnen: Sie tödten ihn. Der Hebrus tönt von der Schwimmenden Leyer. Umgekehrtes Mährchen.

Mathilde steigt in die Unterwelt und holt ihn. Poetische Parodie auf Amphion.

Die ganze erste Hälfte des zweyten Theils muß recht leicht, dreist, sorglos und nur mit einigen scharfen Strichen bemerkt werden.

Die Poesie der verschiednen Nationen und Zeiten. Ossian. Edda. Morgenländische Poesie. Wilde, französische, spanische, griechische, deutsche ꝛc. Druiden. Minnesinger.

Das Buch schließt just umgekehrt wie das Mährchen — mit einer einfachen Familie.

Es wird stiller, einfacher und menschlicher nach dem Ende zu.

Züge aus Heinrichs Jugend. Erzählung seiner Mutter.

Heinrich und Mathildens wunderbares Kind.

Es ist die Urwelt, die goldne Zeit am Ende.

Saturn-Arctur.

Die Szenen im Feste sind Schauspiele.

Die entferntesten und verschiedenartigsten Sagen und Begebenheiten verknüpft. Dies ist eine Erfindung von mir.

(Elysium und Tartarus sind wie Fieber und Schlaf beysammen.)

Sollte es nicht gut seyn, hinten die Familie sich in eine wunderliche mystische Versammlung von Antiken verwandeln zu lassen?

Farbenkaracter. Alles blau in meinem Buche, hinten Farbenspiel. Individualität jeder Farbe.

(Das Auge ist allein räumlich, die andern Sinne alle zeitlich.)

(Vertheilung Einer Individualität auf mehrere Personen.)

(Naturpoet — Kunstpoet.)

Metra müssen begeistern. Eigentliche Poesie.

Hinten wunderbare Mythologie.

Ein altes Muttergottesbild in einem hohlen Baume über ihm. Es läßt sich eine Stimme hören: er soll eine Capelle bauen lassen. Das hat das Hirtenmädchen in seinem Schutz, und erzieht es mit Gesichten. Es schickt ihn zu den Todten; die Klosterherrn sind Todte.

Die epische Periode muß ein historisches Schauspiel werden, wenn auch durch Erzählung die Szenen verbunden sind.

Rede Heinrichs in Jamben. Liebe eines jungen vornehmen Pisaners zu einer Florentinerinn.

Heinrich überfällt mit einem flüchtigen Haufen die feindliche Stadt. Alle Elemente des Kriegs in poetischen Farben.

Ein großer Krieg, wie ein Zweykampf, durchaus generös, philosophisch, human. Geist der alten Chevalerie. Ritterspiel. Geist der bacchischen Wehmuth.

Die Menschen müssen sich selbst untereinander tödten, das ist edler als durchs Schicksal fallen. Sie suchen den Tod.

Ehre, Ruhm ꝛc. ist des Kriegers Lust und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger. Todeslust ist Kriegergeist. Romantisches Leben des Kriegers.

Auf Erden ist der Krieg zu Hause, Krieg muß auf Erden seyn.

Das Gesicht.

(Erster Entwurf des Eingangs zum zweyten Theil des Ofterdingen.)

Das Land erhob sich immer mehr und ward uneben und mannichfach. In allen Richtungen kreuzten sich Bergrücken. Die Schluchten wurden tiefer und schroffer. Felsen blickten schon überall durch, und über die dunkeln Wälder ragten steile Klippen hervor, die nur mit wenigem Gebüsch bewachsen zu seyn schienen. Der Weg lief an einem Abhange fort und hob sich nur unmerklich in die Höhe. Wenn auch das Grün der Ebene hier merklich verdunkelt war, so zeigten dafür verschiedene Bergpflanzen die buntesten Blumen, deren schöner Bau und erquickender Geruch den angenehmsten Eindruck machte. Die Gegend schien ganz einsam, und nur von weitem glaubte man die Glöckchen einer Heerde zu vernehmen. In den Abgründen rauschten Bäche. Der Wald war in mannichfaltigen Haufen am Gebirge gelagert und reizte das Auge, sich in seine duftige, kühle Tiefe zu verlieren. Einzelne Raubvögel schwebten um die Spitzen der uralten Tannen. Der Himmel war dunkel und durchsichtig. Nur leichte glänzende Wölkchen streiften langsam durch sein blaues Feld. Auf dem schmalen Fußsteige kam langsam ein Pilger herauf aus der Ebene. Mittag war vorbey. Ein ziemlich starker Wind ließ sich in der Luft verspüren, und seine dumpfe wunderliche Musik verlohr sich in ungewisse Fernen. Sie wurde lauter und vernehmlicher in den Wipfeln der Bäume, so daß zuweilen die Endsylben und einzelne Worte

einer menschlichen Sprache hervorzutönen schienen. Durch die Bewegungen der Luft schien auch das Sonnenlicht sich zu bewegen und zu schwanken. Es hatten alle Gegenstände einen ungewissen Schein. Der Pilgrim ging in tiefen Gedanken. Nach einiger Zeit setzte er sich auf einen großen Stein unter einen alten Baum, der nur unten noch grün, und oben dürr und abgebrochen war. — (Gespräch mit sich selbst. Er geht nachher weiter, findet die Ruine, verlassene Hütten, eine scheint noch bewohnt, rührende Habseligkeiten.)

Die Lehrlinge zu Sais.

1.

Der Lehrling.

Mannichfache Wege gehen die Menschen. Wer sie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entstehen sehn; Figuren, die zu jener großen Chifferschrift zu gehören scheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierschalen, in Wolken, im Schnee, in Krystallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Wassern, im Innern und Aeußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menschen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und gestrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilspänen um den Magnet her, und sonderbaren Conjuncturen des Zufalls erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüssel dieser Wunderschrift, die Sprachlehre derselben; allein die Ahndung will sich selbst in keine feste Formen fügen, und scheint kein höherer Schlüssel werden zu wollen. Ein Alcahest scheint über die Sinne der Menschen ausgegossen zu seyn. Nur augenblicklich scheinen ihre Wünsche, ihre Gedanken sich zu verdichten. So entstehen ihre Ahndungen, aber nach kurzen Zeiten schwimmt alles wieder, wie vorher, vor ihren Blicken.

Von weitem hört' ich sagen: die Unverständlichkeit sey Folge nur des Unverstandes; dieser suche, was er habe, und also niemals weiter finden könnte. Man verstehe die Sprache nicht, weil sich die Sprache selber nicht verstehe, nicht verstehen wolle; die ächte Sanscrit spräche, um zu sprechen, weil Sprechen ihre Lust und ihr Wesen sey.

Nicht lange darauf sprach einer: Keiner Erklärung bedarf die heilige Schrift. Wer wahrhaft spricht, ist des ewigen Lebens voll, und wunderbar verwandt mit ächten Geheimnissen dünkt uns seine Schrift, denn sie ist ein Accord aus des Weltalls Symphonie.

Von unserm Lehrer sprach gewiß die Stimme, denn er versteht die Züge zu versammeln, die überall zerstreut sind. Ein eignes Licht entzündet sich in seinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt, und er in unsern Augen späht, ob auch in uns aufgegangen ist das Gestirn, das die Figur sichtbar und verständlich macht. Sieht er uns traurig, daß die Nacht nicht weicht, so tröstet er uns, und verheißt dem ämsigen, treuen Seher künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb, die Sinne zu üben, zu beschäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen sah er zu, und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im Sande nach. Ins Luftmeer sah er ohne Rast, und ward nicht müde seine Klarheit, seine Bewegungen, seine Wolken, seine Lichter zu betrachten. Er sammelte sich Steine, Blumen, Käfer aller Art, und legte sie auf mannichfache Weise sich in Reihen. Auf Menschen und auf Thiere gab er Acht, am Strand des Meeres saß er, suchte Muscheln. Auf sein Gemüth und seine Gedanken lauschte er sorgsam. Er wußte nicht, wohin ihn seine Sehnsucht trieb. Wie er größer ward, strich er umher, besah sich andre Länder, andre Meere, neue Lüfte, fremde Sterne, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menschen; stieg in Höhlen, sah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drückte Thon in sonderbare Felsenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemischt, gepaart, und also ordneten sich selbst in ihm oft seltsame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zusammentreffungen. Nun sah er bald nichts mehr allein. — In große, bunte Bilder drängten sich die Wahr-

nehmungen seiner Sinne: er hörte, sah, tastete und dachte zugleich. Er freute sich, Fremdlinge zusammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er spielte mit den Kräften und Erscheinungen, er wußte wo und wie er dies und jenes finden und erscheinen lassen konnte, und griff so selbst in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.

Was nun seitdem aus ihm geworden ist, thut er nicht kund. Er sagt uns, daß wir selbst, von ihm und eigner Lust geführt, entdecken würden, was mit ihm vorgegangen sey. Mehrere von uns sind von ihm gewichen. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück und lernten ein Gewerbe treiben. Einige sind von ihm ausgesendet worden, wir wissen nicht wohin; er suchte sie aus. Von ihnen waren einige nur kurze Zeit erst da, die Andern länger. Eins war ein Kind noch, es war kaum da, so wollte er ihm den Unterricht übergeben. Es hatte große dunkle Augen mit himmelblauem Grunde, wie Lilien glänzte seine Haut, und seine Locken wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt. Die Stimme drang uns allen durch das Herz, wir hätten gern ihm unsere Blumen, Steine, Federn alles gern geschenkt. Es lächelte unendlich ernst, und uns ward seltsam wohl mit ihm zu Muthe. Einst wird es wiederkommen, sagte der Lehrer, und unter uns wohnen, dann hören die Lehrstunden auf. — Einen schickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig sah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Krystalle suchten oder Blumen. In die Ferne sah er schlecht, bunte Reihen gut zu legen wußte er nicht. Er zerbrach alles so leicht. Doch hatte keiner einen solchen Trieb und solche Lust am Sehn und Hören. Seit einer Zeit — vorher eh jenes Kind in unsern Kreis trat — ward er auf einmal heiter und geschickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht

wieder, und die Nacht brach ein. Wir waren seinetwegen sehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmerung kam, hörten wir in einem nahen Haine seine Stimme. Er sang ein hohes, frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer sah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder sehen werde. In unsre Mitte trat er bald, und brachte, mit unaussprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unscheinbares Steinchen von seltsamer Gestalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küßte ihn lange, dann sah er uns mit nassen Augen an und legte dieses Steinchen auf einen leeren Platz, der mitten unter andern Steinen lag, gerade wo, wie Strahlen, viele Reihen sich berührten.

Ich werde dieser Augenblicke nie fortan vergessen. Uns war, als hätten wir im Vorübergehn eine helle Ahndung dieser wunderbaren Welt in unsern Seelen gehabt.

Auch ich bin ungeschickter als die Andern, und minder gern scheinen sich die Schätze der Natur von mir finden zu lassen. Doch ist der Lehrer mir gewogen, und läßt mich in Gedanken sitzen, wenn die Andern suchen gehn. So wie dem Lehrer ist mir nie gewesen. Mich führt alles in mich selbst zurück. Was einmal die zweyte Stimme sagte, habe ich wohl verstanden. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in den Sälen, allein mir ist, als wären sie nur Bilder, Hüllen, Zierden, versammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieses liegt mir immer in Gedanken. Sie such' ich nicht, in ihnen such' ich oft. Es ist, als sollten sie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau steht, nach der mein Geist sich sehnt. Mir hat der Lehrer nie davon gesagt, auch ich kann ihm nichts anvertrauen, ein unverbrüchliches Geheimniß dünkt es mir. Gern hätt ich jenes Kind gefragt, in seinen Zügen fand ich Verwandtschaft; auch schien in seiner Nähe mir alles heller innerlich zu werden. Wäre es länger geblieben, sicherlich hätte ich mehr in mir erfahren. Auch wäre mir am Ende vielleicht der Busen offen, die Zunge frey ge-

worden. Gern wär' ich auch mit ihm gegangen. Es kam nicht so. Wie lang' ich hier noch bleibe, weiß ich nicht. Mir scheint es, als blieb' ich immer hier. Kaum wag' ich es mir selber zu gestehen, allein zu innig dringt sich mir der Glauben auf: einst find' ich hier, was mich beständig rührt; sie ist zugegen. Wenn ich mit diesem Glauben hier umher gehe, so tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mir zusammen, und alle sind nach Einer Gegend hin gerichtet. Mir wird dann jedes so bekannt, so lieb; und was mir seltsam noch erschien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgeräth.

Gerade diese Fremdheit ist mir fremd, und darum hat mich immer diese Sammlung zugleich entfernt und angezogen. Den Lehrer kann und mag ich nicht begreifen. Er ist mir just so unbegreiflich lieb. Ich weiß es, er versteht mich, er hat nie gegen mein Gefühl und meinen Wunsch gesprochen. Vielmehr will er, daß wir den eignen Weg verfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu diesen Wohnungen, zu dieser heiligen Heymath wieder führet. Auch ich will also meine Figur beschreiben, und wenn kein Sterblicher, nach jener Inschrift dort, den Schleyer hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen; wer ihn nicht heben will, ist kein ächter Lehrling zu Sais.

2.

Die Natur.

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menschen darauf dachten, die mannichfachen Gegenstände ihrer Sinne mit einem gemeinschaftlichen Namen zu bezeichnen und sich entgegen zu setzen. Durch Uebung werden Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor die man bequem mit den Brechungen des Lichtstrahls ver-

gleichen kann. So hat sich auch nur allmählich unser Innres in so mannichfaltige Kräfte zerspaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch diese Zerspaltung zunehmen. Vielleicht ist es nur krankhafte Anlage der späteren Menschen, wenn sie das Vermögen verlieren, diese zerstreuten Farben ihres Geistes wieder zu mischen und nach Belieben den alten einfachen Naturstand herzustellen, oder neue mannichfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter sie sind, desto vereinigter, desto vollständiger und persönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erscheinung in sie ein: denn der Natur des Sinnes entspricht die Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menschen alles menschlich, bekannt und gesellig vorkommen, die frischeste Eigenthümlichkeit mußte in ihren Ansichten sichtbar werden, jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorstellungen mußten mit der sie umgebenden Welt übereinstimmen, und einen treuen Ausdruck derselben darstellen. Wir können daher die Gedanken unsrer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbstabbildung des damaligen Zustandes der irdischen Natur betrachten, und besonders an ihnen, als den schicklichsten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß desselben, das damalige Verhältniß zu seinen Bewohnern, und seiner Bewohner zu ihm, bestimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabensten Fragen zuerst ihre Aufmerksamkeit beschäftigten, und daß sie den Schlüssel dieses wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmasse der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenstande eines unbekannten Sinns aufsuchten. Bemerklich ist hier die gemeinschaftliche Ahndung desselben im Flüssigen, im Dünnen, Gestaltlosen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der festen Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlassen. Früh genug stieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Gestalten-Erklärung aus

jenen gestaltlosen Kräften und Meeren. Er versuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu lösen, indem er die ersten Anfänge zu festen, gestalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus diesem Staubmeere, aber freylich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenwesen, anziehender und abstoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meynte. Noch früher findet man, statt wissenschaftlicher Erklärungen, Mährchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menschen, Götter und Thiere als gemeinschaftliche Werkmeister, und hört auf die natürlichste Art die Entstehung der Welt beschreiben. Man erfährt wenigstens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Ursprungs derselben, und auch für den Verächter der regellosen Erzeugnisse der Einbildungskraft ist diese Vorstellung bedeutend genug. Die Geschichte der Welt als Menschengeschichte zu behandeln, überall nur menschliche Begebenheiten und Verhältnisse zu finden, ist eine fortwandernde, in den verschiedensten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und scheint an wunderbarer Wirkung und leichter Ueberzeugung beständig den Vorrang gehabt zu haben. Auch scheint die Zufälligkeit der Natur sich wie von selbst an die Idee menschlicher Persönlichkeit anzuschließen, und letztere am willigsten, als menschliches Wesen verständlich zu werden. Daher ist auch wohl die Dichtkunst das liebste Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde gewesen, und am hellsten ist in Gedichten der Naturgeist erschienen. Wenn man ächte Gedichte liest und hört, so fühlt man einen innern Verstand der Natur sich bewegen, und schwebt, wie der himmlische Leib derselben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforscher und Dichter haben durch Eine Sprache sich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen sammelten und in großen, geordneten Massen aufstellten, haben diese für menschliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche

Natur zu mannichfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zersplittert und gebildet. Wenn diese mehr das Flüssige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, suchten jene mit scharfen Messerschnitten den innern Bau und die Verhältnisse der Glieder zu erforschen. Unter ihren Händen starb die freundliche Natur, und ließ nur todte, zuckende Reste zurück; dagegen sie vom Dichter, wie durch geistvollen Wein, noch mehr beseelt, die göttlichsten und muntersten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel stieg, tanzte und weissagte, jeden Gast willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verschwendete. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage, und ehrte gern den ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dies und jenes nur an ihr bewundert und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus fleißig besuchen.

Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt, und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte göttlich, und stimmt zu dessen hohem Geiste. Man kann nicht sagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas überschwengliches zu sagen, und alles Bestreben nach Wahrheit in den Reden und Gesprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidnen Sehnsucht, die sich das fremde, kalte Wesen gern gefallen läßt, wenn sie nur einst auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es ist ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unserm

Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt sich rings verbreitend. Nun liegt die wundersame sinnliche und unsinnliche Natur rund um uns her, so glauben wir, es sey jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Aeußerung unsrer Sympathie mit ihr; nur sucht der eine hinter diesen blauen, fernen Gestalten noch eine Heymath, die sie ihm verhalten, eine Geliebte seiner Jugend, Eltern und Geschwister, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meynt, da jenseits warteten unbekannte Herrlichkeiten seiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter versteckt, und streckt verlangend seine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bey dieser herrlichen Umgebung ruhig stehen, und suchen sie nur selbst in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfassen, vergessen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweise die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden sich beseligt in der Beschauung dieses lebendigen, über nächtlichen Tiefen schwebenden Schmucks. So entstehn mannichfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort, zur andächtigsten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gabs solche ernste Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indessen andre fröhliche Herzen sich nur auf sie zu Tische baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller, wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor. Dazwischen waren andre sinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beschäftiget waren, Vorbilder einer edleren Natur zu schaffen. — Sie theilten sich gesellig in das große Werk, die einen suchten die verstummten und

verlohrnen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahndungen und Bilder schönerer Geschlechter in Erz und Steine nieder, bauten schönere Felsen zu Wohnungen wieder, brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht; zähmten die ausgelassenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberschwemmungen, und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts, lehrten die Farben zu reitzenden Bildungen sich mischen und ordnen, und Wald und Wiese, Quellen und Felsen wieder zu lieblichen Gärten zusammen zu treten, hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um sie zu entfalten, und in heitern Schwingungen zu bewegen, nahmen sich der armen, verlaßnen, für Menschensitte empfänglichen Thiere an, und säuberten die Wälder von den schädlichen Ungeheuern, diesen Mißgeburten einer entarteten Fantasie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, sie ward sanfter und erquicklicher, und ließ sich willig zur Beförderung der menschlichen Wünsche finden. Allmählich fing ihr Herz wieder an menschlich sich zu regen, ihre Fantasieen wurden heitrer, sie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und so scheint allmählich die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der sie den Menschen Freundin, Trösterin, Priesterin und Wunderthäterin war, als sie unter ihnen wohnte und ein himmlischer Umgang die Menschen zu Unsterblichen machte. Dann werden die Gestirne die Erde wieder besuchen, der sie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinsterung; dann legt die Sonne ihren strengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geschlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zusammen. Dann finden sich die alten verwaisten Familien, und jeder Tag sieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen;

dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt sich neu erglimmende Asche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnstätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geschichte wird zum Traum einer unendlichen, unabsehlichen Gegenwart.

Wer dieses Stamms und dieses Glaubens ist, und gern auch das seinige zu dieser Entwilderung der Natur beytragen will, geht in den Werkstätten der Künstler umher, belauscht überall die unvermuthet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunst, wird nimmer müde die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verschmäht keinen mühseligen Gang, wenn sie ihm winkt, und sollte er auch durch Modergrüfte gehen: er findet sicher unsägliche Schätze, das Grubenlichtchen steht am Ende still, und wer weiß, in welche himmlische Geheimnisse ihn dann eine reitzende Bewohnerinn des unterirdischen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer sich selbst einbildet, er kenne schon das seltsame Reich, und wisse mit wenig Worten seine Verfassung zu ergründen und überall den rechten Weg zu finden. Von selbst geht keinem, der los sich riß und sich zur Insel machte, das Verständniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menschen, die nicht wissen, was sie thun, kann dies begegnen. Langer, unablässiger Umgang, freye und künstliche Betrachtung, Aufmerksamkeit auf leise Winke und Züge, ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das sind die wesentlichen Erfordernisse eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem sein Wunsch gedeihen wird. Nicht weise scheint es, eine Menschenwelt ohne volle aufgeblühte Menschheit begreifen und verstehn zu wollen. Kein Sinn muß schlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach sind, so müssen sie doch alle angeregt und nicht unterdrückt und erschlafft seyn. So

wie man einen künftigen Mahler in dem Knaben sieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt, und Farben zu Figuren bunt verknüpft, so sieht man einen künftigen Weltweisen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Rast nachspürt, nachfrägt, auf alles achtet, jedes merkwürdige zusammen trägt und froh ist, wenn er einer neuen Erscheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meister und Besitzer geworden ist.

Nun dünkt es Einigen, es sey der Mühe gar nicht werth, den endlosen Zerspaltungen der Natur nachzugehn, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinste Korn der festen Körper, nie die einfachste Faser finden werde, weil alle Größe vor- und rückwärts sich ins Unendliche verliert, so sey es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zusammensetzungen, neue Erscheinungen bis ins Unendliche. Sie schienen dann nur still zu stehn, wenn unser Fleiß ermatte, und so verschwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dies zuletzt ein wahrer Wahnsinn, ein fester Schwindel an der entsetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, so weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umschwung, unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollsten Uebermuths, eine unglücksschwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine desto grausendere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühllosigkeit ängstigen. Wie ein Heiland stehe dem armen Menschengeschlechte der Tod zur Seite, denn ohne Tod wäre der Wahnsinnigste am glücklichsten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieses riesenmäßigen Triebwerks sey schon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel; denn jeder Reitz scheine ein wachsender Wirbel, der bald sich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine schreckenvolle Nacht mit

sich fortreiße. Hier sey die listige Fallgrube des menschlichen Verstandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten suche. Heil der kindlichen Unwissenheit und Schuldlosigkeit der Menschen, welche sie die entsetzlichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnsitze herlägen, und jeden Augenblick über sie hereinzubrechen bereit wären. Nur innre Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menschen bis jetzo erhalten, indeß könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo sich die sämmtlichen Menschen durch einen großen gemeinschaftlichen Entschluß aus dieser peinlichen Lage, aus diesem furchtbaren Gefängnisse reißen, und durch eine freywillige Entsagung ihrer hiesigen Besitzthümer auf ewig ihr Geschlecht aus diesem Jammer erlösen, und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten sie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltsamen Vertilgung, oder einer noch entsetzlicheren Ausartung in Thiere, durch stufenweise Zerstörung der Denkorgane, durch Wahnsinn zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felsen, Stürmen und Wogen müssen nothwendig die Menschen diesen Gegenständen verähnlichen, und diese Verähnlichung, Verwandlung und Auflösung des Göttlichen und Menschlichen in unbändige Kräfte sey der Geist der Natur, dieser fürchterlich verschlingenden Macht: und sey nicht alles, was man sehe, schon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibsel eines schrecklichen Mahls?

Wohl, sagen Muthigere, laßt unser Geschlecht einen langsamen, wohldurchdachten Zerstörungskrieg mit dieser Natur führen. Mit schleichenden Giften müssen wir ihr beyzukommen suchen. Der Naturforscher sey ein edler Held, der sich in den geöffneten Abgrund stürze, um seine Mitbürger zu erretten. Die Künstler haben ihr schon manchen geheimen Streich beygebracht, fahrt nur so fort, bemächtigt euch der

heimlichen Fäden, und macht sie lüstern nach sich selbst. Benutzt jene Zwiste, um sie, wie jenen feuerspeienden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muß sie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menschenkindern. Entfernte Brüder sind zu Einem Zweck mit uns vereint, das Sternenrad wird das Spinnrad unsers Lebens werden, und dann können wir durch unsere Sklaven ein neues Dschinnistan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüstungen, ihren Tumulten zusehn, sie soll an uns sich selbst verkaufen, und jede Gewaltthat soll ihr zur schweren Buße werden. In den begeisternden Gefühlen unsrer Freyheit laßt uns leben und sterben; hier quillt der Strom, der sie einst überschwemmen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfrischen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freyheit ist genug, sie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maaß und Ziel zu setzen.

Sie haben recht, sprechen Mehrere, hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freyheit sitzen wir und spähn; er ist der große Zauberspiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung sich enthüllt, in ihm baden die zarten Geister und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern sehn wir hier aufgeschlossen. Was brauchen wir die trübe Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Quell. Hier offenbart sich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauspiels; und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohlbekannt, und sicher kennen wir jede Gestalt. Wir brauchen nicht erst lange nachzuforschen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen. So ist uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüssel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wissen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen,

weil sie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängstigen, und helle Besonnenheit uns zuversichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, sagt ein ernster Mann zu diesen. Erkennen sie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer selbst? Sie selbst verzehren sich in wilder Gedankenlosigkeit. Sie wissen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenspiel, eine wüste Fantasie ihres Traumes ist. Ja wohl ist sie ihnen ein entsetzliches Thier, eine seltsame abentheuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Mensch sieht ohne Schaudern diese Brut seiner regellosen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Gespenster seiner Schwäche sind. Er fühlt sich Herr der Welt, sein Ich schwebt mächtig über diesem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über diesem endlosen Wechsel erhaben schweben. Einklang strebt sein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus stets einiger mit sich selbst und seiner Schöpfung um sich her seyn, und mit jedem Schritte die ewige Allwirksamkeit einer hohen sittlichen Weltordnung, der Veste seines Ichs, immer heller hervortreten sehn. Der Sinn der Welt ist die Vernunft: um derentwillen ist sie da, und wenn sie erst der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft ist, so wird sie einst zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre sie der Mensch als Sinnbild seines Gemüths, das sich mit ihm in unbestimmbare Stufen veredelt. Wer also zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe seinen sittlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne seines Innern gemäß, und wie von selbst wird die Natur sich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln ist jener große und einzige Versuch, in welchem alle Räthsel der mannichfaltigsten Erscheinungen sich lösen. Wer ihn versteht, und in strengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, ist ewiger Meister der Natur.

Der Lehrling hört mit Bangigkeit die sich kreuzenden

Stimmen. Es scheint ihm jede Recht zu haben, und eine sonderbare Verwirrung bemächtigt sich seines Gemüths. Allmählich legt sich der innre Aufruhr, und über die dunkeln, sich an einander brechenden Wogen scheint ein Geist des Friedens heraufzuschweben, dessen Ankunft sich durch neuen Muth und überschauende Heiterkeit in der Seele des Jünglings ankündigt.

Ein muntrer Gespiele, dem Rosen und Winden die Schläfe zierten, kam herbeygesprungen, und sah ihn in sich gesenkt sitzen. Du Grübler, rief er, bist auf ganz verkehrtem Wege. So wirst du keine großen Fortschritte machen. Das Beste ist überall die Stimmung. Ist das wohl eine Stimmung der Natur? Du bist noch jung, und fühlst du nicht das Gebot der Jugend in allen Adern? nicht Liebe und Sehnsucht deine Brust erfüllen? Wie kannst du nur in der Einsamkeit sitzen? Sitzt die Natur einsam? Den Einsamen flieht Freude und Verlangen: und ohne Verlangen, was nützt dir die Natur? Nur unter Menschen wird er einheimisch, der Geist, der sich mit tausend bunten Farben in alle deine Sinne drängt, der wie eine unsichtbare Geliebte dich umgiebt. Bey unsern Festen löst sich seine Zunge, er sitzt oben an und stimmt Lieder des fröhlichsten Lebens an. Du hast noch nicht geliebt, du Armer; beym ersten Kuß wird eine neue Welt dir aufgethan, mit ihm fährt Leben in tausend Strahlen in dein entzücktes Herz. Ein Mährchen will ich dir erzählen: horche wohl!

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Maaßen wunderlich. Er grämte sich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still für sich hin, setzte sich einsam, wenn die Andern spielten und fröhlich waren und hing seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann sprach er immerfort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen, natürlich kein vernünftiges

Wort, lauter närrisches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagey und der Gimpel alle Mühe gaben, ihn zu zerstreuen und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. Die Gans erzählte Mährchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bocksprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Epheu streichelte ihm die sorgenvolle Stirn. Allein der Mißmuth und Ernst waren hartnäckig. Seine Eltern waren sehr betrübt, sie wußten nicht, was sie anfangen sollten. Er war gesund und aß, nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen, wie keiner; bey allen Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehn. Er war recht bildschön, sah aus wie gemahlt, tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehn, so lieblich war sie. Damals war Rosenblüthe, so hieß sie, dem bildschönen Hyacinth, so hieß er, von Herzen gut, und er hatte sie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wußtens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerst gesagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuser ihrer Eltern lagen nahe beysammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an seinem Fenster stand und Rosenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäusefang da vorbeyliefen, da sahen sie die Beyden stehn, und lachten und kicherten oft so laut, daß sie es hörten und böse wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen gesagt, die sagte es ihrer Freundinn, der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; so erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging, so riefs von allen Seiten: Rosenblüthchen ist mein Schätzchen! Nun ärgerte sich Hyacinth, und mußte doch auch wieder aus

Herzensgrunde lachen, wenn das Eiderchen geschlüpft kam, sich auf einen warmen Stein setzte, mit dem Schwänzchen wedelte und sang:

Rosenblüthchen, das gute Kind,
Ist geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter sey Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geschwind;
Merkt sie aber das fremde Gesicht,
Denkt nur an, da erschrickt sie nicht,
Fährt, als merkte sie kein Wort,
Immer nur mit Küssen fort.

Ach! wie bald war die Herrlichkeit vorbey. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erstaunlich weit gereist, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entsetzliche Augenbrauen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und seltsame Figuren hineingewebt. Er setzte sich vor das Haus, das Hyacinths Eltern gehörte. Nun war Hyacinth sehr neugierig, und setzte sich zu ihm, und holte ihm Brod und Wein. Da that er seinen weißen Bart von einander und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. So viel man nachher vernahm, so hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erstaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und ist drey Tage dageblieben und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Rosenblüthchen hat genug den alten Hexenmeister verwünscht, denn Hyacinth ist ganz versessen auf seine Gespräche gewesen, und hat sich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Speise zu sich genommen. Endlich hat jener sich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelassen, das kein Mensch lesen konnte. Dieser hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann ist er tiefsinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen. Rosenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn gethan, denn von

der Zeit an hat er sich wenig aus ihr gemacht und ist immer für sich geblieben. Nun begab sichs, daß er einmal nach Hause kam, und war wie neu geboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals und weinte. Ich muß fort in fremde Lande, sagte er; die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müßte, das Buch hat sie ins Feuer geworfen, und hat mich getrieben, zu euch zu gehn, und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Rosenblüthchen. Ich hätte sie gern gesprochen, ich weiß nicht, wie mir ist, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen, die Ruhe ist fort, Herz und Liebe mit, ich muß sie suchen gehn. Ich wollt' euch gern sagen, wohin, ich weiß selbst nicht, dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleyerte Jungfrau. Nach der ist mein Gemüth entzündet. Lebt wohl. Er riß sich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergossen Thränen, Rosenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun was er konnte, durch Thäler und Wildnisse, über Berge und Ströme, dem geheimnißvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Isis) Menschen und Thiere, Felsen und Bäume. Manche lachten, manche schwiegen, nirgends erhielt er Bescheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen sich ihm in den Weg, es stürmte immerfort; dann fand er unabsehliche Sandwüsten, glühenden Staub, und wie er wandelte, so veränderte sich auch sein Gemüth, die Zeit wurde ihm lang, und die innre Unruhe legte sich, er wurde sanfter, und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leisen, aber starken Zuge, in den sein ganzes Gemüth sich auflöste. Es lag wie viele Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannichfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener, grüne Büsche lockten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er ver-

stand ihre Sprache nicht, sie schienen auch nicht zu sprechen, und doch erfüllten sie auch sein Herz mit grünen Farben und kühlem, stillem Wesen. Immer höher wuchs jene süße Sehnsucht in ihm, und immer breiter und saftiger wurden die Blätter, immer lauter und lustiger die Vögel und Thiere, balsamischer die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer seine Liebe, die Zeit ging immer schneller, als sähe sie sich nahe am Ziele. Eines Tages begegnete er einem krystallnen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwischen schwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, sagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnsitz der Isis? Hier herum muß er seyn, und ihr seyd vielleicht hier bekannter, als ich. Wir gehn auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geisterfamilie ist auf der Reise, und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indeß sind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, so wirst du schon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie sie das sagten, boten ihm einen frischen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, frug und frug, und kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnsucht, und die süßeste Bangigkeit durchdrang ihn in dieser Behausung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmlischen Wohlgedüften entschlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligste führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll seltsamer Sachen auf lauter reitzenden Klängen und in abwechselnden Accorden. Es dünkte ihm alles so bekannt, und doch in niegesehener Herrlichkeit; da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleyer, und Rosenblüthchen

sank in seine Arme. Eine ferne Musik umgab die Geheimnisse des liebenden Wiedersehns, die Ergießungen der Sehnsucht, und schloß alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus. Hyacinth lebte nachher noch lange mit Rosenblüthchen unter seinen frohen Eltern und Gespielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menschen so viel Kinder, als sie wollten. —

Die Lehrlinge umarmten sich und gingen fort. Die weiten hallenden Säle standen leer und hell da, und das wunderbare Gespräch in zahllosen Sprachen unter den tausendfaltigen Naturen, die in diesen Sälen zusammengebracht und in mannichfaltigen Ordnungen aufgestellt waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte spielten gegen einander. Sie strebten in ihre Freyheit, in ihre alten Verhältnisse zurück. Wenige standen auf ihrem eigentlichen Platze und sahen in Ruhe dem mannichfaltigen Treiben um sich her zu. Die Uebrigen klagten über entsetzliche Qualen und Schmerzen, und bejammerten das alte, herrliche Leben im Schooße der Natur, wo sie eine gemeinschaftliche Freyheit vereinigte, und jedes von selbst erhielt, was es bedurfte. O! daß der Mensch, sagten sie, die innre Musik der Natur verstände, und einen Sinn für äußere Harmonie hätte. Aber er weiß ja kaum, daß wir zusammen gehören, und keins ohne das andere bestehen kann. Er kann nichts liegen lassen, tyrannisch trennt er uns und greift in lauter Dissonanzen herum. Wie glücklich könnte er seyn, wenn er mit uns freundlich umginge, und auch in unsern großen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er sie mit Recht nennt. In jener Zeit verstand er uns, wie wir ihn verstanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat ihn von uns getrennt, er sucht, was wir nicht wissen und ahnden können, und seitdem ist er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr. Er ahndet wohl die unendliche Wollust, den ewigen Genuß in uns, und

darum hat er eine so wunderbare Liebe zu Einigen unter uns. Der Zauber des Goldes, die Geheimnisse der Farben, die Freuden des Wassers sind ihm nicht fremd; in den Antiken ahndet er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die süße Leidenschaft für das Weben der Natur, das Auge für unsre entzückenden Mysterien. Lernt er nur einmal fühlen? Diesen himmlischen, diesen natürlichsten aller Sinne kennt er noch wenig: durch das Gefühl würde die alte, ersehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls ist ein inneres Licht, was sich in schönern, kräftigern Farben bricht. Dann gingen die Gestirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klärer und mannichfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meister eines unendlichen Spiels und vergäße alle thörichten Bestrebungen in einem ewigen, sich selbst nährenden und immer wachsenden Genusse. Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben.

Wie sie so sprachen, strahlte die Sonne durch die hohen Fenster, und in ein sanftes Säuseln verlohr sich der Lärm des Gesprächs; eine unendliche Ahndung durchdrang alle Gestalten, die lieblichste Wärme verbreitete sich über alle, und der wunderbarste Naturgesang erhob sich aus der tiefsten Stille. Man hörte Menschenstimmen in der Nähe, die großen Flügelthüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reisende setzten sich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes. Die reitzende Landschaft lag in schöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlohr sich der Blick an blauen Gebirgen hinauf. Freundliche Kinder brachten mannichfaltige Speisen und Getränke, und bald begann ein lebhaftes Gespräch unter ihnen.

Auf alles, was der Mensch vornimmt, muß er seine ungetheilte Aufmerksamkeit oder sein Ich richten, sagte endlich der Eine, und wenn er dieses gethan hat, so entstehn bald

Gedanken, oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zusammenziehungen und Figurationen einer elastischen Flüssigkeit zu seyn scheinen, auf eine wunderbare Weise in ihm. Sie verbreiten sich von dem Punkte, wo er den Eindruck fest stach, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit, und nehmen sein Ich mit fort. Er kann dieses Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er seine Aufmerksamkeit wieder theilt, oder nach Willkühr herumschweifen läßt, denn sie scheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten zu in jenem elastischen Medium erregt, oder seine Brechungen in demselben, oder überhaupt ein seltsames Spiel der Wellen dieses Meers mit der starren Aufmerksamkeit zu seyn. Höchst merkwürdig ist es, daß der Mensch erst in diesem Spiele seine Eigenthümlichkeit, seine specifische Freyheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tiefen Schlafe, als sey er nun erst in der Welt zu Hause, und verbreite jetzt erst das Licht des Tages sich über seine innere Welt. Er glaubt es am höchsten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu stören, zugleich die gewöhnlichen Geschäfte der Sinne vornehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beyde Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchsichtig und die Innenwelt mannichfaltig und bedeutungsvoll, und so befindet sich der Mensch in einem innig lebendigen Zustande zwischen zwey Welten in der vollkommensten Freyheit und dem freudigsten Machtgefühl. Es ist natürlich, daß der Mensch diesen Zustand zu verewigen und ihn über die ganze Summe seiner Eindrücke zu verbreiten sucht; daß er nicht müde wird, diese Associationen, beyder Welten zu verfolgen, und ihren Gesetzen und ihren Sympathieen und Antipathieen nachzuspüren. Den Inbegriff dessen, was uns rührt, nennt man die Natur, und also steht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Glied-

maßen unsers Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimnißvolle Beziehungen unsers Körpers lassen unbekannte und geheimnißvolle Verhältnisse der Natur vermuthen, und so ist die Natur jene wunderbare Gemeinschaft, in die unser Körper uns einführt, und die wir nach dem Maaße seiner Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es frägt sich, ob wir die Natur der Naturen durch diese specielle Natur wahrhaft begreifen lernen können, und in wiefern unsre Gedanken und die Intensität unsrer Aufmerksamkeit durch dieselbe bestimmt werden, oder sie bestimmen, und dadurch von der Natur losreißen und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit verderben. Man sieht wohl, daß diese innern Verhältnisse und Einrichtungen unsers Körpers vor allen Dingen erforscht werden müssen, ehe wir diese Frage zu beantworten und in die Natur der Dinge zu dringen hoffen können. Es ließe sich jedoch auch denken, daß wir überhaupt erst uns mannichfach im Denken müßten geübt haben, ehe wir uns an dem innern Zusammenhang unsers Körpers versuchen und seinen Verstand zum Verständniß der Natur gebrauchen könnten, und da wäre freylich nichts natürlicher, als alle mögliche Bewegungen des Denkens hervorzubringen und eine Fertigkeit in diesem Geschäft, so wie eine Leichtigkeit zu erwerben, von Einer zur Andern überzugehen und sie mannichfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende müßte man alle Eindrücke aufmerksam betrachten, das dadurch entstehende Gedankenspiel ebenfalls genau bemerken, und sollten dadurch abermals neue Gedanken entstehn, auch diesen zusehn, um so allmählich ihren Mechanismus zu erfahren und durch eine oftmalige Wiederholung die mit jedem Eindruck beständig verbundnen Bewegungen von den übrigen unterscheiden und behalten zu lernen. Hätte man dann nur erst einige Bewegungen, als Buchstaben der Natur, herausgebracht, so würde das Dechiffriren immer leichter von statten gehn, und die Macht über die Gedankenerzeugung

und Bewegung den Beobachter in Stand setzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck, Naturgedanken hervorzubringen und Naturcompositionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es ist wohl viel gewagt, sagte ein Anderer, so aus den äußerlichen Kräften und Erscheinungen der Natur sie zusammensetzen zu wollen, und sie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar gestalteten Fall, bald für eine Zweyheit oder Dreyheit, oder für irgend eine andere seltsamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daß sie das Erzeugniß eines unbegreiflichen Einverständnisses unendlich verschiedner Wesen wäre, das wunderbare Band der Geisterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laß es gewagt seyn, sprach ein Dritter; je willkührlicher das Netz gewebt ist, das der kühne Fischer auswirft, desto glücklicher ist der Fang. Man ermuntre nur jeden, seinen Gang so weit als möglich fortzusetzen, und jeder sey willkommen, der mit einer neuen Fantasie die Dinge überspinnt. Glaubst du nicht, daß es gerade die gut ausgeführten Systeme seyn werden, aus denen der künftige Geograph der Natur die Data zu seiner großen Naturkarte nimmt? Sie wird er vergleichen, und diese Vergleichung wird uns das sonderbare Land erst kennen lehren. Die Erkenntniß der Natur wird aber noch himmelweit von ihrer Auslegung verschieden seyn. Der eigentliche Chiffrirer wird vielleicht dahin kommen, mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erscheinungen in Bewegung zu setzen, er wird auf der Natur, wie auf einem großen Instrument fantasiren können, und doch wird er die Natur nicht verstehn. Dies ist die Gabe des Naturhistorikers, des Zeitensehers, der vertraut mit der Geschichte der Natur, und bekannt mit der Welt, diesem höheren Schauplatz der Naturgeschichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt und weissagend verkündigt. Noch

ist dieses Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Gesandte haben einzelne Worte dieser höchsten Wissenschaft fallen lassen, und es ist nur zu verwundern, daß die ahndungsvollen Geister sich diese Ahndung haben entgehn lassen, und die Natur zur einförmigen Maschine, ohne Vorzeit und Zukunft, erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geschichte, und die Natur, dieses einzige Ganze, womit der Mensch sich vergleichen kann, sollte nicht so gut wie der Mensch in einer Geschichte begriffen seyn, oder welches eins ist, einen Geist haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn sie keinen Geist hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menschheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieser geheimnißvollen Frage, oder die Frage zu dieser unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur den Menschen seyn kann, begann ein schöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen sagen, daß sich die Menschheit in ihnen in der vollkommensten Auflösung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen seinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles finden sie in der Natur. Ihnen allein bleibt die Seele derselben nicht fremd, und sie suchen in ihrem Umgang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umsonst. Für sie hat die Natur alle Abwechselungen eines unendlichen Gemüths, und mehr als der geistvollste, lebendigste Mensch überrascht sie durch sinnreiche Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarrerieen. Der unerschöpfliche Reichthum ihrer Fantasie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufsuchen. Alles weiß sie zu verschönern, zu beleben, zu bestätigen, und wenn auch im Einzelnen ein bewußtloser, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrschen scheint, so sieht doch das tiefer sehende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menschlichen Herzen im Zusammentreffen und in der Folge

der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind ist eine Luftbewegung, die manche äußere Ursachen haben kann, aber ist er dem einsamen, sehnsuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorübersaust, von geliebten Gegenden herweht und mit tausend dunkeln, wehmüthigen Lauten den stillen Schmerz in einen tiefen melodischen Seufzer der ganzen Natur aufzulösen scheint? Fühlt nicht so auch im jungen bescheidnen Grün der Frühlingswiesen der junge Liebende seine ganze blumenschwangre Seele mit entzückender Wahrheit ausgesprochen, und ist je die Ueppigkeit einer nach süßer Auflösung in goldnen Wein lüsternen Seele köstlicher und erwecklicher erschienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die sich unter den breiten Blättern halb versteckt? Man beschuldigt die Dichter der Uebertreibung und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache gleichsam nur zu gute, ja man begnügt sich ohne tiefere Untersuchung, ihrer Fantasie jene wunderliche Natur zuzuschreiben, die manches sieht und hört, was andere nicht hören und sehen, und die in einem lieblichen Wahnsinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben schaltet und waltet; aber mir scheinen die Dichter noch bey weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnden und mit der Fantasie nur so zu spielen, wie ein Kind mit dem Zauberstabe seines Vaters spielt. Sie wissen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan sind, welche Welten ihnen gehorchen müssen. Ist es denn nicht wahr, daß Steine und Wälder der Musik gehorchen und, von ihr gezähmt, sich jedem Willen wie Hausthiere fügen? — Blühen nicht wirklich die schönsten Blumen um die Geliebte und freuen sich, sie zu schmücken? Wird für sie der Himmel nicht heiter und das Meer nicht eben? — Drückt nicht die ganze Natur, so gut wie das Gesicht und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zustand eines jeden der höheren, wunderbaren Wesen aus, die wir Menschen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn

ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmüthig in seine Wellen hinabschaue, und die Gedanken in seinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein lustiges Kind oder ein Wilder die Thiere verstehn. — Ob jemand die Steine und Gestirne schon verstand, weiß ich nicht, aber gewiß muß dieser ein erhabnes Wesen gewesen seyn. In jenen Statuen, die aus einer untergegangenen Zeit der Herrlichkeit des Menschengeschlechts übrig geblieben sind, leuchtet allein so ein tiefer Geist, so ein seltsames Verständniß der Steinwelt hervor und überzieht den sinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachsen scheint. Das Erhabne wirkt versteinernd, und so dürften wir uns nicht über das Erhabne der Natur und seine Wirkungen wundern, oder nicht wissen, wo es zu suchen sey. Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu Stein geworden seyn? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menschen?

Ueber diese Rede war der, welcher zuerst gesprochen hatte, in tiefe Betrachtung gesunken, die fernen Berge wurden buntgefärbt, und der Abend legte sich mit süßer Vertraulichkeit über die Gegend. Nach einer langen Stille hörte man ihn sagen: Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entstehen lassen. Bey dieser Unternehmung muß man sich bloß von der göttlichen Sehnsucht nach Wesen, die uns gleich sind, und den nothwendigen Bedingungen, dieselben zu vernehmen, bestimmen lassen; denn wahrhaftig die ganze Natur ist nur als Werkzeug und Medium des Einverständnisses vernünftiger Wesen begreiflich. Der denkende Mensch kehrt zur ursprünglichen Function seines Daseyns, zur schaffenden Betrachtung, zu jenem Punkte zurück, wo Hervorbringen und Wissen in der wundervollsten Wechselverbindung standen, zu jenem schöpferischen Moment des eigentlichen Genusses, des innern Selbstempfängnisses. Wenn er nun ganz in die Beschauung dieser Urerscheinung

versinkt, so entfaltet sich vor ihm, in neu entstehenden Zeiten und Räumen, wie ein unermeßliches Schauspiel, die Erzeugungsgeschichte der Natur, und jeder feste Punkt, der sich in der unendlichen Flüssigkeit ansetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die sorgfältige Beschreibung dieser innern Weltgeschichte ist die wahre Theorie der Natur; durch den Zusammenhang seiner Gedankenwelt in sich und ihre Harmonie mit dem Universum bildet sich von selbst ein Gedankensystem zur getreuen Abbildung und Formel des Universums. Aber die Kunst des ruhigen Beschauens, der schöpferischen Weltbetrachtung ist schwer; unaufhörliches ernstes Nachdenken und strenge Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beyfall der mühescheuenden Zeitgenossen, sondern nur eine Freude des Wissens und Wachens, eine innigere Berührung des Universums seyn.

Ja, sagte der Zweyte, nichts ist so bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Ueberall scheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts sind alle Naturkräfte thätig, und so repräsentirt und verwandelt sie sich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüthen und Früchte zusammen, und ist, mitten in der Zeit, gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß, in welche eigne Art von Ferne sie ebenfalls wirkt, und ob nicht dieses Natursystem nur eine Sonne ist im Universo, die durch Bande an dasselbe geknüpft ist, durch ein Licht und einen Zug und Einflüsse, die zunächst in unserm Geiste sich deutlicher vernehmen lassen, und aus ihm heraus den Geist des Universums über diese Natur ausgießen, und den Geist dieser Natur an andere Natursysteme vertheilen.

Wenn der Denker, sprach der Dritte, mit Recht als Künstler den thätigen Weg betritt, und durch eine geschickte Anwendung seiner geistigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, räthselhaft scheinende Figur zu reduciren sucht, ja

man möchte sagen, die Natur tanzt — und mit Worten die Linien der Bewegungen nachschreibt, so muß der Liebhaber der Natur dieses kühne Unternehmen bewundern, und sich auch über das Gedeihen dieser menschlichen Anlage freuen. Billig stellt der Künstler die Thätigkeit oben an, denn sein Wesen ist Thun und Hervorbringen mit Wissen und Willen, und seine Kunst ist, sein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf seine Art nachbilden zu können, und darum wird das Princip seiner Welt Thätigkeit, und seine Welt seine Kunst. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit sichtbar, und nur der gedankenlose Mensch wirft die unleserlichen, wunderlich gemischten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Priester diese neue, erhabene Meßkunst auf den Altar zu der magnetischen Nadel, die sich nie verirrt, und zahllose Schiffe auf dem pfadlosen Ozean zu bewohnten Küsten und den Häfen des Vaterlandes zurück führte. Außer dem Denker giebt es aber noch andre Freunde des Wissens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugethan, und also ohne Beruf zu dieser Kunst, lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige sind geschäftig und nehmen im Vertrauen auf die Allgegenwart und die innige Verwandtschaft der Natur, mithin auch im Voraus von der Unvollständigkeit und der Continuität alles Einzelnen überzeugt, irgend eine Erscheinung mit Sorgfalt auf, und halten den in tausend Gestalten sich verwandelnden Geist derselben mit stetem Blicke fest, und gehn dann an diesem Faden durch alle Schlupfwinkel der geheimen Werkstätte, um eine vollständige Verzeichnung dieser labyrinthischen Gänge entwerfen zu können. Sind sie mit dieser mühseligen Arbeit fertig, so ist auch unvermerkt ein höherer Geist über sie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte zu reden und jedem Suchenden seinen Weg vorzuschreiben. Unermeßlicher Nutzen

segnet ihre mühsame Arbeit, und der Grundriß ihrer Karte wird auf eine überraschende Weise mit dem Systeme des Denkers übereinstimmen, und sie werden diesem zum Trost gleichsam den lebendigen Beweis seiner abstrakten Sätze unwillkührlich geführt haben. Die Müßigsten unter ihnen erwarten kindlich von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunst verehrter Wesen die ihnen nützliche Kenntniß der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerksamkeit in diesem kurzen Leben nicht Geschäften widmen und dem Dienste der Liebe entziehn. Durch frommes Betragen suchen sie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzutheilen, unbekümmert um das große Schauspiel der Kräfte, ruhig ihrem Schicksale in diesem Reiche der Macht ergeben, weil das innige Bewußtseyn ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Wesen sie erfüllt, und die Natur sie nur als Abbild und Eigenthum derselben rührt. Was brauchen diese glücklichen Seelen zu wissen, die das beste Theil erwählt haben, und als reine Flammen der Liebe in dieser irdischen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf umhergetriebenen Schiffen, als Zeichen des überströmenden himmlischen Feuers lodern? Oft erfahren diese liebenden Kinder in seligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimnissen der Natur, und thun sie in unbewußter Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forscher, um jedes Kleinod zu sammeln, was sie in ihrer Unschuld und Freude haben fallen lassen, ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dichter und sucht durch seine Gesänge diese Liebe, diesen Keim des goldnen Alters, in andre Zeiten und Länder zu verpflanzen.

Wem regt sich nicht, rief der Jüngling mit funkelndem Auge, das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen als Liebe und Wollust hat, sich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflösender Dunst, und er

bebend in süßer Angst in den dunkeln lockenden Schoos der Natur versinkt, die arme Persönlichkeit in den überschlagenden Wogen der Lust sich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verschluckender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was ist die überall erscheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren süße Frucht in wollüstigen Tropfen herunterthaut. Das Wasser, dieses erstgeborne Kind luftiger Verschmelzungen, kann seinen wollüstigen Ursprung nicht verläugnen und zeigt sich als Element der Liebe und der Mischung mit himmlischer Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weisen im Wasser den Ursprung der Dinge gesucht, und wahrlich sie haben von einem höhern Wasser, als dem Meer- und Quellwasser gesprochen. In jenem offenbaret sich nur das Urflüssige, wie es im flüssigen Metall zum Vorschein kommt, und darum mögen die Menschen es immer auch nur göttlich verehren. Wie wenige haben sich noch in die Geheimnisse des Flüssigen vertieft, und manchem ist diese Ahndung des höchsten Genusses und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durste offenbaret sich diese Weltseele, diese gewaltige Sehnsucht nach dem Zerfließen. Die Berauschten fühlen nur zu gut diese überirdische Wonne des Flüssigen, und am Ende sind alle angenehme Empfindungen in uns mannichfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewässer in uns. Selbst der Schlaf ist nichts als die Flut jenes unsichtbaren Weltmeers, und das Erwachen das Eintreten der Ebbe. Wie viele Menschen stehn an den berauschenden Flüssen und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie diese Wellen lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, diesen schwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden, liebten und erzeugten sich die Geschlechter der Menschen in ewigen Spielen; wurden besucht von den Kindern des Himmels, und erst in jener großen

Begebenheit, welche heilige Sagen die Sündflut nennen, ging diese blühende Welt unter; ein feindliches Wesen schlug die Erde nieder, und einige Menschen blieben geschwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge in der fremden Welt zurück. Wie seltsam, daß gerade die heiligsten und reitzendsten Erscheinungen der Natur in den Händen so todter Menschen sind, als die Scheidekünstler zu seyn pflegen! sie, die den schöpferischen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniß der Liebenden, Mysterien der höhern Menschheit seyn sollten, werden mit Schaamlosigkeit und sinnlos von rohen Geistern hervorgerufen, die nie wissen werden, welche Wunder ihre Gläser umschließen. Nur Dichter sollten mit dem Flüssigen umgehn, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkstätten wären Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menschen ihre Flamme und ihre Flüsse verehren und sich ihrer rühmen. Wie glücklich würden die Städte sich wieder dünken, die das Meer oder ein großer Strom bespült, und jede Quelle würde wieder die Freystätte der Liebe und der Aufenthalt der erfahrnen und geistreichen Menschen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Wasser, und jeder Strom verspricht ihnen, in die bunte Ferne, in schönere Gegenden sie zu führen. Es ist nicht blos Wiederschein, daß der Himmel im Wasser liegt, es ist eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarschaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die unermeßliche Höhe will, so versinkt die glückliche Liebe gern in die endlose Tiefe. Aber es ist umsonst, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgeborner lernt nicht sehen, und wenn man ihm noch so viel von Farben und Lichtern und fernen Gestalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein innres naturerzeugendes und absonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von selbst, überall die Natur an allem erkennt und unterscheidet, und mit angeborner Zeugungslust, in inniger mannichfaltiger

Verwandtschaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Natursinn hat, der genießt die Natur, indem er sie studirt, und freut sich ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, ihrer Unerschöpflichkeit im Genusse, und bedarf nicht, daß man ihn mit unnützen Worten in seinen Genüssen störe. Ihm dünkt vielmehr, daß man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug von ihr reden, nicht ungestört und aufmerksam genug sie beschauen kann. Er fühlt sich in ihr, wie am Busen seiner züchtigen Braut, und vertraut auch nur dieser seine erlangten Einsichten in süßen vertraulichen Stunden. Glücklich preis' ich diesen Sohn, diesen Liebling der Natur, dem sie verstattet, sie in ihrer Zweyheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewigdauernde Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüsse, eine Kette der Wollust, und seine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus seyn.

Unter dieser Rede hatte sich der Lehrer mit seinen Lehrlingen der Gesellschaft genähert. Die Reisenden standen auf und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. Eine erfrischende Kühlung verbreitete sich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen. Der Lehrer ließ einen jener seltnen leuchtenden Steine bringen, die man Karfunkel nennt, und ein hellrothes, kräftiges Licht goß sich über die verschiednen Gestalten und Kleidungen aus. Es entspann sich bald eine freundliche Mittheilung unter ihnen. Während eine Musik aus der Ferne sich hören ließ, und eine kühlende Flamme aus Krystallschaalen in die Lippen der Sprechenden hineinloderte, erzählten die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reisen. Voll Sehnsucht und Wißbegierde hatten sie sich aufgemacht, um die Spuren jenes verlohren gegangenen Urvolks zu suchen, dessen entartete und ver-

wilderte Reste die heutige Menschheit zu seyn schiene, dessen hoher Bildung sie noch die wichtigsten und unentbehrlichsten Kenntnisse und Werkzeuge zu danken hat. Vorzüglich hatte sie jene heilige Sprache gelockt, die das glänzende Band jener königlichen Menschen mit überirdischen Gegenden und Bewohnern gewesen war, und von der einige Worte, nach dem Verlaut mannichfaltiger Sagen, noch im Besitz einiger glücklichen Weisen unter unsern Vorfahren gewesen seyn mögen. Ihre Aussprache war ein wunderbarer Gesang, dessen unwiderstehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindrangen, und sie zerlegten. Jeder ihrer Namen schien das Loosungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit schöpferischer Gewalt erregten diese Schwingungen alle Bilder der Welterscheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht sagen, daß das Leben des Universums ein ewiges, tausendstimmiges Gespräch sey; denn in ihrem Sprechen schienen alle Kräfte, alle Arten der Thätigkeit auf das Unbegreiflichste vereinigt zu seyn. Die Trümmer dieser Sprache, wenigstens alle Nachrichten von ihr, aufzusuchen, war ein Hauptzweck ihrer Reise gewesen, und der Ruf des Alterthums hatte sie auch nach Sais gezogen. Sie hofften hier von den erfahrnen Vorstehern des Tempelarchivs wichtige Nachrichten zu erhalten, und vielleicht in den großen Sammlungen aller Art selbst Aufschlüsse zu finden. Sie baten den Lehrer um die Erlaubniß, eine Nacht im Tempel schlafen, und seinen Lehrstunden einige Tage beywohnen zu dürfen. Sie erhielten was sie wünschten, und freuten sich innig, wie der Lehrer aus dem Schatze seiner Erfahrungen ihre Erzählungen mit mannichfaltigen Bemerkungen begleitete, und eine Reihe lehrreicher und anmuthiger Geschichten und Beschreibungen vor ihnen entwickelte. Endlich kam er auch auf das Geschäft seines Alters, den unterschiednen Natursinn in jungen Gemüthern zu erwecken, zu üben, zu schärfen, und ihn mit

den andern Anlagen zu höheren Blüthen und Früchten zu verknüpfen.

Ein Verkündiger der Natur zu seyn, ist ein schönes und heiliges Amt, sagte der Lehrer. Nicht der bloße Umfang und Zusammenhang der Kenntnisse, nicht die Gabe, diese Kenntnisse leicht und rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen, und die eigenthümlichen fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauschen, selbst nicht die Geschicklichkeit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerscheinungen in leicht faßliche und treffend beleuchtete Gemählde zu ordnen, die entweder durch den Reitz der Zusammenstellung und den Reichthum des Inhalts die Sinne spannen und befriedigen, oder den Geist durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dies macht noch nicht das ächte Erforderniß eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas anders zu thun ist, als um die Natur, dem ist es vielleicht genug, aber wer eine innige Sehnsucht nach der Natur spürt, wer in ihr alles sucht, und gleichsam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Thuns ist, der wird nur den für seinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr spricht, dessen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die sich wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen. Die ursprünglich günstige Anlage eines solchen natürlichen Gemüths muß durch unablässigen Fleiß von Jugend auf, durch Einsamkeit und Stillschweigen, weil vieles Reden sich nicht mit der steten Aufmerksamkeit verträgt, die ein solcher anwenden muß, durch kindliches, bescheidnes Wesen und unermüdliche Geduld unterstützt und ausgebildet seyn. Die Zeit läßt sich nicht bestimmen, wie bald einer ihrer Geheimnisse theilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erst im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forscher wird nie alt, jeder ewige Trieb ist außer dem Gebiete der Lebenszeit, und je mehr die äußere

Hülle verwittert, desto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern. Auch haftet diese Gabe nicht an äußerer Schönheit, oder Kraft, oder Einsicht, oder irgend einem menschlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geschlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsstriche hat es Menschen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen ausersehn und durch inneres Empfängniß beglückt waren. Oft schienen diese Menschen einfältiger und ungeschickter zu seyn, als Andere, und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des großen Haufens. Es ist sogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverständniß bey großer Beredsamkeit, Klugheit, und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn und ein schlichtes Wesen hervorbringt oder begleitet. In den Werkstätten der Handwerker und Künstler, und da, wo die Menschen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur sind, als da ist beym Ackerbau, bey der Schifffahrt, bey der Viehzucht, bey den Erzgruben, und so bey vielen andern Gewerben, scheint die Entwickelung dieses Sinns am leichtesten und öftersten statt zu finden. Wenn jede Kunst in der Erkenntniß der Mittel, einen gesuchten Zweck zu erreichen, eine bestimmte Wirkung und Erscheinung hervorzubringen, und in der Fertigkeit, diese Mittel zu wählen und anzuwenden besteht, so muß derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverständniß mehreren Menschen gemein zu machen, diese Anlage in den Menschen vorzüglich zu entwickeln und zu pflegen, zuerst auf die natürlichen Anlässe dieser Entwicklung sorgfältig zu achten, und die Grundzüge dieser Kunst der Natur abzulernen suchen. Mit Hülfe dieser erlangten Einsichten wird er sich ein System der Anwendung dieser Mittel bey jedem gegebenen Individuum, auf Versuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, sich dieses System bis zur andern Natur aneignen, und dann mit Enthusiasmus

sein belohnendes Geschäft anfangen. Nur diesen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andre bloße Naturalist nur zufällig und sympathetisch, wie ein Naturerzeugniß selbst, den Sinn für die Natur erwecken wird.

Dialogen, Tagebücher, Entwürfe.

1.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Presse.

A. Welche Last Buchstaben — welche ungeheure Abgabe von der Zeit.

B. Du scheinst zu den Omaristen zu gehören, wenn es erlaubt ist, euch nach dem Consequentesten unter euch zu benennen.

A. Du willst doch nicht den Lobredner dieser Büchersenche machen?

B. Warum den Lobredner? — Aber ich freue mich im Ernst über die jährliche Zunahme dieses Handlungsartikels, bey dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baaren Gewinn bringt. Es sind doch bey uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf als bey unsren Nachbarn zusammengenommen; die Entdeckung dieser mächtigen Minen in Deutschland, die mehr als Potosi und Brasilien sind, und die wahrhaftig eine größere Revolution machen und machen werden, als die Entdeckung von America, fällt in die Mitte dieses Jahrhunderts. Wie haben wir nicht seitdem schon an wissenschaftlicher Gewinnung, Aufbereitung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenommen. Wir holen jezt überall die rohen Erze oder die schönen Formen zusammen — schmelzen jene um und wissen diese nachzuahmen und zu übertreffen. Und du willst, daß wir alles zuschütten und zu der rohen Armuth unsrer Väter zurückkehren sollen! Ist es nicht wenigstens eine Veranlassung zur Thätigkeit? Und ist nicht jede Thätigkeit lobenswerth?

A. So läßt sich nichts dagegen einwenden, aber nun laß uns doch die große Kunst und das edle Metall näher beleuchten.

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des Einzelnen laß ich nicht gelten. So etwas will im Ganzen angesehn seyn.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern ist selbst ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja, wenn es ein planmäßiger Fortschritt wäre! wenn jedes Buch irgendwo eine Lücke ausfüllte — und so jede Messe gleichsam ein systematisches Glied in der Bildungskette wäre! So wäre eine jede Messe eine nothwendige Periode, und so entstände aus zweckmäßigen Fortschritten endlich ein vollendeter Weg zur idealischen Bildung. — Ein solcher systematischer Katalog — wie viel kleiner an Volum, und wie viel größer an Gewicht!

B. Es geht dir und vielen, wie den Juden. Sie hoffen ewig auf den Messias, und dieser ist schon längst da. Glaubst du denn, daß das Menschenschicksal oder, wenn du willst, die Natur der Menschheit erst nöthig hat, unsre Hörsäle zu frequentiren, um zu erfahren, was ein System ist? Mir scheint es, als wenn unsre Systematiker noch bey ihr in die Schule gehn könnten. Die Zufälle sind die einzelnen Thatsachen; die Zusammenstellung der Zufälle, ihr Zusammentreffen ist nicht wieder Zufall, sondern Gesetz — Erfolg der tiefsinnigsten, planmäßigsten Weisheit. Es ist kein Buch im Meßkatalog, das nicht seine Frucht getragen hat, und hätt es auch nur den Boden gedüngt, auf den es wuchs. Wir glauben viele Tautologieen zu finden. Dort, wo sie entstanden, belebten sie doch diese und jene Ideen vorzüglich. Sie sind nur für das Ganze, für uns Tautologieen; der schlechteste Roman hat wenigstens den Freunden und Freundinnen des Verfassers ein Vergnügen gewährt. Armselige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publikum, ihre

Anhänger und wircken in typographischer Rüstung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leser — und so durchaus.

A. Du scheinst die nachtheiligen Folgen des Lesens und den ungeheuren Kostenaufwand auf diesen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergessen.

B. Lieber! — Ist nicht das Geld zum Beleben da? Warum soll es nun nicht auch diesem Bedürfniß unsrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beseelen und befriedigen? In Ansehung der nachtheiligen Folgen, so bitt ich dich nur um ein augenblickliches ernstes Nachdenken, weil ein solcher Einwurf von dir mich beynah ärgert.

A. Ich weiß, wo du hin willst, und ich wünsche in der That nicht die ächten Philister-Bedenklichkeiten zu den Meinigen zu machen, indeß hast du nicht oft selbst genug über dein Bücherlesen geklagt? hast du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur gesprochen?

B. Es kann seyn, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Misverständnissen geben könnten; aber, abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Aeußerungen mismuthiger Augenblicke sind, wo man nicht allgemein, sondern wie die Leidenschaft und Laune einseitig spricht, so hab ich mich damit mehr über die unvermeidliche Schwäche unsrer Natur, ihren Gewöhnungs- und Verwöhnungshang, und nicht im Grunde über die Chifferwelt beschwert. Diese kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr sehn und unsre fünf leiblichen Sinne beynah so gut wie nicht mehr haben. Warum haften wir uns so einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerstock?

A. Wenn das aber so fortgeht, so wird man am Ende keine ganze Wissenschaft mehr studiren können. So ungeheuer wächst der Umfang der Litteratur.

B. Glaube das nicht. Uebung macht den Meister, und auch im Bücherlesen. Du lernst dich bald auf deine Leute verstehn. Man hat oft nicht zwey Seiten dem Autor zugehört,

so weiß man schon, wen man vor sich hat. Oft ist der Titel selbst physiognomisch lesbar genug. Auch die Vorrede ist ein subtiler Büchermesser. Die Klügern lassen deshalb jezt diesen verrätherischen Inhaltsanzeiger gewöhnlich weg, und die Bequemen thun es, weil eine gute Vorrede schwerer ist, wie das Buch — denn, wie der junge revolutionaire Lessing sich ausdrückt, so ist die Vorrede Wurzel und Quadrat des Buchs zugleich, und ich füge hinzu, mithin nichts anders, als die ächte Recension desselben.

Die Citaten- und Kommentar-Manier der ältern Philologen, was war sie, als Kind der Armuth an Büchern und des Ueberflusses an litterairischem Geist?

A. Ich weiß aber nicht, mir sind der vortrefflichen Bücher selbst zu viel. Wie lange bring ich nicht bey Einem guten Buche zu, oder vielmehr, jedes gute Buch wird mir zum Vehikel lebenslänglicher Beschäftigung — zum Gegenstand eines nie sich erschöpfenden Genusses. Warum schränkst du dich denn nur auf wenig gute und geistvolle Menschen ein? Ist es nicht aus demselben Grunde? Wir sind nun einmal so eingeschränkt, daß wir nur weniges ganz genießen können! Und ist es nicht am Ende besser, Einen schönen Gegenstand sich durchaus zuzueignen, als an hunderten vorbeyzustreichen, überall zu nippen, und so mit vielen, oft sich widersprechenden, halben Genüssen zeitig genug sich die Sinne abzustumpfen, ohne etwas dabey auf ewig gewonnen zu haben?

B. Du sprichst wie ein Religios. Leider triffst du einen Pantheisten in mir, dem die unermeßliche Welt gerade weit genug ist. Ich schränke mich auf wenig gute und geistvolle Menschen ein — weil ich muß. Wo hab ich denn mehr? So mit Büchern. Die Büchermacherey wird mir noch bey weitem nicht gehörig ins Große getrieben. Wenn ich das Glück hätte, Vater zu seyn — Kinder könnt ich nicht genug haben, nicht etwa zehn bis zwölf, hundert wenigstens.

A. Nicht auch Frauen, Vielhaber?

B. Nein, nur Eine, im vollen Ernste.

A. Welche bizarre Inconsequenz!

B. Nicht bizarrer und nicht mehr Inconsequenz, als nur Einen Geist in mir, und nicht hundert. So wie mein Geist sich in Hundert und Millionen Geister verwandeln soll, so meine Frau in so viel Weiber, als es giebt. Jeder Mensch ist ohne Maaß veränderlich. Wie mit den Kindern, so mit den Büchern. Ich möchte eine ganze Büchersammlung aus allen Kunst- und Wissenschaftsarten, als Werck meines Geistes, vor mir sehn. Und so mit allen. Wilhelm Meisters Lehrjahre haben wir jezt allein. Wir sollten so viel Lehrjahre, in demselben Geist geschrieben, besitzen, als nur möglich wären — die sämmtlichen Lehrjahre aller Menschen, die je gelebt hätten.

A. Jezt höre auf. Mir schwindelt schon. Morgen mehr. Dann bin ich wieder im Stande, einige Gläser von deinem Lieblingswein mit dir zu trinken.

2.

A. Hast du heute Lust mir deine Ideen über die Schriftstellerey, und sonst, weiter mitzutheilen, — ich hoffe einen lebhaften paradoxen Stoß ertragen zu können, und wenn du mich in Schwung bringst, so helfe ich dir vielleicht. Du weißt, wenn der Träge nur erst in Bewegung ist, so ist er auch desto unaufhaltsamer und kühner.

B. Natürlich, je schwerer ein Ding Kraft äußert, desto mehr Kraft kann es aufnehmen — und mit dieser Bemerckung ständen wir vor der deutschen Litteratur, — die die Wahrheit derselben auffallend bestätigt. Ihre Capacität ist ungeheuer. Es dürfte ihr kein empfindlicher Vorwurf seyn, daß sie nicht leicht zu Filigranarbeiten zu benutzen sey. Indeß ist doch das nicht zu läugnen, daß sie in Masse den

alten Heerhaufen ihres Volks gleicht, die im Kampfe von Mann zu Mann wohl zehn römische Heere besiegt haben würden; aber freylich in Masse, durch Gesammtheit, Zucht, gut verbundne, leichte Bewegung und Uebersicht der schicklichen Situation leicht zu werfen waren.

A. Glaubst du, daß ihre Geschwindigkeit und Kraft noch im Zunehmen, oder doch wenigstens noch im Zeitraum der gleichförmig beschleunigten Bewegung ist?

B. Im Zunehmen allerdings — und zwar so, daß sich ihr Kern immer mehr von der lockern Materie, die ihn umgab und seine Bewegung aufhielt, scheidet und säubert. Bey einem Wesen, wie eine Litteratur, findet der Fall Statt, daß die Kraft, die ihm den Stoß gab, bey vordringender Kraft in dem Verhältniß wächst, als seine Geschwindigkeit zunimmt, und daß sich also seine Capacität eben so vermehrt. Du siehst, daß es hier auf eine Unendlichkeit abgesehn ist. Es sind zwey veränderliche Factoren, die im wachsenden Wechselverhältniß stehn, und deren Produkt hyperbolisch fortschreitet. Um aber das Bild deutlicher zu machen, müssen wir uns erinnern, daß wir nicht mit einer Größenbewegung und Ausdehnung, sondern mit einer veredelnden Variation (Verschiedenung) von Beschaffenheiten, deren Inbegriff wir Natur nennen, zu thun haben. Den Einen jener veränderlichen Factoren wollen wir die Sinnfähigkeit — Organibilität — Belebungsfähigkeit nennen, worin denn zugleich die Variabilität mitbegriffen ist. Der Andre sey uns die Energie, Ordnung und Mannichfaltigkeit der erregenden Potenzen. Denke dir beyde in Wechselzunahme durchaus und schließe dann auf die Produktenreihe. Mit der Einfachheit wächst der Reichthum, mit der Harmonie die Volltönigkeit, die Selbst- und Vollständigkeit des Gliedes mit der des Ganzen: innre Vereinigung mit äußerer Verschiedenheit.

A. So treffend und schmeichelhaft auch dies Bild der Geschichte unserer Schriftwelt seyn kann, so ist es mir doch

noch zu unverständlich, zu gelehrt. Ich verstehe es nur so obenhin, indeß mag das gut seyn, — und ich bitte dich statt einer unerklärbaren Erklärung lieber die ewige Schneelinie zu verlassen, und so plan als möglich mit mir über einige Erscheinungen am Fuße des Berges und aus dem Pflanzenstriche zu reden. Hier bist du den Göttern nicht so nah, und ich habe keine Orakelsprache zu befürchten. — — —

1.

Das Leben ist sehr kurz.

Mir kommt es sehr lang vor.

Es ist kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz seyn sollte.

Wer lebt denn? Sind Sie es nicht, der bey dem Unangenehmen verweilt und bey dem Angenehmen vorbeyfliegt? —

Das ist eben das Schlimme, daß ich mich hierinn nicht ändern kann; so wenig, als Sie. Das Angenehme befördert unsre Kraft — das Unangenehme hemmt sie.

Nun und Sie merken doch hier Unvollständigkeit?

Leider nur zu lebhaft.

Wer heißt Sie dieser Indication nicht folgen?

Was für einer Indication?

Daß Sie das, was Sie wünschen, nicht erwarten, sondern aufsuchen sollen. Merken Sie nicht, daß Sie an sich selbst verwiesen werden?

Zur Geduld, das weiß ich schon lange.

Nicht auch zur Hülfe?

Der Krancke läßt den Arzt rufen, weil er sich nicht helfen kann.

Wenn nun aber der Arzt gerade zur Arzney dem Krancken Anstrengung seines Verstandes vorschreibt? Wer sich selbst fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihm sich selbst verschreibt.

Vergessen Sie nicht, daß wir von der Länge und Kürze des Lebens ausgiengen.

Die Anwendung ist kurz und leicht wie der frohe Genuß — und lang und mühsam, wie Duldung. In jener Rücksicht geb ich sie Ihnen — In dieser bleibt sie Ihnen selbst überlassen. Mäßigen Sie das allzuschnelle Strömen der Kraft in der Freude durch Nachdenken. Beschleunigen Sie den trägen Fortschritt durch regelmäßige Thätigkeit.

Am Ende ist Ihr Recept doch nicht das, was ich suche. Sie verordnen eine Mixtur durch Verdünnung. Halb nehm ichs mit Dank an.

Lieber, Sie sind kein Chymist, sonst würden Sie wissen, daß durch ächte Mischung ein Drittes entsteht, was beydes zugleich, und mehr als Beydes einzeln ist.

2.

Sie haben doch Recht gehabt. Unsre Unterhaltung hat mich auf ein interessantes Resultat geführt.

Nun ist die Reihe des Belehrtwerdens an mir. Ein Wechsel, den allein ächter Umgang gewährt.

Sie haben mir einen Weg durch die Zweifel über den Werth der Lust gebahnt. Ich begreife nun, daß unsre ursprüngliche Existenz, wenn ich mich so ausdrücken darf, Lust ist. Die Zeit entsteht mit der Unlust. Daher alle Unlust so lang und alle Lust so kurz. Absolute Lust ist ewig — außer aller Zeit. Relative Lust mehr oder weniger Ein ungetheilter Moment.

Sie begeistern mich — nur wenig Schritte noch und wir stehn auf der Höhe der innern Welt.

Ich weiß, welche Schritte Sie meynen. Unlust ist, wie die Zeit, endlich. Alles Endliche entsteht aus Unlust. So unser Leben.

Ich löse Sie ab — und fahre fort. Das Endliche ist

endlich — Was bleibt? Absolute Lust, Ewigkeit, unbedingtes Leben. Und was haben wir in der Zeit zu thun, deren Zweck Selbstbewußtseyn der Unendlichkeit ist?

Vorausgesezt, daß sie einen Zweck hat, denn man könnte wohl fragen, ob nicht Zwecklosigkeit gerade die Illusion karacterisirt?

Auch das — indeß was sollen wir zu bewircken suchen? Verwandlung der Unlust in Lust und mit ihr der Zeit in Ewigkeit, durch eigenmächtige Absonderung und Erhebung des Geistes, des Bewußtseyns der Illusion als solcher. Ja, Lieber, und hier an den Säulen des Herkules lassen Sie uns umarmen, im Genuß der Ueberzeugung, daß es bey uns steht, das Leben wie eine schöne, genialische Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel zu betrachten, daß wir schon hier im Geist in absoluter Lust und Ewigkeit seyn können, und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich sey, der fröhlichste aller Gedanken werden kann und soll.

Diese Ansicht des Lebens, als zeitliche Illusion, als Drama möge uns zur andern Natur werden. Wie schnell werden dann trübe Stunden vorüberfliegen, und wie reitzend wird uns nicht so die Vergänglichkeit vorkommen.

A. Bester Freund, schaffen Sie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürsten. Ich grüble nun schon lange, aber die verzweifelten Fürsten stehn mir nicht. Sie verschwinden unter dem Focus meiner Aufmerckſamkeit. Sie müssen nicht feuer- und lichtbeständig seyn. Ist ein Begriff vom Fürsten etwa ein Rahmen um ein Bild der egyptischen Finsterniß?

B. Ein glücklicher Genius hat Sie gerade zu mir geführt. Ein günstiger Zufall hat mich dieses große Geheimniß gelehrt, das sich freylich, wie jedes Geheimniß, parador genug hören läßt:

Fürsten sind Nullen — sie gelten an sich nichts, aber mit Zahlen,
Die sie beliebig erhöhn, neben sich, gelten sie viel.

A. Am Ende, Lieber, was sollen alle diese Hypothesen? Eine einzige wahrhaft beobachtete Thatsache ist doch mehr werth, als die glänzendste Hypothese. Das Hypothesiren ist eine risquante Spielerey. Es wird am Ende leidenschaftlicher Hang zur Unwahrheit, — und vielleicht hat nichts den besten Köpfen und den Wissenschaften mehr geschadet, als diese Renommisterey des fantastischen Verstandes. Diese scientifische Unzucht stumpft den Sinn für Wahrheit gänzlich ab und entwöhnt von strenger Beobachtung, welche doch allein die Basis aller Erweiterung und Entdeckung ist.

B. Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft.
Ist nicht America selbst durch Hypothese gefunden?
Hoch und vor allen lebe die Hypothese, nur sie bleibt
Ewig neu, so oft sie auch schon sich selber besiegte.

Und nun in Prosa die Nutzanwendung. Der Skeptiker, mein Freund, hat so wenig, wie der gemeine Empirismus, das Mindeste zu Erweiterung der Wissenschaft gethan. — Der Skeptiker verleidet höchstens den Hypothetikern den Ort, wo sie stehn, macht ihnen den Boden schwanken; eine sonderbare Art, Fortschritte zu stande zu bringen. Wenigstens ein sehr indirectes Verdienst. Der ächte Hypothetiker ist kein andrer, als der Erfinder, dem vor seiner Erfindung oft schon dunkel das entdeckte Land vor Augen schwebt — der mit dem dunkeln Bilde über der Beobachtung, dem Versuch schwebt — und nur durch freye Vergleichung — durch mannichfache Berührung und Reibung seiner Ideen mit der Erfahrung, endlich die Idee trifft, die sich negativ zur positiven Erfahrung verhält, daß beyde dann auf immer zusammenhängen — und ein neues himmlisches Licht die zur Welt gekommene Kraft umstrahle. —

Die Naturlehre.

Doppelte Wege: vom Einzelnen, vom Ganzen; von innen, von außen. Naturgenie. Mathematik. Göthe. Schelling. Ritter. Die pneumatische Chemie. Das Mittelalter. Naturroman. Vortrag der Physik. Werner. Experimentiren. Ob der Naturlehre eine wahre Einheit zu Grunde liegt.

Höre du, es ist einmal Mode, von der Natur ein vernünftig Wort zu reden — wir müssen auch unsern Beytrag liefern. Nun — was wirds, fange doch an mir zu antworten.

Ich besinne mich schon lange auf einen recht natürlichen Anfang unsers Gesprächs — ich presse meinen natürlichen Verstand, aber der ist vertrocknet, und hat nicht ein bischen Saft mehr.

Wer weiß, welcher Gelehrte ihn ohne dein Wissen als ein herrliches Exemplar zwischen die Blätter seines Herbariums gepreßt hat.

Ich bin doch neugierig, unter welche Klasse er ihn gebracht hat.

Vermuthlich unter die Klasse der Kryptogamisten, denn von Blüthen und Früchten ist keine Spur wahrzunehmen.

Weißt du wohl, daß die Natur uns schon begeistert, wir sind da unvermerckt in die Natur hineingerathen. Du gehörst zu den Realisten, oder auf Deutsch — du bist ein grober Kerl.

Du hast ein wahres Wort gesprochen — ein Wort der Weihe über mich. Ich habe große Anlagen, ein Priester der Natur zu werden.

Meynst du, weil wir dich einen Bauchpfaffen nennen, und die Natur eigentlich nichts als ein großer Bauch ist?

Auch wahr — aber die wahre Anlage besteht in der Grobheit; denn sieh, die Natur ist ganz ungeheuer grob — und wer sie recht kennen lernen will, der muß sie grob anfassen. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Dies Sprüchwort ist für die Naturlehre gemacht, denn sie soll ja hier durch den Verstand gespalten werden. Da müssen unsre Vorfahren rechte Meisterkenner der Natur gewesen seyn, denn nur in Deutschland ist die eigentliche Grobheit entdeckt und cultivirt worden.

Sie paßte recht für unsern Boden — drum sieht es auch jezt recht kahl bey uns aus, da man diese Nationalpflanze vernachläßigt und recht heillos mit diesem Reichthum umgegangen ist. Nur beym gemeinen Mann gedeiht sie noch, und darum ist auch dem die Natur noch grün. Den Vornehmen hat sie längst den Rücken gekehrt und wird ewig den feinen Leuten bereitwillig genug zeigen, wo sie sizt.

Die Definition der Natur hab ich nun als Resultat unsers Gesprächs: sie ist der Inbegriff aller Grobheit.

Daraus lassen sich alle Naturgesetze ableiten, daß sie unaufhörlich grob ist ohne abzusetzen und immer gröber wird — und keine Grobheit die gröbste ist — lex continuitatis.

Daß sie gern gerade zugeht und nicht viel Umstände macht — lex parsimoniae.

Ja, und noch eine Menge unbekannter Gesetze entwickeln sich aus diesem fruchtbaren Begriffe. Aber eben weil wir Philosophen sind, brauchen wir uns um die Ausführung nicht zu bekümmern. Wir haben das Princip, und damit gut — den gemeinen Köpfen bleibt jene überlassen.

Aber sage mir nur, woher kömmts, daß die Natur so verzweifelt selten ist. Die Kunst ist eigentlich das Gewöhnliche.

Ja selten muß sie seyn, denn da sie sich verständlich genug

macht, und gern mit ihrer Natur herausplazt, so müßte sie weit mehr verstanden seyn.

Wer von so übertriebener Künstlichkeit der Kunst besessen ist, der hält eben ihre Grobheit für Kunst, und so wird sie freylich überall misverstanden.

Man wird wahrlich auch zur Natur geboren — und wer recht viel Natur in sich hat — dem ist das alles so natürlich; und was ist davon zu sprechen? Wer davon spricht, der ist ein Stümper ohne Kraft und Saft, denn wovon man spricht, das hat man nicht; das ist ein Axiom.

Drum laß uns auch aufhören, davon zu reden, denn sonst geht unsere Natur durch die Lappen.

Du hast Recht, da hätt' uns bald die Mode einen Streich gespielt — und uns hinterlistig aus unsrer Natur vertrieben. Laß uns auf den Keller gehn — dort ist die Natur zu Hause, daß wir wieder recht natürlich werden.

Nur hüte dich dort vom Weine zu reden — denn wovon man spricht, das hat man nicht.

Wahr, darum sprichst du auch immer vom Verstande. Wenn du von kurzen Ohren sprichst.

Monolog.

Es ist eigentlich um das Sprechen und Schreiben eine närrische Sache; das rechte Gespräch ist ein bloßes Wortspiel. Der lächerliche Irrthum ist nur zu bewundern, daß die Leute meynen — sie sprächen um der Dinge willen. Gerade das Eigenthümliche der Sprache, — daß sie sich blos um sich selbst bekümmern, weiß keiner. Darum ist sie ein so wunderbares und fruchtbares Geheimniß, — daß wenn einer blos spricht, um zu sprechen, er gerade die herrlichsten, originellsten Wahrheiten ausspricht. Will er aber von etwas Bestimmten sprechen, so läßt ihn die launige Sprache das lächerlichste und verkehrteste Zeug sagen. Daraus entsteht

auch der Haß, den so manche ernsthafte Leute gegen die Sprache haben. Sie merken ihren Muthwillen, merken aber nicht, daß das verächtliche Schwatzen die unendlich ernsthafte Seite der Sprache ist. Wenn man den Leuten nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematischen Formeln sey — Sie machen eine Welt für sich aus — Sie spielen nur mit sich selbst, drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus, und eben darum sind sie so ausdrucksvoll — eben darum spiegelt sich in ihnen das seltsame Verhältnißspiel der Dinge. Nur durch ihre Freyheit sind sie Glieder der Natur, und nur in ihren freyen Bewegungen äußert sich die Weltseele und macht sie zu einem zarten Maaßstab und Grundriß der Dinge. So ist es auch mit der Sprache — wer ein feines Gefühl ihrer Applicatur, ihres Takts, ihres musikalischen Geistes hat, wer in sich das zarte Wirken ihrer innern Natur vernimmt, und danach seine Zunge oder seine Hand bewegt, der wird ein Prophet seyn, dagegen wer es wohl weiß, aber nicht Ohr und Sinn genug für sie hat, Wahrheiten wie diese schreiben, aber von der Sprache selbst zum Besten gehalten und von den Menschen, wie Cassandra von den Trojanern, verspottet werden wird. Wenn ich damit das Wesen und Amt der Poesie auf das deutlichste angegeben zu haben glaube, so weiß ich doch, daß es kein Mensch verstehn kann, und ich ganz was albernes gesagt habe, weil ich es habe sagen wollen, und so keine Poesie zu Stande kommt. Wie, wenn ich aber reden müßte? und dieser Sprachtrieb zu sprechen das Kennzeichen der Eingebung der Sprache, der Wirksamkeit der Sprache in mir wäre? und mein Wille nur auch alles wollte, was ich müßte, so könnte dies ja am Ende ohne mein Wissen und Glauben Poesie seyn und ein Geheimniß der Sprache verständlich machen? und so wär ich ein berufener Schriftsteller, denn ein Schriftsteller ist wohl nur ein Sprachbegeisterter?

Tagebuchblatt.

Ich ritt heute früh sehr heiter von hier weg. Lützen-Sömmern hatt ich bald erreicht. Anstatt geradezu auf Kreyßen (Greussen) loszureiten, verirrte ich mich nach Gangloff-Sömmern. Der Umweg ist nicht bedeutend, und 5 Minuten vor 9 Uhr zeigte mir ein Mann das Grüninger Schloß von fern. Ich ritt brav zu. Noch vor 1/4 auf 10 Uhr ritt ich durchs Wasser und war mit Leib und Seele in Grüningen. Mein Leib traf vielmehr meine Seele schon dort. Im Dorfe, dicht am Thorweg zu der Wirthschaft hielt ich — band mein Roß an das Grüninger Halseisen — das Haus, vor dem ich hielt, war sicher die Frohnveste. Ich frug nach Jemand, der einen Brief aufs Schloß trüge. Eine junge Frau fand sich — den Leuten schien ich verdächtig. Sie lachten für sich und erzählten mir: der Herr sey nicht zu Haus. Ich trug der Ueberbringerin auf, zu sagen: der Brief sey von Tennstedt und der Bote sey sogleich wieder zurückgekehrt — tausend Complimente und Empfehlungen noch. Sie ging darauf fort, und ein anderes junges Weib sagte zu mir: es sollte wohl ein Geheimniß seyn, und mochte mich halb und halb für den halten, der ich wirklich war, für einen Verehrer einer der Damen auf dem Schlosse. Ich hinterließ ihr noch, im Fall, daß nach mir gefragt würde, den Auftrag: ich sey sogleich wieder zum Spazierritt nach Tennstedt geritten. Ich schlich mich langsam zum Dorf hinaus, jenseits des Wassers sah ich das gelbe Schloß sehnsuchtsvoll an — und trabte von dannen. Alle zehn Minuten hielt ich und sah mich um.

Die Gegend ist mir so lebendig geworden, ich wollte sie im Kopfe zeichnen. Auf dem Rückwege traf ich die rechte Straße und erblickte bis vor Lützen-Sömmern noch Grüningen. Ich bin fest überzeugt, daß man es mit Fernröhren eine halbe Stunde von hier noch muß sehen können. Trotz des vielen Haltens, des sanften Trabs und des schlechten Wegs hin und wieder bin ich noch nicht 7/4 Stunden zurückgeritten. Um 1/4 auf 8 Uhr ritt ich hier weg, verirrte mich um 20 Minuten und war doch 5 Minuten nach 12 wieder hier und hielt mich doch in Grüningen über 1/4 Stunde auf. Im Sommer, bey gutem Weg und einem raschen Pferde getrau ich mir bequem in 5/4 Stunden hin und her zu reiten. Zu Fuß geh ich hin in 7/4 Stunden. Den Baum vor Lützen-Sömmern und dicht über L.-S. sieht man Grüningen schon mit bloßen Augen. Meinen Weg hab ich in einen Riß gebracht.

K l a r i s s e.

(Novalis' Braut, Sophie von Kühn.)

Ihre Frühreife. Sie wünscht allen zu gefallen. Ihr Gehorsam und ihre Furcht vor dem Vater. Ihre Decenz und doch ihre unschuldige Treuherzigkeit. Ihr Steifseyn und ihre Schmiegsamkeit gegen Leute, die sie einmal schäzt, oder die sie fürchtet. Ihr Betragen in der Kranckheit. Ihre Launen. Wovon spricht sie gern? Artigkeit gegen Fremde. Wohlthätigkeit. Hang zum kindischen Spiel. Anhänglichkeit an Weiber. Ihre Urtheile. Gesinnungen. Anzug. Tanz. Geschäftigkeit im Hause. Liebe zu ihren Geschwistern. Musikalisches Gehör. Ihre Lieblinge. Geschmack. Religiosität. Freyer Lebensgenuß. Liest sie gern. Hang zu weiblichen Arbeiten. S i e w i l l n i c h t s s e y n. S i e i s t e t w a s. Ihr Gesicht — ihre Figur — ihr Leben, ihre Gesundheit — ihre politische Lage. Ihre Bewegungen. Ihre Sprache. Ihre Hand. Sie macht nicht viel aus Poesie. Ihr Betragen gegen andre, gegen mich. Offenheit. Sie scheint noch nicht zu eigentlichem Reflektiren gekommen zu seyn. Kam ich doch auch erst in einer gewissen Periode dazu. Mit wem ist Sie zeitlebens umgegangen. Wo ist Sie gewesen. Was ißt Sie gern. I h r B e t r a g e n g e g e n m i c h. Ihr Schreck für der Ehe. Ich muß Sie recht nach ihren Eigenheiten fragen. — So auch die M(utter). Ihre Art sich zu freuen — zu betrüben. Was ihr am meisten von Menschen und Sachen gefallen. Ist ihr Temperament erwacht? Was Sie zur Justen gesagt hat. Ihr Tabaksrauchen. Ihre Anhäng-

lichkeit an die Mutter, als Kind. Die Anekdote ... [unleserlich.] Ihre Dreistigkeit gegen den Vater. Ihre Confirmation. Sie hat von der Ma chère Einmal Schläge gekriegt. Je reviens. Ihre Gespensterfurcht. Ihre Wirthschaftlichkeit. Heynemann. Drey Reuter ritten ums Thor herum. Wie sie der Dieb hat halten wollen. Gesicht bey Zoten. Talent nachzumachen. Ihre Wohlthätigkeit. Urtheile über Sie. Sie ist mäßig — wohlthätig. Sie ist irritabel — sensibel. Ihr Hang Gebildet zu seyn. Ihre Abscheu für dem Veriren, dem Geträtsche; ihre Achtsamkeit auf fremde Urtheile. Ihr Beobachtungsgeist. Kinderliebe. Ordnungsgeist. Herrschsucht. Ihre Sorgfalt und Passion für das Schickliche. — Sie will haben, daß ich überall gefalle. Sie hats übel genommen, daß ich mich zu früh an die Eltern gewandt habe, und es mir zu bald und zu allgemein mercken lassen. Sie hört gern erzählen. Sie will sich nicht durch meine Liebe geniren lassen. Meine Liebe drückt sie oft. Sie ist kalt durchgehends. — Ungeheure Verstellungsgabe, Verbergungsgabe der Weiber überhaupt. Ihr feiner Bemerckungsgeist. Ihr richtiger Takt. — Alle Weiber haben das, was Schlegel an der schönen Seele tadelt. Sie sind vollendeter, als wir. Freyer als wir. Gewöhnlich sind wir besser. Sie erkennen besser, als wir. Ihre Natur scheint unsre Kunst — unsre Natur ihre Kunst zu seyn. Sie sind geborne Künstlerinnen. Sie individualisiren, wir universalisiren. Sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an die Seelenwanderung. Schlegel interessirt sie. Sie kann zu große Aufmercksamkeit nicht leiden und nimmt doch Vernachlässigung übel. Sie fürchtet sich so für Spinnen und Mäusen. Sie will mich immer vergnügt. Die Wunde soll ich nicht sehn. Sie läßt sich nicht dutzen. Ihr Mahl auf der Wange. Lieblingsessen — Kräutersuppe — Rindfleisch und Bohnen — Aal. Sie trinkt gern Wein. Sieht gern etwas, liebt die Komödie. Sie denkt mehr über andre, als über sich nach.

Journal.

Tennstedt, 18. April, den 31sten †.
(nach Sophiens Tode.)

18. 31. Dienstag. Dritten Osterfeyertag.

Früh sinnliche Regungen. Mancherley Gedanken über Sie und über mich. Philosophie. Ziemlich heiter und leicht. Der Zielgedanke stand ziemlich fest. Gefühl von Schwäche — aber Extension und Progression. Moritz. Bey Tisch und nachher heiter und gesprächig. Just spielte das Lied: „Sing, o Lied und Zitterspiel.“ Im Wilhelm Meister fiel mir eine passende Stelle aus dem vierten Buche — ein Selbstgespräch Meisters — auf. Nachher gieng ich heraus und schrieb an den Erinnerungen. Recht aufgelegt zum Denken und Arbeiten war ich nicht; scheine es überhaupt Nachmittags nicht zu seyn — vielleicht hindert mich auch die Gesellschaft. — Alle Gesellschaft, wo ich nur gebe, bekömmt mir nicht.

19. 32.

Früh mancherley wegen des Entschlusses — gewankt und geschwankt — dann Philosophie. Mittags heiter, um 2 hinauf — Philosophie. Nachher meine älteren Bemerkungen durchgegangen, dann spazieren. Abends noch die älteren Briefe absolvirt. Ein Brief von Carolinen — ein wenig gerührt — ein Gedicht von Landvoigt — Frauen nach Gr(üningen). Ich zeigte der Kreisamtmännin Sophiens Portrait. Wir sprachen viel von ihr. Im Ganzen den Tag heiter und ruhig.

20. 33.

Heute viel an S. gedacht. Früh nicht recht aufgelegt, gegen Mittag besser. Nachmittag wieder so, nicht recht heiter, aber gefühlvoller, als sonst. Con amore hab ich an den Erinnerungen geschrieben. Abends las ich ältere Briefe von mir an die Justen. Spät ward ich aufgeräumt,

doch befand ich mich nicht wohl. Im Ganzen hab ich jedoch heute manch Gutes gedacht. Früh schrieb ich an den Hauptmann und gratulirte Carolinchen in Gr(üningen) zu ihrem Geburtstage.

21. 34.

Früh sinnliche Fantasien. Dann ziemlich philosophisch, Rockenthiens kamen. In einer gleichgültigen, mithin für die Gesellschaft ziemlich aufgelegten Stimmung blieb ich den ganzen Tag. Ich fühlte mich zuweilen nicht ganz wohl. Im Meister las ich Nachmittags unten einiges, wobey mir manches Interessante über meine bisherige Bildung einfiel. An S(ophie) hab ich oft, aber nicht mit Innigkeit gedacht, an Er(asmus) kalt. Auch heute hab ich zuviel gegessen.

22. 35. Vacat.

23. 36.

Heute früh viel vernünftiger, als gestern. Viel gutes niedergeschrieben. Nachtisch Kaffee im Garten. Recht windstill einmal in mir. Oft an S(ophie) und den Entschluß gedacht. Abends in Youngs Nachtgedanken geblättert. Viel über Meister nachgedacht. Sonst in der gewöhnlichen Gesellschaftsstimmung.

Im Ganzen bin ich heute viel besser mit mir zufrieden, als gestern.

24. 37.

Der Kopf war mir zwar nicht recht heiter, aber doch hatt ich früh eine selige Stunde. Meine Fantasie war zwar zuweilen ein wenig lüstern, doch war ich heute ziemlich gut. Nachmittags war der Kopf hell. Meister beschäftigte mich den ganzen Tag. Meine Liebe zu Sophien erschien mir in einem neuen Lichte. Abends sprach ich wieder viel freylich — doch dachte ich einmal dazwischen an meine Vorsätze darüber. Der Entschluß stand recht muthig. Sophien

wirds immer besser gehen. Ich muß nur immer noch mehr in ihr leben. Nur in ihrem Angedenken ist mir wahrhaft wohl.

25. 38.

Heute männlich und wohl. Früh nichts als Meister. Viel an Sophie gedacht, muthig und frey. Unten zwar viel gesprochen, aber doch einigemal besonnen. Abends einen lebhaften Eindruck ihres Todes. Im Ganzen kann ich heute ziemlich zufrieden seyn. Mein Kopf war hell, und ich fühlte mich vorzüglich fest und männlich.

26. 39.

Früh einiges über Meister. Nachher excerpirt. Nachmittags im Amte gearbeitet. Im Ganzen kann ich zufrieden seyn — ich habe zwar mit Rührung nicht an Sie gedacht, ich bin fast lustig gewesen; aber doch gewissermaaßen ihrer nicht unwerth — ich habe zuweilen männlich an Sie gedacht. Den Morgen hatt ich die fatale, drückende, bängliche Empfindung des eintretenden Schnupfens. Der Entschluß stand fest. Mit der Mäßigkeit und Geschwätzigkeit hinkte es.

27. 40.

Früh Meister — Hell und besonders poetisch einmal gedacht. Nachmittags Akten gelesen, dann zum Doctor: eine lange Conversation über meine Gesundheit, meine Zwecke, meine Ansicht des Lebens — er wollte mich bekehren — den Abend munter, viel von Politik geschwazt. Der Gedanke an meine S(ophie) und Erasmus ward einmal recht lebendig. Uebrigens wars heute recht gut. Ich muß immer noch männlicher mit mir umgehn, mir was zutrauen, nicht kindisch zagen und weich thun und mich verziehen. Schmerz und Weh muß ich besser ertragen lernen.

28. 41.

Heute früh lebhafte Sehnsucht. Nachher Meister. Nach-

richt. Bericht. Brief von Karl. Gut und männlich — lebhafte Erinnerungen. Meistern muß ich vollenden. Vollenden muß ich noch lernen. Mit Einer Sache aufs reine kommen.

29. 42.

Meister. Aeltere Bemerckungen. Nach Tisch alte alchymistische Papiere durchgeblättert. Dann kam Anton. Wir giengen in den neugekauften Garten. Bis Abends sehr munter. — Ein Gedicht auf den Gartenkauf. Sonst recht gut. Abends etwas zu lebhaft gestritten während des Essens. Herzliche Erinnerungen zuweilen.

30. 43—4. May. 47.

Sonntag war ich recht gut. Bericht und Meister. Nach Tisch kriegt ich Briefe von Hause — von Zillbach, Hubertsburg und Manteuffeln. Ich bat den Herrn Kreisamtmann mir das Geld zu verschaffen — dann gieng ich nach Gr(üningen). Unterwegs war ich heiter und gedankenvoll. Ich traf blos die Danscour. Sie kamen aber bald von Klingen. Die Nacht schlief ich unruhig. Den folgenden Tag regnete es beständig. Früh weint ich sehr. Nach Tisch wieder. Den ganzen Tag war ich ganz ihrem Andenken heilig. Den 2. May schenkten mir die guten Eltern die Tasse, den Beutel und das Flacon, was Söphchen ihren lezten Geburtstag erhielt. Ich war sehr gerührt, dann gieng ich zu ihrem Grabe und steckte die Blumen darauf, die ich tags vorher von der Kreisamtmännin erhalten hatte. Mittags hatten sie eine große Bretzel backen lassen.

Nach Tisch ritt ich nach Tennstedt. Der Tag blieb gut und eingedenk. Gestern, den 3. May that ich nicht viel. Nachmittags schrieb ich vier Briefe an Schlegel, Woltmann, Manteuffel und Slevoigt nach Zillbach. Die beyden ersten schickte ich nach Jena mit einem Boten, den ich Abends abfertigte. Abends erhielt ich einen Brief von Kommerstedt.

Spät sprach ich sehr lustig mit der Kreisamtmännin, weshalb ich auch Abends meine Lieblingsbilder nur in der Ferne sah und meine Lieblingsideen nicht mit Wärme fassen konnte.

Heute früh lebhaft an S(ophie) gedacht. — Der Entschluß ward etwas düster angesehen. Dann Meister, dann den Brief an Slevoigt auf die Post getragen. Bey Tisch einmal mit Ruhe und Besonnenheit geredet, dann oben Varia und über Meister geschrieben. Auf dem Spaziergange viel gesprochen über Berichte, Geschäftsgang bey den Salinen, Miltiz und seine Geschichte. Nachher wieder oben gearbeitet. Dann kam Rüling, und ich erhielt Briefe von Vater und Carolinen. Bey Tisch sehr heiter. Rüling mußte von Stolberg erzählen. Gustchen Brandes, zu der wir nachher gehen wollten, war nicht zu Hause. Ich hatte viel gegessen. Dann sprach ich einiges mit Zedtwiz. Nachher allgemeines Gespräch, bis ich hinauf gieng. Jezt schein ich ebenfalls kalt und zu sehr in der Stimmung des Alltagslebens zu seyn. Die Gesellschaft will mir noch gar nicht bekommen. Strebe nur nach der höheren permanenten Reflexion und ihrer Stimmung. O, daß ich so wenig in der Höhe bleiben kann.

5. 48.

Früh, wie gewöhnlich, an Sie gedacht. Nachher über Kritik. Dann Meister. Nach Tisch heftig gekannegießert. Meister. Spazierengegangen — heiter und vernünftig unterwegs gedacht, besonders über die Götheſche Bemerckung, daß man so selten die rechten Mittel zu seinen Zwecken kennt und wählt, so selten den rechten Weg einschlägt. Ich scheine jezt fester und gründlicher werden zu wollen. Abends viel gegessen — mit der Frau Kr(eisamtmännin) über Carolinchen gesprochen. Spät recht lebhaft Söffchens Bild vor mir gehabt, en profil neben mir auf dem Kanapee, im grünen Halstuch, in karacteristischen Situationen und Kleidern fällt sie mir am leichtesten ein. Abends überhaupt recht innig

an Sie gedacht. Ich habe Ursache heute mit allem zufrieden zu seyn. Gott hat mich bisher liebevoll geführt — er wirds gewiß auch ferner thun.

6. 49.

Meister. Nachmittags heitres Denken. Briefe an Vater und Caroline. Briefe von Woltmann und Schlegel nebst Büchern. Abends vorgelesen aus dem Journal Deutschland — sehr hell und frey gestimmt.

Ich kann mit meiner Treue, mit meinem Andenken zufrieden seyn. So vergnügt, wie gestern Abend legt ich mich aber nicht zu Bette — ich war unruhiger.

7. 50.

Heute früh las ich in den Novitäten. Dann excerpirte ich aus Meister und schrieb einiges Gedachte auf. Ich gieng Nachmittags in die Kirche. Nachher disputirte ich mit dem Kreisamtmann über seine und meine Religion — heftig, aber doch kalt, besonnen und genau. Mosal (?) kam. Ich gieng spazieren, dachte viel und präcis. Schrieb es zu Hause auf und gieng zu Gustchen. Da ward mir recht wohl. Sie bezeigte sich ganz zutraulich gegen mich. Wir klagten einander, ich suchte sie etwas zu beruhigen. Es ist eine Freude, jemanden ganz offen gegen sich zu sehn. Das Unglück bringt die Menschen einander immer näher. Viel an Sophie hab ich heute nicht gedacht, doch einigemal, besonders in der Kirche mit wahrer Andacht. Früh war ich etwas sinnlich, auch fand ich eine sonderbare Furcht in mir vor dem Gefährlichkranckwerden. Sie schien wenigstens da zu seyn. Ich muß mich noch immer nicht ganz an meinen Entschluß gewöhnen können. So fest er zu seyn scheint, so macht mich doch das zuweilen argwöhnisch, daß er in so unerreichbarer Ferne vor mir liegt, mir so fremd vorkömmt.

8—9—10. 53. Grüningen.

Von Vorgestern weiß ich nicht viel. — Es war aber,

wie gewöhnlich. Gestern früh fuhr ich mit K. Amtmann hieher. Nachmittags that ich etwas — ich übersezte aus Horaz — sehr lebhaft war meine Erinnerung nicht. Heute nahm ich abzuführen ein — früh nichts gethan, als übersezt. Mir war recht wohl. Nach Tisch hatt ich noch einen schönen Spaziergang im Garten — das Wetter war herrlich — eine lebhafte Erinnerung an sie — dann arbeitete ich noch ein wenig — gieng spazieren — pflückte Blumen und hin an Ihr Grab. Mir war sehr wohl — ich war zwar kalt, aber doch weinte ich. Der Abend war sehr schön. Ich saß eine Zeit auf ihrem Grabe. Sie läuteten Feyerabend. Ich gieng nachher zurück — schrieb — es gieng zu Tisch — einige Reflexionen auf oben. Nach Tisch ward ich wieder sehr bewegt — ich weinte heftig auf dem Platze; ich sprach mit der Ma Chère. Abends mit dem Hauptmann über dies und jenes.

Früh war der Entschluß sehr fern — Abends desto näher.

11. 54.

Früh Philosophica. Es war ein schöner Morgen. — Nach Tisch schlief ich — Gewitter standen am Himmel — es ward trübe und stürmisch. — Ich sprach wieder mit der Ma Chère — gerührt, wie gestern. Nachher hellte sich der Himmel wieder auf — ich schrieb an Meisters Kritik. — Gieng mit Gedanken an Meister und verwandte Gegenstände im schönsten Wetter spazieren — pflückte Blumen — streute sie aufs Grab — ich war innig mit ihr — diese halbe Stunde war ich sehr glücklich, sehr ruhig — sehr von ihrem Andenken belebt. Abends war ich recht heiter und genoß den schönen Abend lange auf dem Platz in Gesellschaft.

12. 55.

Die Lüsternheit war von früh bis Nachmittags rege. Ich schrieb mancherley auf — las einige Briefe von der Thümmeln — fieng eine Antwort auf eine darin befindliche

Stelle an, schlief nach Tisch — gieng zum Kaffee, wie gewöhnlich hinunter — dann hinauf — und bald spazieren. Das Wetter war herrlich und mein Kopf sehr gut gestimmt. Wie ich nach Haus kam — erfuhr ich, daß Selmnitzens vor dem Dorfe wären — ich gieng zu ihnen hinaus. — Nachher an mein liebes Grab — wo ich bis um 7 blieb — und recht innig für mich war, ohne jedoch zu weinen. Zu Haus hatt ich in einem Gespräch mit der Ma Chère einige Stöhrungen. Dann kam der Vater — wir aßen und giengen zu Bett.

13. 56.

Früh um 5 Uhr stand ich auf. Es war sehr schön Wetter. Der Morgen vergieng, ohne daß ich viel that. Der Hauptmann Rockenthien und seine Schwägerin und Kinder kamen. Ich kriegte einen Brief von Schlegel mit dem ersten Theil der neuen Shakespeareschen Uebersetzungen. Nach Tisch gieng ich spazieren — dann Kaffee — das Wetter trübte sich, erst Gewitter, dann wolkig und stürmisch — sehr lüstern — ich fieng an in Shakespeare zu lesen, ich las mich recht hinein. Abends gieng ich zu Sophieen. Dort war ich unbeschreiblich freudig. Aufblitzende Enthusiasmus-Momente. Das Grab blies ich wie Staub vor mir hin. Jahrhunderte waren wie Momente, ihre Nähe war fühlbar, ich glaubte, sie solle immer vortreten. Wie ich nach Hause kam, hatte ich einige Rührungen im Gespräch mit Ma Chère. Sonst war ich den ganzen Tag sehr vergnügt. Niebekker war Nachmittags da. Abends hatte ich noch einige gute Ideen. Shakespeare gab mir viel zu denken.

14—15. 57—58.

Beyde Tage stand ich sehr früh auf. Gethan hab ich sonst nichts. Viel Lüsternheit. Den ersten Tag kam die Mandelsloh früh — ich gieng in die Kirche — dort war mir sehr wohl. Nachmittags kamen mehrere Officiers.

Abends konnt ich nur spät zu meiner Ruhestätte kommen. — Es giengen soviel Leute hin. Anton kam auch und blieb bis gestern Abend da. Gestern früh gieng ich nach Ottenhausen — sprach mit Körner. Nachmittags mit Anton. Nach Tisch sprach ich wieder mit der Ma Chère mit der gewöhnlichen Rührung. Es war beyde Tage viel Lärm und Getümmel im Haus. Gestern Abend war ich am Grabe und hatte einige wilde Freudenmomente. Mandelsloh kam Abends — ritt aber bald wieder weg. Wir saßen in der großen Stube in uns gekehrt — wir sangen leise die Melodie: Wie sie so sanft ruhn. Abends gieng alles bald zu Bett, und ich unterhielt mich noch mit der Mandelsloh allein von S(ophie) und von mir. Der Entschluß kam diese Tage oft zur Sprache. Meine Mutter, Vater, und die Methode machen mir noch sehr zu schaffen. Der S. ist oft gedacht worden; doch fehlt es noch immer nicht an leichtsinnigen Gedanken.

16—59.

Heute früh gieng die Mandelsloh weg. Sie, ihn, Anton und Körner (Römer?) seh ich nun wohl nicht wieder. Alles fuhr nach Günstedt — der Tag war schön. — Früh schwazt ich mit dem Vater und seinem Bruder. Um 12 Uhr fuhren diese weg. Ich dämmerte einen Moment. Nachher las ich in Shakespeare, trank Kaffee — dann gieng ich in die liebe Bilderkammer, schloß den Schrank auf, besah die Sachen meiner S(ophie), las meine Briefe und ihren Briefvorrath überhaupt. Nachher war ich ganz bey ihr. Ich gieng in den Garten spazieren, holte Milch — fand Fergusons Moralphilosophie, las auf dem Kirchhof, wo ich auch meine Milch trank — dann gieng ich wieder spazieren — dann zum Grabe zurück. — Nun kam der Vater, ich zog mich an, die Prinzeß von Sondershausen kam mit den übrigen von Günstedt zurück — ich war bey Tisch sehr lustig und aufgeräumt.

Der Tag war sehr schön — der Abend nicht nach meinem Kopf — der Entschluß erhielt aber neues Leben, neue Festigkeit.

17. 18. 60. 61.

Gestern hab ich nichts gethan. Die Prinzeß blieb bis Nachmittags. Niebekkers und die Larischen kamen. Den Tag über in freyer Luft. Abends spazieren und am gewöhnlichen Platze. Der Mittag war vorzüglich schön. Unter den Linden wurde gegessen bey Musik und Nachtigallschlag. Ich war sehr vergnügt bis gegen Abend. Des Entschlusses ward freudig gedacht. — S. sehr oft. Auf dem Grabe ziemlich innig. Ich habe ein wenig zu viel raisonnirt, so auch heute — besonders nach alter Sitte auf gewisse Leute losgezogen. Heute war ich, mehr als gewöhnlich, ängstlich beym Gedanken an S(ophie) — den ganzen Tag sehr warm — und schläfrig. Ich wollte viel thun — es gieng aber nicht. Rockenthien sen. reiste früh weg. Der Kopf war mit alledem heiter — nur gegen Abend, wie gestern, Kopfschmerzen. Gegen Abend dachte ich auf dem Spaziergange und vorher, auf der Stube, einiges Gute. Am Grabe war ich nicht gerührt — der Entschluß war lebhaft.

Ich muß nur immermehr um Ihretwillen leben — für Sie bin ich nur — für mich und keinen Andern nicht. Sie ist das Höchste, das Einzige. Wenn ich nur in jedem Augenblicke ihrer werth seyn könnte. — Meine Hauptaufgabe sollte seyn, Alles in Beziehung auf ihre Idee zu bringen.

19. 62.

Heute früh etwas Kolick. Früh that ich wenig. Ich störte mit dem Hauptmann in alten Acten. Ich fand mich sehr schläfrig. Nach Tisch sprach ich mit der Thümmeln — dann gedämmert — drüben in der Kinderstube beym Kaffee über divinatorische Anlagen mit der Thümmeln geschwazt. Selmnitzens kamen — ich schrieb oben einiges auf. Auf

dem Spaziergange faßte ich einige deutliche Ideen. Am Grabe war ich nachdenkend — aber meistens ungerührt. Seit einigen Tagen ängstigen mich diese Erinnerungen wieder — ich fühle mich unaussprechlich einsam in gewissen Momenten — so entsezlichen Jammer in dem, was mir begegnet ist. Beym Grabe fiel mir ein, daß ich durch meinen Tod der Menschheit eine solche Treue bis in den Tod vorführe. Ich mache ihr gleichsam eine solche Liebe möglich.

20. 63.

Der Vater fuhr heute mit der Diurnale nach Sondershausen. Ich that wenig — war viel schläfrig. Früh sprach ich lange an dem mit Rosen bepflanzten Grabe mit Carolinchen. Dann las ich noch einmal. —

Die Aufsätze im Niethammerschen Journal las ich mit Nachdenken. Nachmittags vermochte ich auch hell zu denken. Es war sehr heiß, wie gestern. Auf dem Grabe dachte ich manches, ohne eigentlich gerührt zu seyn. — Aber ich habe diesen Abend, so wie den ganzen Tag, wieder die Bangigkeit ihres Todes — das Einsame meiner Lage — das Entsezliche ihres Verlustes gefühlt.

Ohne Sie ist für mich nichts in der Welt — Eigentlich sollt ich auf nichts mehr einen Werth legen.

21. 64.

Früh etwas aus Fichte extrahirt — ein wenig weit die Lüsternheit getrieben. Nachmittags fuhr die Mutter zur Kindtaufe mit Carolinchen nach Weißensee. Friederike Niebekker war da. Ich war innerlich thätig, gieng sehr lange den Gang vor meiner Thür auf und ab — schrieb auf — Die Mamsell kam, ich sprach weitläufig mit ihr von mir. Dann gieng ich zum Grabe, wo ich viel nachdachte und unbeschreibliche Ruhe empfand. Der Entschluß ward sehr beraisonnirt. Abends waren wir recht heiter. Günther

belustigte uns — dann gieng ich ein wenig allein spazieren und sang, ganz in S. Andenken verloren.

Tennstedt. 22. 65.

Früh packt ich ein, gieng noch einmal zum guten Grabe und fuhr nachher mit den Rockenthienschen Kindern, die nach Langensalze giengen, nach Tennstedt. Ich fand dort viele Neuigkeiten, erhielt einen Brief von meiner Schwester. Die Leischningen (?) war eben auch angekommen. Nach Tisch las ich Litteratur-Zeitungen — litterairischen Anzeiger mit vielem Interesse. Wir giengen in recht hübschem Wetter spazieren. Ich sprach unterwegs mancherley mit dem Kreisamtmann über litterairische Gegenstände. Mein Kopf war sehr gut gestimmt. Ich sprach besser, als gewöhnlich und that helle Blicke. Abends sprachen wir noch viel, besonders von meinem Vater. Spät fühlt ich mich S(ophiens) wegen unruhig. Doch schlief ich bald ein. Je mehr der sinnliche Schmerz nachläßt, desto mehr wächst die geistige Trauer, desto höher steigt eine Art von ruhiger Verzweiflung. Die Welt wird immer fremder. Die Dinge um mich her immer gleichgültiger. Desto heller wird es jezt um mich und in mir.

Bey meinem Entschluß darf ich nur nicht zu vernünfteln anfangen. Jeder Vernunftgrund, Jede Vorspiegelung des Herzens ist schon Zweifel, Schwanken und Untreue.

23. 66.

Heute früh war ich fleißig — dann gieng ich spazieren — nach Tisch las ich Einiges, dann gieng ich mit den beyden Mädchen nach Kutzleben. Es war herrliches Wetter, kühl, himmelblau, krystallhell. Ich war sehr fröhlicher Laune. Auf dem Rückwege dacht ich viel über Meister nach. Zu Hause schrieb ich, wie gewöhnlich, in Hast und Ungeduld zwey Briefe, an Vater und Caroline. Abends gieng ich müde zu Bett. Früh holt ich ein Dispensatorium.

Ueber den Entschluß muß ich nicht mehr raisonniren — und wie ich mich zum bestimmten Denken nöthige, durch Streben und gewisse Mittel auch bestimmte Stimmungen nach Willkühr in mir zu erregen suchen. So muß ich arbeiten können, wenn ich will — so muß ich mich mit anfänglicher Anstrengung, in einen gewissen Zustand zu versetzen lernen.

24. 67.

Gestern früh war ich sehr fleißig — dann gieng ich spazieren. Nach Tisch schlief ich — dann gieng ich spazieren. — Der Pachter Jäger kam und unterhielt uns ein Stündchen — dann schrieb ich Briefe — nach Jena, aber nicht mit Glück. Abends war ich vergnügt. Rührungen fielen gar nicht vor — doch hab ich, wie gewöhnlich, viel an Sie gedacht.

25. 68.

Etwas träge stand ich auf, nachher aber war ich sehr aufgelegt zum Denken — ich durchlas Hülsen, der mir außerordentlich gefiel. Der Kreisamtmann kam herauf — ich sagte ihm von meinen Betrachtungen über den französischen Krieg — wie gewöhnlich hastig und verworren. Wir giengen spazieren. Der Tag war ungemein schön wieder. Nachmittags las ich im Asmus, wo mir manches gefiel — gieng träg spazieren, schlief zu Hause, — überließ mich gänzlich der Lüsternheit — schrieb Briefe ohne Geist und befand mich in einem Zustand von Unzufriedenheit und Zweifelsucht.

Ich muß schlechterdings suchen mein beßres Selbst im Wechsel der Lebensszenen, in den Veränderungen des Gemüths behaupten zu lernen. — Unaufhörliches Denken an mich selbst und das was ich erfahre und thue. Ich gieng noch einmal spazieren, dachte mich unterwegs durch meine Grillen durch, fand zu Hause einen Brief von meinem Vater und war im Kränzchen Abends recht vernünftig und munter.

26. 69.

Früh Fichtes Naturrecht. Dann einen Bericht gemacht. Den Boten nach Jena abgefertigt. Nach der Mittagsruh wieder Fichte. — Zu Gustchen — spazieren — viel Gutes gedacht. Zu Hause traf ich Carolinchen kranck. Sie besserte sich bald. Ich schwazte Abends viel von Chymie und Mathematik durch einander. An S. hab ich fleißig gedacht — besonders ist mir lebhaft geworden, daß mich die schönsten wissenschaftlichen und andern Aussichten nicht auf der Welt zurückhalten müssen. Mein Tod soll Beweis meines Gefühls für das Höchste seyn, ächte Aufopferung — nicht Flucht — nicht Nothmittel. Auch hab ich bemerckt, daß es offenbar meine Bestimmung ist — ich soll hier nichts erreichen — ich soll mich in der Blüthe von allem trennen — Erst zulezt das Beste im Wohlbekannten kennen lernen — So auch mich selbst. Ich lerne mich jezt erst kennen und genießen — eben darum soll ich fort.

27. 70.

Heute früh hab ich recht meine Freude an Hülsen gehabt, den ich gelesen und extrahirt. Es war mir unbeschreiblich wohl mit ihm und durch ihn. Nachmittags hab ich in der Laube gesessen und in Fichtes Naturrecht gelesen. Ich habe sehr viel gutes dabey gedacht, besonders über Moral. Dann gieng ich wieder mit dem Kr.A(mtmann) spazieren — und Abends nach Tisch noch einmal. Ich habe heute einigemal an Sie gedacht — aber von weitem — nicht wie gewöhnlich.

28. 71.

Der ganze Tag war sehr glücklich. Es war der lezte Tag in Tennstedt. Ich war den ganzen Tag heiter, gegen Abend sehr heiter und früh sehr geschäftig und ergiebig — auch ohne Begierde — dennoch voll treuen Andenkens an meine Auserwählte.

29. 30. 72—73.

Gestern früh reiste der Kreisamtmann nach Stolberg. Ich arbeitete einige Stunden — packte ein — erhielt einen Brief von Schlegel und Woltmann — dann gieng ich hinunter, las in der römischen Geschichte und schied Nachmittags um ¹/₂4 Uhr von Tennstedt. Ich gieng in Gedanken herüber. Zwischen dem Schlagbaum und Grüningen hatte ich die Freude den eigentlichen Begriff vom Fichtischen Ich zu finden. Den Tag über war ich sehr lüstern — Eine Stimmung, die mich auch bis auf heute verfolgte. Den heutigen Morgen verbrachte ich ziemlich schläfrig — doch konnte ich Einiges denken und im Hülsen lesen.

Mittags erhielt ich einen Boten und Brief von meinem Vater — ich sezte meine Abreise auf den Donnerstag fest. Zugleich kam ein älterer Brief nebst dem Dritten Hefte von Niethammers Journal von Schlegel. Nachmittags giengs mit dem Schreiben und Denken besser — auch war die Begierde weg. Abends, wie ich zur geliebten Ruhestatt gieng, war das Denken drückend geworden. Dies zerstreute mich auch und verhinderte mich am stillen, traurigen Genuß ihres Todes. Der Entschluß stand fest. Von Ende sprach mit mir heute über die Schwierigkeit der Untersuchung, ob jemand an Pflanzengiften gestorben sey. Unfruchtbar war der Tag nicht — aber empfindungslos.

31., 1. Junius 2. Junius 74. 75. 76.

Den lezten Tag in Gr(üningen) war ich früh fleißig. Der Hauptmann kam herauf — wir sprachen von Allerhand. — Nachmittags gieng ich, nach einigen Studien, bald spazieren. Das Wetter war schön und ich heiter. Ich begegnete dem Magister, mit dem ich bis Topfstedt gieng. Auf dem Rückwege fand ich Leute bey dem Grabe. Ich gieng also nach Hause — packte ein — sprach nach Tisch noch mit der Ma Chère und Carolinchen von der Ewigen, Guten. Nachher gieng ich ins stille Land. Da bin ich noch Einmal,

ohnerachtet es sich im Anfang nicht so anließ, recht gerührt, recht innig bey ihr gewesen. Ich habe meinen Entschluß noch Einmal beschworen — dann gieng ich weg und zu Bett. Früh, gestern, fuhr der Hauptmann bis Artern mit mir — ich war recht aufgeräumt im schönen Wetter. In Sachsenburg begegneten wir Leuten, die einen ersoffenen Mann getragen brachten. In Artern aßen wir bey Semlers. Ich führte den Hauptmann herum, und dann trennten wir uns. Unterwegs hab ich viel gedacht. In Eisleben sah ich Mindermann einen Augenblick — auch George und Wilke. In Wiederstedt fand ich alle munter und wohl und vergnügt. Mit Innigem Gebet an S. schlief ich ein. Heute stand ich sehr früh auf, mein Vater fuhr nach Klosterrode. Die Comtesse war sehr kranck. Ich war früh sehr fleißig. Dann schwazte ich einige Stunden mit der Mutter und den Schwestern, zog mich an, las ein Paquet Acten vom Vater durch — gieng in die Gärten mit Caroline spazieren — und schwazte erst mit der Mutter, dann mit Landvoigt bis zu Tisch. Die beyden Officiers, die ich heute erwartete, kamen nicht. Nach der Sieste las ich, gieng nachher mit Landvoigt zum Pastor, wo wir einige Stunden recht ruhig und angenehm zubrachten. Der Vater kam — die Comtesse befand sich besser. Mit dem Vater blieb ich den Rest des Abends in mannichfaltigen Gesprächen zusammen. Von Karl und dem alten Brachmann fand ich Briefe.

Im Ganzen hab ich die frohe Hoffnung in meiner Seele, daß ich leichter abkommen werde, als ich denke. Die Menschen scheinen einander unentbehrlicher, als sie sind. Meine M(utter) genießt mich wenig — so auch mein Vater. Meine Geschwister, nemlich die beyden ältern, werden mich vermissen lernen. Kurz, mein Verschwinden wird keinen solchen Eindruck machen, als ich befürchtete.

3. 4. 5. 77. 78. 79.

Früh fuhr mein Vater weg, dann war ich fleißig —

Bek und Caroline verschwazten mir einige Stunden — dann gieng ich ein wenig spazieren und bis zu Tisch mit Bek in der Wirthschaft herum. Nach Tisch kam Elten ein wenig — ich gieng herum — las, schrieb, und Abends mit Landvoigt spazieren. — Gestern wollte mirs den ganzen Tag nicht recht gelingen. Ich war fast den ganzen Vormittag in freyer Luft. Der Nachmittag gieng auch in vergeblichen Anstrengungen hin. — Ich fieng an zu zweifeln, zu zweifeln ohne Ende. Abends gieng ich mit Carolinen ein wenig zum Pastor. Heute früh hatt ich Kopfschmerzen. Die Zweifel dauerten fort — ich that sehr wenig — war sehr begehrlich. Heute Nachmittag ist es etwas besser.

Das Wetter ist seit gestern Nachmittag kalt und feucht — einigemal hab ich mich mit Landvoigt im Gespräch vergessen. Sonst bin ich fast immer ruhig und gelassen im Aeußern gewesen. An S. hab ich oft gewöhnlich gedacht. Der Entschluß steht fest. Heute gegen Abend und nach dem Essen hab ich mich ganz ruhig verhalten und gelassen und besonnen dem Pastor zugehört, und mit ihm gesprochen.

6. 80.

Heute früh war der Inspector Senf da, fuhr aber gleich wieder weg. Ich bin den ganzen Tag fleißig und aufgelegt gewesen. Abends hatt ich im Garten eine süße, heitre, höchstlebhafte Erinnerungsstunde.

Wer den Schmerz flieht, will nicht mehr lieben. Der Liebende muß die Lücke ewig fühlen, die Wunde stets offen erhalten. Gott erhalte mir immer diesen unbeschreiblichen lieben Schmerz, die wehmüthige Erinnerung, diese muthige Sehnsucht, den männlichen Entschluß und den felsenfesten Glauben. Ohne meine Sophie bin ich gar nichts, mit Ihr Alles.

Abends war ich bey Beks — ruhig und vergnügt.

7. 81.

Heute war ich mit meinen älteren Papieren beschäftigt — mein Kopf war hell. Nach Tisch kamen die Eltern und Sidonie von Gnadau zurück. Nachher gieng ich ein wenig spazieren. — Abends war ich beym Vater und ganz spät gieng ich, nachdem ich vorher eine sehr enthusiastische Viertelstunde der Erinnerung und Sehnsucht zugebracht, zu dem Pastor ein wenig hin. An Erasmus dacht ich mit Rührung, wie der Vater von ihm erzählte.

8. 82.

Heute früh anticipirte ich die Erinnerungsstunde. — Gelesen und geschrieben hab ich wenig. — An Anton schickt ich einen Brief. Den ganzen Tag bin ich mit dem Vater umhergegangen. Mein Entschluß hat recht fest gestanden. Er wird nur noch zuweilen beraisonnirt.

9. 83.

Der ganze Tag ist heute im Holze und auf dem Felde zugebracht worden. Lüsterne Fantasie des Morgens... Ich hatte Vormittags Kopfschmerzen, Nachmittags war ich desto munterer — auch Abends sehr zum Denken aufgelegt. Bey Tisch schwazt und erzählt ich einmal sehr viel — more consueto. Das Einzige Gute fand ich heute — die Idee der unaussprechlichen Einsamkeit, die mich seit S. Tode umgiebt — mit ihr ist für mich die ganze Welt ausgestorben. Ich gehöre seitdem nicht mehr hieher.

10. 84.

Früh in Eisleben — heiter und hell. — Wir kamen zu Tisch wieder. Unterwegs hab ich meinem Vater viel von den Grüningischen erzählt. Nachmittags war ich sehr gut gestimmt — sehr ruhig und geistig. Ich schrieb manches auf und blieb bey meinen ältern Papieren bis Abends. Nach Tisch war ich beym Vater. Der Republicanismus ist

wieder recht lebendig in mir erwacht. An meine S. hab ich nur flüchtig gedacht.

11. 85.

Mindermann war heute von Eisleben hier. Bek war den ganzen Morgen auf meiner Stube. Nur früh und Nachmittags beym Kaffee hab ich etwas geschrieben und gelesen. Abends hab ich einige lebhafte Erinnerungen gehabt. Auf den Herbst freu ich mich ungeduldig. Gegen Aengstlichkeit i. e. gegen willkührliche Wahnbegriffe muß ich auf meiner Hut seyn. Fröhlich, wie ein junger Dichter, will ich sterben.

12. 13. 86. 87.

Gestern war Nimrodt da. Beyde Tage hab ich nichts gethan und wenig gedacht. Ich bin beständig mit dem Vater gewesen. Recht lebhaft hab ich beyde Tage mich nach Einsamkeit und baldigem Fortkommen gesehnt.

Sie ist gestorben, so sterb ich auch, die Welt ist öde.

Selbst meine philosophischen Studien sollen mich nicht mehr stören. In tiefer, heitrer Ruh will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft.

14. 88.

Wer Sie ausschließt, schließt mich aus. Das Engagement war nicht für diese Welt. Ich soll hier nicht vollendet werden. — Alle Anlagen sollen nur berührt und rege seyn. Der ganze Tag vergieng mit Nichtsthun. — Ich fühlte mich entsezlich träg und zu nichts nütze. Indisposition des Körpers — Veränderliches Wetter — Lebensart — Gesellschaft — Müßiggang — Zu wenig Beschäftigung mit Ihr sind die Ursachen meiner Unlust.

15. 89.

Auch heute fühl ich diese Trägheit und Unlust — mein Vater fuhr heute früh weg — Nur nachdem ich vor Tisch wieder geschlafen hatte, fühlt ich mich einmal wieder in meinen alten Empfindungen und Erinnerungen lebendig.

Ohne Sie, was hab ich? Nie mag ich den Augenblick vergessen, wo ich früh um 9 Uhr, den 21. März, Antons Brief las und die entsezlichen Worte: „unsere verewigte Sophie" und nachher im Briefe des Kreisamtmanns — „unsre verklärte Freundinn". Gott im Himmel — wie kann ich nur oft lau und kalt seyn.

Vom 16ten bis zum 29sten Junius.

Den 16ten fühlt ich mich entsezlich träge und unlustig — so auch den 17ten früh — hier erwachte jedoch plötzlich, nach einer Befriedigung einer fantastischen Lust, Vis et Robur. Ich beschloß künftig häufige körperliche Anstrengungen und Hut für Trägheit. Demzufolge gieng ich noch denselben Tag Nachmittags im stürmischheitern Wetter mit Landvoigt nach Ballenstedt. Wir besuchten Nimrodt. Unterwegs sprach ich viel mit Landvoigt über Schlegel und über mich selbst. Den andern Morgen um ½5 Uhr giengen wir mit schon ziemlich müden Beinen unter Sonnenschein nach Thale. Der schöne Weg ward mir ziemlich sauer. Nach einer kurzen Ruh und Erquickung bestiegen wir den herrlichen Roßtrapp. Der Herunterweg machte mich fertig. Nach dem Mittagsmahl fuhren wir nach Ballenstedt zurück und brachten einen prächtigen Abend im Garten zu. Den andern Tag giengen wir nach Wiederstedt zurück. Wir sprachen viel von Philosophie. Ich wußte gut mir zu helfen und sprach recht leidlich. Von Quenstädt, wo der Pastor und seine Frau zu uns stießen, ward mir das Gehn sehr schwer und der Hals that mir von vielem Reden weh. Am Nachmittage hatt ich mich aber in Wiederstedt wieder so erholt, daß ich denselben recht angenehm gesellig im Garten zubrachte.

Den Dienstag giengen die Kinder mit Landvoigt weg. Dienstag und Mittwoch hab ich müßig und ohne viel zu denken hingebracht. Ich habe nichts gethan, als die Endorfschen Acten gelesen. Mit Elten hab ich mich viel unter-

halten und bin überhaupt sehr aufgeräumt gewesen und habe die Gesellschaft belustigt. So auch auf der ganzen Retourreise. Mittwoch Nachmittag hab ich ein Stündchen mit Elten über meine Situation gesprochen. Donnerstag Nachmittag sind wir in schönem Wetter nach Köthen gereist — wo ich mir von dem dortigen Buchhändler das Kampanerthal und den Mückenalmanach holte. Freytag früh kamen wir im Regenwetter nach Dessau. Nachmittags hellte sich aber der Himmel auf, und wir fuhren am köstlichsten Abend in Wörlitz ein. Auch der Sonnabend war schön. — Den Tag vollendeten wir die den ersten Abend gleich angefangene Ansicht des Gartens. Der Fürst fuhr mit Gesellschaft und Musik Nachmittags auf den Gondeln. Sonntags sahen wir das Schloß, das Gothische Haus, und fuhren Abends im himmlischen Wetter mit dem Kriegsrath von Viereck und seiner Frau auf der Gondel. Caroline war die ganzen Tage über kranck. Ich las das Kampanerthal mit vieler Freude diese Tage. Poland hatte mir von Weißenfels einen Brief von Schl(egel) mitgebracht, der wieder meine philosophirende Kraft in Thätigkeit sezte. Den Montag, wo wir nach Halle fuhren, und unterwegs in Dessau Georginen besahen, hatt ich zuweilen einen hellen Gedanken. Dienstag Mittag kamen wir wieder hier wohlbehalten an. Das Kanapee, worauf mein seliger Bruder so viel gelitten hat, afficirte mich sehr. Den Nachmittag kramte ich auf und fand mich Abend hell, denkend. Gestern früh schrieb ich philosophische Gedanken von Werth auf, las in Schellings Briefen über Dogmatismus und Kriticismus, fuhr mit meinem Vater nach Köthen, schrieb Nachmittags an Karl, gieng zu Severin und Abends mit Hamlet zu Bette. Heute früh las ich in Schellings Ich, in Schlegels Griechen, und machte die Rechnung für den Vater. Nach Tisch las ich wieder in den Griechen, gieng spazieren, und fantasirte mir, was ich wohl beginnen würde, wenn ich Churfürst von Sachsen wäre. Zu Hause machte

ich mich an den Meßkatalog — versuchte eine Uebersicht desselben. Müde von dieser Beschäftigung gieng ich abermals aus — das Wetter war herrlich — und machte litterairische Pläne. Besonders gefiel mir die Idee eines Journals unter dem Titel: Beyträge zur wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit. Historisch philosophische Uebersichten, wie z. B. mein Plan der Bearbeitung des Meßkatalogs, reitzen mich sehr und dünken mir sehr nüzlich. Mein Kopf war diesen Abend sehr hell. Ich fühle mich überhaupt um manchen Schritt vorgerückt. Auch mein Gedächtniß, meine Beobachtungsgabe und mein Ausdruck gewinnt. Meine Besonnenheit muß aber noch sehr steigen. Es giebt noch unendliche Lacunen. Mein Entschluß steht ganz unwandelbar. Seit der Reise nach dem Roßtrapp bin ich wieder ziemlich mit mir zufrieden. — Es muß aber immer besser werden. Besonnenheit und Ruhe ist die Hauptsache. Laß vorzüglich auch die Aufmercksamkeit auf gefälliges und vorsichtiges Betragen gegen den Vater nicht aus der Acht — hüte dich im Umgang mit Schlegeln, übe dich unaufhörlich in besonnener Wircksamkeit, habe Söfchen stets vor Augen — vergiß nicht die Kürze von drey Monaten — übernimm dich nicht — Sey mäßig — und überlaß dich nicht zu sehr deinem Hange zu vexiren und zu belustigen. Jezt schickt es sich doch nicht mehr recht für dich — wenigstens sehr mit Maas. Christus und Sophie.

30sten Junius. 104.

Gestern Abend im Bett erinnerte ich mich lebhaft an Sophie. Heute fuhren wir nach Dürrenberg. Nachmittags blättert ich in Schellings Ich und gieng nachher spazieren — kam mit vielen Gedanken nach Hause — schrieb auf — und verplauderte den Rest des Abends mit den Eltern auf Carolinens Stube.

1sten Julius 105.

Ich las früh in Schelling. Dann schrieb ich mit ziemlich stumpfen Sinnen an den Kr. A(mtmann). Nach Tisch vollendete ich den Brief und Einen nach Grüningen. Dann gieng ich spazieren — der Abend war Einer der Schönsten, die es giebt. Ich hatte einige Ideen über Aesthetik, nur war mein Kopf zu stumpf sie auszudenken. Abends schrieb ich an Schlegel. An S. denk ich recht oft — Selten gerührt — aber doch innig. Es scheint mir aber, als sollt ich meinen Erinnerungen doch noch mehr Zeit und Nachdenken widmen und mehr äußerlich in Ihrem Andenken leben. Zuviel gegessen hab ich heut wieder. O! ohne Sitten werd ich meines bessern Selbst nicht gewiß.

2ten Julius 106—6ten Julius 110.

Sonntag früh Schelling. Dann Rechnung für den Vater. Nachmittags nach Mertendorf — Abends Böhen getroffen — Schellings Ideen erhalten — Montag früh nach Dürrenberg. Nachmittags kam Böhen zu mir — dann kamen Schlegel und Langermann. Seitdem ist viel geschwazt, polemisirt, gescherzt und radotirt worden, bis auf den heutigen Tag. Mich ruinirt diese Lebensart gänzlich. Mittwoch hätt ich recht für mich genießen können, als den Tag der ersten Operation. Dienstag hat mir Langermann viel Gutes vom Kirschlorbeerwasser erzählt. Heute früh ein ernsthaftes Gespräch über den Selbstmord mit Langermann. Nachmittags nach Goseck gefahren.

Ich will nach Kösen, um allein zu seyn. Sie bleibt immer mein einziges Gut. Menschen passen sich nicht mehr für mich, so wie ich nicht mehr unter die Menschen passe.

14ten April 1799.

Vor drey und zwanzig Jahren betratst du, guter seliger Erasmus, zuerst den rauhen Pfad, der dich bis hieher

geführt hat. Heute, zum erstenmal seitdem, geht dieser Tag ungefeyert vorüber und statt der ehemaligen Glückwünsche drängt sich ein banger Seufzer hervor. Du bist aus unserer Mitte geschieden, und wir haben nichts von dir mehr übrig als das Andenken an dein Leiden. Zur Verpflanzung in ein besser Land wählt man gern Pflanzen aus stiefmütterlichem Boden. Sauer ist dir deine Wallfahrt geworden. Schwer waren die lezten Schritte. Nun ist's vorüber. Du blühst unter freundlicherm Himmel, und wir rennen und sehnen uns nach dem alten Gefährten und fühlen so drückend das Bley an unsern Füßen.

Den 15ten April 1800.

Süße Wehmuth ist der eigentliche Karacter einer ächten Liebe — das Element der Sehnsucht und Vereinigung.

Es giebt so manche Blumen auf dieser Welt, die überirrdischen Ursprungs sind, die in diesem Klima nicht gedeihen und eigentlich Herolde, rufende Boten eines bessern Daseyns sind. Unter diese Blumen gehört vorzüglich Religion und Liebe.

Das höchste Glück ist seine Geliebten gut und tugendhaft zu wissen. Die höchste Sorge ist die Sorge für ihren Edelsinn.

Aufmercksamkeit auf Gott und Achtsamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmlischen Ueberzeugung und Beruhigung in unsre Seelen einbricht, ist das Wohlthätigste, was man für sich und seine Lieben haben kann.

Den 16ten April.

Die Fröhlichkeit löst allmälich alle Bande. Daher schickt sie sich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befestigung jener Bande eine heilige, höhere Pflicht wird; Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Festen beywohnen. Ein milder Ernst ist ihre nöthige Stimmung, und eine klare Besonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältnisse ihr Beruf.

Wem es einmal klar geworden ist, daß die Welt Gottes Reich ist, wen einmal die große Ueberzeugung mit unendlicher Fülle durchdrang, der geht getrost des Lebens dunkeln Pfad und sieht mit tiefer, göttlicher Ruhe in die Stürme und Gefahren desselben hinein.

Den 17ten April.

Ein schuldloses Herz, und Bewußtseyn eines guten Willens und einer lobenswerthen Thätigkeit steht unter allen beruhigenden Mitteln oben an.

Den 23sten April.

Wo schläft ein Kind wohl sicherer, als in der Kammer seines Vaters.

Den 25sten Junius 1800.

Heftige Gewitter und andre Unterbrechungen des bürgerlichen Lebens sind poetische Irruptionen und Heilkräfte des einschlummernden Lebensgenusses.

Den 22sten Julius.

Es giebt unendlich viel unbekanntes Unglück, aber es giebt auch gewiß unendlich viel unbekannte Wohlthaten Gottes.

Die äußern Umstände machen schlechterdings nicht unser eigentliches Glück oder Unglück aus, sondern sie sind nur die willkührlichen Sprachzeichen eines unbekannten innern Geistes, dessen Daseyn oder Entfernung jene Nüancen bestimmt. Der wahre glückliche oder unglückliche Zustand ist schlechthin unbestimmbar und individuell. Jede Stunde, wo man von Unglück reden hört, ist eine Erbauungsstunde.

Den 27sten Julius.

Ich will nicht klagen mehr, ich will mich froh erheben
Und wohl zufrieden seyn mit meinem Lebenslauf.
Ein einzger Augenblick, wo Gott sich mir gegeben,
Wiegt Jahrelange Leiden auf.

Wenn man recht fleißig an die unendliche Unsicherheit

der menschlichen Glücksgüter denkt, so muß man endlich gleichgültig und muthig werden.

Alle Aengstlichkeit kommt vom Teufel. Der Muth und die Freudigkeit ist von Gott.

Was ist eine ängstliche Stunde, eine peinvolle Nacht, ein trüber Monat gegen die lange, glückliche Ewigkeit.

Ist denn J(ulie) glücklicher und sichrer mit mir, als mit Gott?

Nur Glauben, Herr, und Zuversicht,
So fürcht' ich mich für mich und die Geliebte nicht.

Die Zukunft ist nicht für den Kranken — nur der Blick des Gesunden kann sich dreist in ihre wunderlichen Wogen verlieren. Unglück ist der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher sich auch die alten Heiligen selbst in Unglück stürzten.

Wo Sophie und Erasmus wachen, kann ich wohl ruhig seyn.

Laß uns unsern Herrn im Himmel loben,
Glauben kommt und Heiterkeit von oben.

Alles, was wir Zufall nennen, ist von Gott.

Mußte nicht Christus seine Mutter auch unendlich leiden sehn? O! er weiß, wie einem zu Muthe ist, wenn man seine Geliebten leiden sieht, weil wir leiden.

Du hast so viele Lieben um dich und genießest so wenig ihre Liebe.

Die Liebe sollte eigentlich der wahre Trost und Lebensgenuß eines ächten Christen seyn.

Wenn nur körperliche Unruhe nicht immer Seelenunruhe würde! Auf den Körper läßt sich nicht immer würcken; aber in der Seele sollte man sich die Herrschaft mit Gottes Hülfe zu erwerben suchen, um recht ruhig zu seyn. Ist die Seele ruhig, so wird auch der Körper bald beruhigt.

Man sollte sich schämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte zu denken, was man wollte. Bitte Gott um seinen Beystand, daß er dir die ängstlichen Gedanken verjagen helfe. Lerne nur erst einen ängstlichen Gedanken auch gleich als solchen kennen. Mit innigem Gebet und festem Vorsatz ist vieles möglich. Sobald du ängstlich wirst und traurige, bängliche Vorstellungen sich dir aufdringen, fange an recht herzlich zu beten. Gelingts die erstenmale nicht, so gelingts gewiß mit der Zeit.

Hat man Gott im Herzen, so grübelt man nicht. Man hat nur Eine große, erhebende Empfindung in seiner Seele. Aus dem göttlichen Gesichtspuncte giebts keine Wolken — da ist nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit. Der Mann ist anders, als das Kind. Mannseyn kommt von Gott. Die Alten waren immer fröhlich. Was nicht gleich helfen will, hilft nach gerade. Nur nicht den Muth und den Glauben verloren. Stelle dir vor, du seyst ein Fremder und müßtest dich trösten — Würdest du da nicht oft sagen — Herr, seyn Sie kein Kind! Die Bänglichkeit geht vorüber — Ein Mann und Christ muß auch Bangigkeit geduldig ertragen. Heißt das Christenthum, so kleinmüthig zu seyn? Habt Ihr denn nicht einen Funken Stolz und Schaam in Eurem Herzen? Schämt Euch, großer Mensch, vor Euch selbst. Hat Euch darum der liebe Gott. so harte Prüfungen zugeschickt, daß Ihr gleich verzagen müßt? Es wird besser, und statt kindlich dankbar zu seyn, bangt Ihr wie ein Weib.

Wer eine reitzbare Seele hat, bey dem weckt ganz natürlich die Gegenwart Eines Unglücks die ganze Schaar des andern Unglücks auf, und nun gehts im Sturm und Zittern alles bunt durcheinander, ohne Verstand und Ueberlegung

Den 1sten September.

Heute hatte ich einen äußerst gesegneten Tag. Nur früh einige leise Anwandlungen von Aengstlichkeit. Nachher den

ganzen Tag unaussprechlich ruhig, starck, muthig, frey und gelassen. Ich habe Gott recht herzlich gedankt. Ach! um meiner guten Julie willen; auch wegen meiner andern Lieben. Ich sehe schon tausend Früchte dieser trüben Stunden. Die Liebe der Meinigen und andrer guter Menschen, die Pflichten gegen Krancke und Nothleidende, das hohe Glück der innern Gesundheit und Ruhe, die innigere Anhänglichkeit an Gott und Jesus, der Trost eines unbescholtenen Lebenswandels und eines sanften, gutmüthigen Bezeugens gegen andere Menschen — alles ist mir klarer, deutlicher und kräftiger geworden. Auch über die Natur der Angst und die Mittel, sie wenigstens zu mäßigen, habe ich einige wohlthätige Erfahrungen gemacht. Sobald eine bestimmte Empfindung kommt, ist die Angst weg. Die Angst ist ein Schwanken, eine Ungewißheit, meist körperlich. Der Gesunde ist immer ruhig, selbst unter den schlimmsten Umständen.

Am 6sten September.

Wenn man sich nur immer recht lebhaft sagen könnte, daß die Angst meist körperlich ist. Mein Magen hat mir lediglich vorgestern und gestern die trüben und unruhigen Stunden verursacht. Heute früh währte es nur eine Weile. Sobald ich den Magen gestärckt, ward ich unbeschreiblich ruhig und heiter, und habe so bis jezt zugebracht. Die Welt wird dann in einem Augenblick anders. Selbst das Traurigste erscheint mild, und man findet wieder an allem Behagen — an Arbeiten, Gehn, Sitzen, Gesellschaft 2c. Alle Hoffnungen erwachen; der Nebel verschwindet, und der innigste Dank gegen Gott erfüllt uns auf das Wohlthätigste. Ruhe ist der wahre Zustand des Menschen. Für den Ruhigen ist jede äußre Lage erträglich, und selbst angenehm. Es ist nicht das fatale Treiben zu spüren, und selbst Langeweile erträgt sich leicht. Dem Ruhigen ist alles leicht und bequem. Alle Vorstellungen, alle Gedanken an Reli-

gion werden kräftig und erfreulich, und die wahrhaft himmlische Lust der Thätigkeit erwacht mit Kraft.

Ich kann noch lange Blut auswerfen — aber wird das helfen, daß ich mich jedesmal von neuem ängstige? Angst schadet — Muth stärckt. So ein Zufall verliert sich nicht gleich. Des Herrn Wille geschehe — nicht der Meinige. Ich muß darauf gefaßt seyn und denken, es wird sich schon nach gerade verlieren. Hat es der Doctor doch zwey Jahre gehabt. Geduld und Ergebung in den Willen Gottes sind die besten Hülfsmittel. Auch diese Läuterung soll ich empfahen. Gott weiß die Zeit der Kranckheit, denn jegliche Kranckheit hat ihre Zeit. Fein kindlich, das ist das Beste. Es ist nichts schwerer, als mit sich selbst Geduld haben — seine eigne Schwachheit zu tragen. Gott hilft zu allem.

Lehrjahre der höhern Lebenskunst, Studien der Gemüthsbildung.

Den 8ten October. 1800.

Der Unruhe und Angst zu widerstehn, dazu gehört die höchste Geduld. Es ist aber auch das beste Hülfsmittel dagegen.

Allemal folgt die höchste Ruhe auf unruhige Momente. Nachgiebigkeit gegen ängstliche Wünsche vermehrt die Disposition. Trotz und absichtliche Hingebung sind sehr heilsam.

Heute war ich sehr heiter und behaglich. Ich habe mit Lust und gut gearbeitet. Es entstand geistige Wärme, und die männlichste Entschlossenheit erfüllte mich.

Ganz spät Abends drohte ein Anfall. Ich ward sehr ängstlich.

Den 9ten October.

Heute früh war ich zwar etwas ängstlich. Indeß hab ich doch fleißig gearbeitet und mich nicht stören lassen. Morgen kann wieder das Blut in Ruhe und die alte Be-

haglichkeit hergestellt seyn. Ich will mich möglichst immer weniger stören lassen in meinen Geschäften — geduldig auf bessre Zeiten warten und die kräncklichen Schwachheiten und Aengstlichkeiten abschaffen z. B. die Angst nach Gesellschaft.

O! daß ich Märtyrersinn hätte!

Wähl' ich nicht alle meine Schicksale seit Ewigkeiten selbst? Jeder trübe Gedanke ist ein irrdischer, vorübergehender Gedanke der Angst.

Jede trübe Stimmung ist Illusion.

Die Aengstlichkeit dauerte bis Abends um fünf Uhr. Nachher ward ich äußerst heiter, wozu besonders der genehmigte Plan kam, gleich nach Siebeneichen reisen zu dürfen, der mich sehr belebte. Ganz spät kam eine Beängstigung, wahrscheinlich von Blähungen, die bald abgiengen, und ich vermochte durch innige religiöse Vorstellungen das fatale Erschrecken zu vermeiden. Die Stunden nach dem Aufstehen und die nach Tische sind vorzüglich Aengstlichkeiten günstig.

Den 16ten October

Seither hab ich mich sehr wohl befunden und keinen Anfall von Aengstlichkeit gehabt. Dies beweist deutlich, daß alle Aengstlichkeit ganz unabhängig von äußern Umständen ist.

Am besten ist es, wenn man den Sinn hat, alles Geschehene mit freudigem Herzen wie eine Wohlthat Gottes hinzunehmen. Durch Gebet erlangt man alles. Gebet ist eine universale Arzney. Jezt vor der Hand hab ich auf zwey Fälle zu denken, 1. auf den Fall, daß ich heyrathe, 2. daß ich nicht heyrathe. Ich werde, wenn ich erst mit Weigel gesprochen habe, umständlich an Röschlaub schreiben, Opium und Mandelwasser anschaffen. — ad. 1) giebt sich alles von selbst. Dann hab ich nur um Entschlossenheit und Pflichtgefühl zu bitten, und auf Arbeit und Zerstreuung zu denken. ad. 2) Muß ich mich mit Lektüre versehn. Als 1. Script. rer. Germ. 2. Sächsische Geschichte. 3. Gibbon.

4 Thucydides. 5. Livius. 6. Tacitus. Sallust. 7. Schmidts Geschichte der Deutschen. Bey unserem Hofmeister las ich die lateinischen Geschichtsbücher, und er kann mir Gesellschaft leisten und vorlesen. Bodé aus Humens franz. Geschichte von England, die in Schlöben ist, oder sonst Französische Bücher. Ich mache mich mit dem Superintendenten und dem neuen Director bekannt — sehe mehrere Leute als Böhen, Zentschen, Schaufuß, Schlegels in Burgw., Wirker u. s. w. Wird es schlimmer, so verreis ich nach Leipzig, Bamberg oder Jena. Sonst reis ich viel mit dem Vater, und bin fleißig in der Mathematik u. s. w. Wenn ich nicht heyrathe, will ich nach Reichenhall und Klagenfurt.

Entwürfe.

Ein junger Officier will heyrathen und spricht darüber mit seinem Bruder, welcher ihm sein Vorhaben auszureden sucht. Er bleibt aber bey seinem Entschlusse und verliebt sich erstlich in ein reiches Mädchen, was er nicht gesehen hat; alsdann, da ihn diese ausschlägt und er sich sehr darüber betrübt, in ein anderes artiges Frauenzimmer, ohne Vermögen, dann in eine reiche ältere Person, die ihn aus Gewissenszweifeln ausschlägt und Herrnhuterin wird. So gelangt er nach dreyfacher Betrübniß zur Ruhe und Zufriedenheit mit seinem Stande und wird ein großer Dichter.

Ein Gelehrter hat eine Frau, auf deren wissenschaftliche und künstliche Bildung er sich viel zu Gute thut und sie für sehr treu aus poetischem Enthusiasmus für treue Liebe hält; über deren nachherige Untreue er in große Betrübniß verfällt; worauf er, um sich wieder zu erholen, seine Zuflucht zu einem Dienstmädchen nimmt, die er durch die Kraft seiner Bildung leicht zu überreden hofft, aber von ihrem Bräutigam, der sich statt ihrer ins Bett legt, übel empfangen und mit Schlägen wohl zugerichtet wird, also daß er zu seinem Schüler mit vieler Traurigkeit sagt: Wollte Gott! daß es umgekehrt gewesen wäre und meine Frau die Bildung der Magd, die Magd aber die Bildung der Frau gehabt hätte,

so würde ich kein Hahnrey seyn und mir den Buckel schmieren lassen müssen, denn ich sehe wohl, daß bey einem Frauenzimmer, je ordentlicher und behender die Gedanken werden, desto unordentlicher und biegsamer werden die Begierden, und könnt Ihr, werthester Freund, Euch meines Exempels zur heilsamen Lehre bedienen.

An dem ersten Ostertag.

Eine Rede von Fridrich.

Ueberwunden hat der Herr den Tod.
Des Menschen Sohn und Gott
Ist auferstanden,
Ein Sieger auferstanden.

Rein, entweiht von keiner Sünde nicht,
Trug er des Herrn Gericht,
Daß wir von Sünden
Erlöst, Gott wiederfinden.

Heil, Verwerfung, Tod und Leben ist
Dein Werck, Gott Jesu Christ,
Du willst das Leben
Den Ueberwindern geben. Halleluja.

Man ist schon zu sehr gewöhnt, feyerliche Handlungen und besonders die der Religion, gleichgültig zu übersehen und sie nur in Absicht des äußerlichen Prunkes zu beurtheilen. Man freut sich gewöhnlich auf diese Tage, nur um da ein müßiges Leben zu führen und sich da mit Lustbarkeiten zu vergnügen. Freylich sezte Gott oder die Obrigkeit diese Tage ein, um die Menschen da ruhn und zu sich selbst kommen zu lassen, aber dies war nicht die einzige Ursache, sondern man wollte auch ihnen bessre Gelegenheit dadurch geben, über die Wichtigkeit eines solchen Tages in Absicht

ihrer selbst und der gesammten Menschheit nachzudenken. Laßt uns wenigstens jezt eine Stunde dazu anwenden, über diesen Tag nachzudenken und einige wichtige Wahrheiten zu überlegen. Doch wollen wir vorher singen: Liebster Jesu wir sind hier ꝛc. ꝛc.

(Vater unser. — Evangelium.)

Gedichte.

Hymnen an die Nacht.

Welcher Lebendige,
Sinnbegabte
Liebt nicht vor allen
Wundererscheinungen
Des verbreiteten Raums um ihn
Das allerfreuliche Licht —
Mit seinen Strahlen und Wogen
Seinen Farben
Seiner milden Allgegenwart
Im Tage.
Wie des Lebens
Innerste Seele
Athmet es die Riesenwelt
Der rastlosen Gestirne,
Die in seinem blauen Meere schwimmen,
Athmet es der funkelnde Stein,
Die ruhige Pflanze
Und der Thiere
Vielgestaltete
Immerbewegte Kraft.
Athmen es vielfarbige
Wolken und Lüfte
Und vor allen
Die herrlichen Fremdlinge
Mit den sinnvollen Augen,
Dem schwebenden Gange
Und dem tönenden Munde.
Wie ein König

Der irrdischen Natur
Ruft es jede Kraft
Zu zahllosen Verwandlungen,
Und seine Gegenwart allein
Offenbart die Wunderherrlichkeit
Des irrdischen Reichs.
Abwärts wend' ich mich
Zu der heiligen, unaussprechlichen
Geheimnißvollen Nacht —
Fernab liegt die Welt,
Wie versenkt in eine tiefe Gruft,
Wie wüst und einsam ihre Stelle!
Tiefe Wehmuth
Weht in den Saythen der Brust.
Fernen der Erinnerung,
Wünsche der Jugend,
Der Kindheit Träume,
Des ganzen langen Lebens
Kurze Freuden
Und vergebliche Hoffnungen
Kommen in grauen Kleidern,
Wie Abendnebel
Nach der Sonne
Untergang.
Fernab liegt die Welt
Mit ihren bunten Genüssen.
In andern Räumen
Schlug das Licht auf
Die luftigen Gezelte.
Sollte es nie wieder kommen
Zu seinen treuen Kindern,
Seinen Gärten,
In sein herrliches Haus?
Doch was quillt
So kühl und erquicklich,
So ahndungsvoll

Unterm Herzen
Und verschluckt
Der Wehmuth weiche Luft?
Hast auch du
Ein menschliches Herz,
Dunkle Nacht?
Was hältst du
Unter deinem Mantel,
Das mir unsichtbar kräftig
An die Seele geht?
Du scheinst nur furchtbar —
Köstlicher Balsam
Träuft aus deiner Hand,
Aus dem Bündel Mohn.
In süßer Trunkenheit
Entfaltest du die schweren Flügel des Gemüths.
Und schenkst uns Freuden
Dunkel und unaussprechlich,
Heimlich, wie du selbst bist,
Freuden, die uns
Einen Himmel ahnden lassen.
Wie arm und kindisch
Dünkt mir das Licht
Mit seinen bunten Dingen,
Wie erfreulich und gesegnet
Des Tages Abschied.
Also nur darum,
Weil die Nacht dir
Abwendig macht die Dienenden,
Säetest du
In des Raumes Weiten
Die leuchtenden Kugeln,
Zu verkünden deine Allmacht,
Deine Wiederkehr
In den Zeiten deiner Entfernung.
Himmlischer als jene blitzenden Sterne

In jenen Weiten
Dünken uns die unendlichen Augen,
Die die Nacht
In uns geöffnet.
Weiter sehn sie
Als die blässesten
Jener zahllosen Heere,
Unbedürftig des Lichts
Durchschaun sie die Tiefen
Eines liebenden Gemüths,
Was einen höhern Raum
Mit unsäglicher Wollust füllt.
Preis der Weltköniginn,
Der hohen Verkündigerinn
Heiliger Welt,
Der Pflegerinn
Seliger Liebe.
Du kommst, Geliebte —
Die Nacht ist da —
Entzückt ist meine Seele —
Vorüber ist der irrdische Weg
Und du bist wieder Mein.
Ich schaue dir ins tiefe dunkle Auge,
Sehe nichts als Lieb und Seligkeit.
Wir sinken auf der Nacht Altar
Aufs weiche Lager —
Die Hülle fällt
Und angezündet von dem warmen Druck
Entglüht des süßen Opfers
Reine Glut.

Muß immer der Morgen wieder kommen?
Endet nie des Irrdischen Gewalt?
Unselige Geschäftigkeit verzehrt
Den himmlischen Anflug der Nacht?
Wird nie der Liebe geheimes Opfer

Ewig brennen?
Zugemessen ward
Dem Lichte Seine Zeit
Und dem Wachen —
Aber zeitlos ist der Nacht Herrschaft,
Ewig ist die Dauer des Schlafs.
Heiliger Schlaf!
Beglücke zu selten nicht
Der Nacht Geweihte —
In diesem irrdischen Tagwerck.
Nur die Thoren verkennen dich
Und wissen von keinem Schlaf
Als den Schatten,
Den du mitleidig auf uns wirfst
In jener Dämmrung
Der wahrhaften Nacht.
Sie fühlen dich nicht
In der goldnen Flut der Trauben,
In des Mandelbaums
Wunderöl
Und im braunen Safte des Mohns.
Sie wissen nicht,
Daß du es bist,
Der des zarten Mädchens
Busen umschwebt
Und zum Himmel den Schoos macht —
Ahnden nicht,
Daß aus alten Geschichten
Du himmelöffnend entgegen trittst
Und den Schlüssel trägst
Zu den Wohnungen der Seligen,
Unendlicher Geheimnisse
Schweigender Bote.

3 ———

Einst, da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann und ich einsam stand an dem

dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens begrub, Einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch — Wie ich da nach Hülfe umherschaute, Vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht — und am fliehenden, verlöschten Leben mit unendlicher Sehnsucht hing — da kam aus blauen Fernen, Von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer — Und mit einemmale riß das Band der Geburt, des Lichtes Fessel — Hin floh die irrdische Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr. Zusammen floß die Wehmuth in Eine neue, unergründliche Welt — du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels, kamst über mich. Die Gegend hob sich sacht empor — über der Gegend schwebte mein entbundner, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel, und durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In Ihren Augen ruhte die Ewigkeit — ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen — Das war der erste Traum in dir. Er zog vorüber, aber sein Abglanz blieb, der ewige unerschütterliche Glauben an den Nachthimmel und seine Sonne, die Geliebte.

Nun weiß ich, wenn der lezte Morgen seyn wird — wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht, wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit verläßt mich nun nicht wieder. Weit und mühsam war der Weg zum heiligen Grabe, und das Kreutz war schwer. Wessen Mund einmal die krystallene Woge nezte, die, gemeinen Sinnen unsichtbar, quillt in des Hügels dunkelm Schoos, an dessen Fuß die irrdische Flut bricht, wer oben stand auf diesem Grenzgebürge der Welt und hinüber sah in das neue Land, in der

Nacht Wohnsitz: warlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht regiert und ewige Unruh haust. Oben baut er sich Hütten, Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn — in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irrdische schwimmt oben auf und wird von der Höhe hinabgespült, aber was heilig ward durch der Liebe Berührung, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Wolken, sich mit entschlummerten Lieben mischt.

Noch weckst du,
Muntres Licht,
Den Müden zur Arbeit —
Flößest fröhliches Leben mir ein.
Aber du lockst mich
Von der Erinnerung
Moosigen Denkmal nicht.
Gern will ich
Die fleißigen Hände rühren,
Ueberall umschaun,
Wo du mich brauchst,
Rühmen deines Glanzes
Volle Pracht,
Unverdrossen verfolgen
Den schönen Zusammenhang
Deines künstlichen Werks,
Gern betrachten
Den sinnvollen Gang
Deiner gewaltigen
Leuchtenden Uhr,
Ergründen der Kräfte
Ebenmaas
Und die Regeln
Des Wunderspiels
Unzähliger Räume
Und ihrer Zeiten.

Aber getreu der Nacht
Bleibt mein geheimes Herz
Und ihrer Tochter,
Der schaffenden Liebe.
Kannst du mir zeigen
Ein ewig treues Herz?
Hat deine Sonne
Freundliche Augen,
Die mich erkennen?
Fassen deine Sterne
Meine verlangende Hand?
Geben mir wieder
Den zärtlichen Druck?
Hast du mit Farben
Und leichten Umriß
Sie geschmückt?
Oder war Sie es,
Die deinem Schmuck
Höhere, liebere Bedeutung gab?
Welche Wollust,
Welchen Genuß
Bietet dein Leben,
Die aufwögen
Des Todes Entzückungen?
Trägt nicht alles,
Was uns begeistert,
Die Farbe der Nacht —
Sie trägt dich mütterlich
Und ihr verdankst du
All deine Herrlichkeit.
Du verflögst
In dir selbst,
In endlosen Raum
Zergiengest du,
Wenn sie dich nicht hielte —
Dich nicht bände,

Daß du warm würdest
Und flammend
Die Welt zeugtest.
War ich ich war eh du warst,
Mit meinem Geschlecht
Schickte die Mutter mich
Zu bewohnen deine Welt
Und zu heiligen sie
Mit Liebe.
Zu geben
Menschlichen Sinn
Deinen Schöpfungen.
Noch reiften sie nicht,
Diese göttlichen Gedanken.
Noch sind der Spuren
Unsrer Gegenwart
Wenig.
Einst zeigt deine Uhr
Das Ende der Zeit,
Wenn du wirst
Wie unser Einer
Und voll Sehnsucht
Auslöschest und stirbst.
In mir fühl ich
Der Geschäftigkeit Ende,
Himmlische Freyheit,
Selige Rückkehr.
In wilden Schmerzen
Erkenn ich deine Entfernung
Von unsrer Heymath,
Deinen Widerstand
Gegen den alten,
Herrlichen Himmel.
Umsonst ist deine Wuth,
Dein Toben.
Unverbrennlich

Steht das Kreutz,
Eine Siegesfahne
Unsres Geschlechts.
Hinüber wall ich,
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust seyn.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schoos.
Unendliches Leben
Kommt über mich,
Ich sehe von oben
Herunter auf dich.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den kühlen Kranz.
O! sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich bald ewig
Entschlummern kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Und harr in den Stürmen
Des Lebens voll Muth.

[Von ihm will ich reden
Und liebend verkünden,
So lang ich
Unter Menschen noch bin.
Denn ohne ihn
Was wär unser Geschlecht,
Und was sprächen die Menschen,
Wenn sie nicht sprächen von ihm,

Ihrem Stifter,
Ihrem Geiste.]

5

Ueber der Menschen
Weitverbreitete Stämme
Herrschte vor Zeiten
Ein eisernes Schicksal
Mit stummer Gewalt.
Eine dunkle,
Schwere Binde
Lag um ihre
Bange Seele.
Unendlich war die Erde.
Der Götter Aufenthalt
Und ihre Heymath.
Reich an Kleinoden
Und herrlichen Wundern.
Seit Ewigkeiten
Stand ihr geheimnißvoller Bau.
Ueber des Morgens
Blauen Bergen,
In des Meeres
Hochheiligen Schoos
Wohnte die Sonne,
Das allzündende
Lebendige Licht.
Ein alter Riese
Trug die selige Welt.
Fest unter Bergen
Lagen die Ursöhne
Der Mutter Erde —
Ohnmächtig
In ihrer zerstörenden Wuth
Gegen das neue
Herrliche Göttergeschlecht.
Und die befreundeten
Fröhlichen Menschen.

Des Meeres dunkle,
Blaue Tiefe
War einer Göttin Schoos.
Himmlische Schaaren
Wohnten in fröhlicher Lust
In den krystallenen Grotten —
Flüsse und Bäume,
Blumen und Thiere
Hatten menschlichen Sinn.
Süßer schmeckte der Wein,
Weil ihn blühende Götterjugend
Den Menschen gab —
Des goldnen Korns
Volle Garben
Waren ein göttliches Geschenk.
Der Liebe trunkne Freuden
Ein heiliger Dienst
Der himmlischen Schönheit.
So war das Leben
Ein ewiges Fest
Der Götter und Menschen.
Und kindlich verehrten
Alle Geschlechter
Die zarte, köstliche Flamme
Als das Höchste der Welt.
Nur Ein Gedanke wars,

Der furchtbar zu den frohen Tischen trat
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath,
Der das Gemüth mit süßem Troste füllte;
Geheimnißvoll war dieses Unholds Pfad,
Des Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte —
Es war der Tod, der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschieden,
Was hier das Herz in süßer Wollust regt —

Getrennt von den Geliebten, die hinieden
Vergebne Sehnsucht, langes Weh bewegt, —
Schien nur dem Todten matter Traum beschieden,
Ohnmächtiges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnenglut
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,
Ein blasser Jüngling löscht das Licht und ruht —
Sanft ist das Ende, wie ein Wehn der Harfe —
Erinnrung schmilzt in kühler Schattenflut;
Die Dichtung sangs dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthselt blieb die ewge Nacht,
Das ernste Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte
Die Alte Welt sich,
Der lustige Garten
Des jungen Geschlechts
Verwelkte,
Und hinaus
In den freyern Raum
Strebten die erwachsenen,
Unkindlichen Menschen.
Verschwunden waren die Götter,
Einsam und leblos
Stand die Natur,
Entseelt von der strengen Zahl
Und der eisernen Kette.
Gesetze wurden.
Und in Begriffe,
Wie in Staub und Lüfte,
Zerfiel die unermeßliche Blüthe
Des tausendfachen Lebens.
Entflohn war
Der allmächtige Glauben

Und die allverwandelnde,
Allverschwisternde
Himmelsgenossin,
Die Fantasie.
Unfreundlich blies
Ein kalter Nordwind
Ueber die erstarrte Flur,
Und die Wunderheymath
Verflog in den Aether,
Und des Himmels
Unendliche Fernen
Füllten mit leuchtenden
Welten sich.
Ins tiefere Heiligthum,
In des Gemüths höhern Raum
Zog die Seele der Welt
Mit ihren Mächten,
Zu walten dort
Bis zum Anbruch
Des neuen Tags,
Der höhern Weltherrlichkeit.
Nicht mehr war das Licht
Der Götter Aufenthalt
Und himmlisches Zeichen —
Den Schleyer der Nacht
Warfen Sie über sich,
Die Nacht ward
Der Offenbarungen
Fruchtbarer Schoos.
Mitten unter den Menschen
Im Volk, das vor allen
Verachtet,
Zu früh reif,
Und der seligen Unschuld
Der Jugend
Trotzig fremd geworden war,

Erschien die neue Welt
Mit niegesehnem Angesicht —
In der Armuth
Wunderbarer Hütte,
Ein Sohn der ersten Jungfrau
Und Mutter —
Geheimnißvoller Umarmung
Unendliche Frucht.
Des Morgenlandes
Ahndende, blüthenreiche
Weisheit
Erkannte zuerst
Der neuen Zeit Beginn.
Ein Stern wies ihr den Weg
Zu des Königs
Demüthiger Wiege.
In der weiten Zukunft Namen.
Huldigte sie ihm
Mit Glanz und Duft,
Den höchsten Wundern der Natur.
Einsam entfaltete
Das himmlische Herz sich
Zu der Liebe
Glühenden Schoos
Des Vaters hohen Antlitz zugewandt —
Und ruhend an dem ahndungsselgen Busen
Der lieblichernsten Mutter.
Mit vergötternder Inbrunst
Schaute das weissagende Auge
Des blühenden Kindes
Auf die Tage der Zukunft,
Nach seinen Geliebten,
Den Sprossen seines Götterstamms,
Unbekümmert über seiner Tage
Irrdisches Schicksal.
Bald sammelten die kindlichsten Gemüther,
Von allmächtiger Liebe

Wundersam ergriffen,
Sich um ihn her.
Wie Blumen keimte
Ein neues, fremdes Leben
In seiner Nähe —
Unerschöpfliche Worte
Und der Botschaften fröhlichste
Fielen wie Funken
Eines göttlichen Geistes
Von seinen freundlichen Lippen.
Von ferner Küste,
Unter Hellas
Heitern Himmel geboren,
Kam ein Sänger
Nach Palaestina.
Und ergab sein ganzes Herz
Dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsren Gräbern steht in tiefem Sinnen,
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen;
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit,
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ewge Leben kund,
Du bist der Tod und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog
Voll Freudigkeit
Nach Indostan
Und nahm ein Herz
Voll ewger Liebe mit
Und schüttete
In feurigen Gesängen
Es unter jenem milden Himmel aus,
Der traulicher
An die Erde sich schmiegt,
Daß tausend Herzen

Sich zu ihm neigten
Und die fröhliche Botschaft
Tausendzweigig emporwuchs.
Bald nach des Sängers Abschied
Ward das köstliche Leben
Ein Opfer des menschlichen
Tiefen Verfalls —
Er starb in jungen Jahren
Weggerissen
Von der geliebten Welt,
Von der weinenden Mutter
Und seinen Freunden.
Der unsäglichen Leiden
Dunkeln Kelch
Leerte der heilige Mund;
In entsezlicher Angst
Naht ihm die Stunde der Geburt
Der neuen Welt.
Hart rang er mit des alten Todes Schrecken,
Schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm,
Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter —
Da kam der ewigen Liebe
Lösende Hand —
Und er entschlief.
Nur wenig Tage
Hieng ein tiefer Schleyer
Ueber das brausende Meer, über das finstre, bebende Land,
Unzählige Thränen
Weinten die Geliebten.
Entsiegelt ward das Geheimniß,
Himmlische Geister hoben
Den uralten Stein
Vom dunklen Grabe —
Engel saßen bey dem Schlummernden,
Lieblicher Träume
Zartes Sinnbild.

Er stieg, in neuer Götterherrlichkeit
Erwacht, auf die Höhe
Der verjüngten, neugebornen Welt,
Begrub mit eigner Hand
Die alte mit ihm gestorbne Welt,
In die verlaßne Höhle
Und legte mit allmächtiger Kraft
Den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.
Noch weinen deine Lieben
Thränen der Freude,
Thränen der Rührung
Und des unendlichen Danks
An deinem Grabe —
Sehn dich noch immer
Freudig erschreckt
Auferstehn
Und sich mit dir —
Mit süßer Inbrunst
Weinen an der Mutter
Seligen Busen
Und an der Freunde
Treuem Herzen —
Eilen mit voller Sehnsucht
In des Vaters Arm,
Bringend die junge,
Kindliche Menschheit
Und der goldnen Zukunft
Unversieglichen Trank.
Die Mutter eilte bald dir nach
In himmlischen Triumph,
Sie war die Erste
In der neuen Heymath
Bey dir.
Lange Zeiten
Entflossen seitdem,
Und in immer höhern Glanze

Regte deine neue Schöpfung sich.
Und Tausende zogen
Aus Schmerzen und Qualen
Voll Glauben und Sehnsucht
Und Treue dir nach.
Und walten mit dir
Und der himmlischen Jungfrau
Im Reiche der Liebe
Und dienen im Tempel
Des himmlischen Todes.

Gehoben ist der Stein,
Die Menschheit ist erstanden.
Wir alle bleiben dein,
Und fühlen keine Banden.
Der herbste Kummer fleucht
Im lezten Abendmahle.
Vor deiner goldnen Schaale,
Wenn Erd und Leben weicht.

Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle.
Die Jungfraun sind zur Stelle,
Um Oel ist keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge schon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menschenzung und Ton.

Nach dir, Maria, heben
Schon tausend Herzen sich;
In diesem Schattenleben
Verlangten sie nur dich.
Sie hoffen zu genesen
Mit ahndungsvoller Lust,
Drückst du sie, heilges Wesen,
An deine treue Brust.

So manche, die sich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieser Welt entfliehend
Nur dir sich zugekehrt;
Die hülfreich uns erschienen
In mancher Noth und Pein —
Wir kommen nun zu ihnen,
Um ewig da zu seyn.

Nun weint an keinem Grabe
Für Schmerz, wer liebend glaubt.
Der Liebe süße Habe
Wird keinem nicht geraubt.
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm sein Herz bewacht.
Die Sehnsucht ihm zu lindern,
Begeistert ihn die Nacht.

Getrost, das Leben schreitet
Zum ewgen Leben hin;
Von innrer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen,
Und lichte Sterne seyn.

Die Lieb ist frey gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer —
Nur Eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht —
Und unser aller Sonne
Ist Gottes Angesicht.

Sehnsucht nach dem Tode 6

Hinunter in der Erde Schoos,
Weg aus des Lichtes Reichen!

Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer,
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde gieng uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb und Treue —
Das Alte wird hintangestellt,
Was kümmert uns das Neue?
O! einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo an Blüthen reich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,

Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
Und hier auf dieser Welt wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heymath gehn,
Um diese heilge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf —
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr —
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir däucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los,
Und senkt uns in des Vaters Schoos.

Geistliche Lieder.

I.

Ohne ihn und mit ihm.

Was wär' ich ohne dich gewesen,
Was würd' ich ohne dich nicht seyn?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen,
Ständ ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb und Sehnen,
Erschien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus;
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben
Und bin ich seiner erst gewiß,
O! wie verzehrt ein lichtes Leben
Nicht schnell die bange Finsterniß.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden,
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben wird zur Liebesstunde,
Die ganze Welt sprüht Lieb und Lust,
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frey und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib ich sein demuthsvolles Kind:
Gewiß, ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet sie zu uns herein.
Der Himmel ist bey uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an —
Die Einer Liebe mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht, wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werck schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und wards in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menschensohn, voll Lieb' und Macht,

Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sah'n wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bey uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit.
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber, wie ein selger Traum,
Und, ewger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerckte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenkranze.
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieses reift.

II.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung,
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung.

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel selges Kind —

Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen, ewiglichten Flammen
Längstverstiebte Funken hier zusammen.

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut —
Ewgen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensflut —
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ewgen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn —
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden —
Blüthe nach dem Sonnenschein —
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er, wie ein treues Weib, dir eigen.

Unser ist sie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime längst geweckt,
Und so laßt im vollen Gottesgarten
Treu uns jede Knosp' und Blüthe warten.

III.

Wer einsam sizt in seiner Kammer,
Und schwere bittre Thränen weint,

Wem nur gefärbt von Roth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsezlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein:
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein!

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bey ihm, was du geliebt;
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

IV.

Unter tausend frohen Stunden,
Die im Leben ich gefunden,
Blieb nur Eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen
Wer für mich gestorben sey.

Meine Welt war mir zerbrochen.
Wie von einem Wurm gestochen,
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein gehoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage keiner,
Ewig werd' ich dies nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig still und offen stehn.

V.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er Mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich alles gern,
Folg an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir seyn,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab ich auch die Welt.
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleyer hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irrdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längstvermißte Brüder
Find ich nun in seinen Jüngern wieder.

VI.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergiengst für mich in Schmerz;
Drum geb ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bey;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig seyn mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

VII.

Weinen muß ich, immer weinen
Möcht er einmal nur erscheinen,
Einmal nur von ferne mir.
Heilge Wehmuth — ewig währen
Meine Schmerzen, meine Zähren —
Gleich erstarren möcht ich hier.

Ewig seh ich ihn nur leiden,
Ewig bittend ihn verscheiden.
O! daß dieses Herz nicht bricht,
Meine Augen sich nicht schließen —
Ganz in Thränen zu zerfließen,
Dieses Glück verdient ich nicht.

Weint denn keiner nicht von allen —
Soll sein Name so verhallen,
Ist die Welt auf einmal todt?
Werd ich nie aus seinen Augen
Wieder Lieb und Leben saugen,
Ist er nun auf ewig todt?

Todt, — was kann, was soll das heißen?
O! so sagt mir doch, ihr Weisen,
Sagt mir diese Deutung an.
Er ist stumm, und alle schweigen,
Keiner kann auf Erden zeigen,
Wo mein Herz ihn finden kann.

Nirgends kann ich hier auf Erden
Jemals wieder glücklich werden,
Alles ist ein düstrer Traum —
Ich bin auch mit ihm verschieden,
Läg ich doch mit ihm in Frieden
Schon im unterirrdschen Raum.

Du, sein Vater und der Meine,
Sammle du doch mein Gebeine

Zu dem Seinigen nur bald.
Grün wird bald sein Hügel stehen
Und der Wind darüber wehen,
Und verwesen die Gestalt.

Wenn sie seine Liebe wüßten,
Alle Menschen würden Christen,
Ließen alles andre stehn;
Liebten alle nur den Einen,
Würden alle mit mir weinen
Und in bitterm Weh vergehn.

VIII.

Ich sag' es jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bey uns ist.

Ich sag' es jedem, jeder sagt
Es seinen Freunden gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt scheint die Welt dem neuen Sinn
Erst wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus seiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Versank des Todes Graun,
Und jeder kann nun leicht und hehr
In seine Zukunft schaun.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,

Und wer nur hört auf seinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen schließt,
Vom Wiedersehn, spät oder früh,
Wird dieser Schmerz versüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein jeder frischer glühn,
Denn herrlich wird ihm diese Saat
In schönern Fluren blühn.

Er lebt, und wird nun bey uns seyn,
Wenn alles uns verläßt!
Und so soll dieser Tag uns seyn
Ein Weltverjüngungs-Fest.

IX.

Es giebt so bange Zeiten,
Es giebt so trüben Muth,
Wo alles sich von weiten
Gespenstisch zeigen thut.

Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerschwer.

Die sichern Stützen schwanken,
Kein Halt der Zuversicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnsinn naht und locket
Unwiderstehlich hin.

Der Puls des Lebens stocket,
Und stumpf ist jeder Sinn.

Wer hat das Kreutz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angst und Schmerz?

Geh zu dem Wunderstamme,
Gieb stiller Sehnsucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den schweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Du schaust voll Freuden nieder
In das gelobte Land.

X.

Ich weiß nicht, was ich suchen könnte,
Wär jenes liebe Wesen Mein,
Wenn er mich seine Freude nennte,
Und bey mir wär, als wär' ich Sein.

So Viele gehn umher und suchen
Mit wild verwirrtem Angesicht,
Sie heißen immer sich die Klugen,
Und kennen diesen Schatz doch nicht.

Der Eine denkt, er hats ergriffen,
Und was er hat, ist nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umschiffen,
Nichts, als ein Name, wird sein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze,
Und der nach einem Lorbeerzweig,

Und so wird von verschiednem Glanze
Getäuscht ein jeder, keiner reich.

Hat Er sich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für uns verblich?
Wer uns zu Lieb aus diesem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von Ihm denn nichts gelesen,
Kein armes Wort von Ihm gehört?
Wie himmlisch gut er uns gewesen,
Und welches Gut Er uns bescheert?

Wie Er vom Himmel hergekommen,
Der schönsten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von Ihm vernommen
Wie viel durch Ihn genesen sind?

Wie Er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde sich geleget
Zum Grundstein einer Gottesstadt.

Kann diese Botschaft euch nicht rühren,
Ist so ein Mensch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch schlug?

Laßt ihr nicht alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunsch Verzicht;
Wollt euer Herz nur Ihm bewahren,
Wenn Er euch seine Huld verspricht.

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du bist mein Leben, meine Welt,
Wenn nichts vom Irrdischen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich schadlos hält.

Du giebst mir meine Lieben wieder,
Du bleibst in Ewigkeit mir treu,
Anbetend sinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohnest du mir bey.

XI.

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?
Herberg' ist dir schon längst bestellt.
Verlangend sieht ein jedes dich,
Und öffnet deinem Segen sich.

Geuß, Vater, ihn gewaltig aus,
Gieb ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unschuld, Lieb' und süße Schaam
Hielt ihn, daß er nicht längst schon kam.

Treib ihn von dir in unsern Arm,
Daß er von deinem Hauch noch warm;
In schweren Wolken sammle ihn,
Und laß ihn so hernieder ziehn.

In kühlen Strömen send ihn her,
In Feuerflammen lodre er,
In Luft und Oel, in Klang und Thau
Durchdring' er unsrer Erde Bau.

So wird der heil'ge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt sich, grünt und lebt,
Des Geistes voll ein jedes strebt
Den Heiland lieblich zu empfahn,
Und beut die vollen Brüst' ihm an.

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar:
Es ist das erste Jahr der Welt,
Die sich dies Kind erst selbst bestellt.

Die Augen sehn den Heiland wohl,
Und doch sind sie des Heilands voll,
Von Blumen wird sein Haupt geschmückt,
Aus denen er selbst holdselig blickt.

Er ist der Stern, er ist die Sonn',
Er ist des ewgen Lebens Bronn,
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schimmert sein kindlich Angesicht.

In allen Dingen sein kindlich Thun,
Seine heiße Liebe wird nimmer ruhn,
Er schmiegt sich seiner unbewußt
Unendlich fest an jede Brust.

Ein Gott für uns, ein Kind für sich,
Liebt er uns all herzinniglich,
Wird unsre Speis' und unser Trank,
Treusinn ist ihm der liebste Dank.

Das Elend wächst je mehr und mehr,
Ein düstrer Gram bedrückt uns sehr,
Laß, Vater, den Geliebten gehn,
Mit uns wirst du ihn wieder sehn.

XII.

Wenn in langen trüben Stunden
Unser Herz beynah verzagt,
Wenn, von Kranckheit überwunden,
Angst in unserm Innern nagt;

Wir der Treugeliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer drückt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt,

O! dann neigt sich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah,
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht sein Engel vor uns da.
Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu;
Und wir beten nicht vergebens
Auch für die Geliebten Ruh.

XIII.

Hymne.

Wenige wissen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes

Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele,
Durstiger und hungriger
Wird das Herz:
Und so währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie,
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

Marienlieder.

I.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt,
Wird vom Verderben nie bestrickt,
Trennung von dir muß ihn betrüben.
Ewig wird er dich brünstig lieben,
Und deiner Huld Erinnerung
Bleibt fortan seines Geistes höchster Schwung.

Ich meyn es herzlich gut mit dir,
Was mir gebricht, siehst du in mir.
Laß, süße Mutter, dich erweichen,
Einmal gieb mir ein frohes Zeichen.
Mein ganzes Daseyn ruht in dir,
Nur einen Augenblick sey du bey mir.

Oft, wenn ich träumte, sah ich dich
So schön, so herzensinniglich,
Der kleine Gott auf deinen Armen
Wollt' des Gespielen sich erbarmen;
Du aber hobst den hehren Blick,
Und giengst in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab' ich, Armer, dir gethan?
Noch bet' ich dich voll Sehnsucht an.
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruhestellen?
Gebenedeyte Königinn
Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!

Du weißt, geliebte Königinn,
Wie ich so ganz dein eigen bin.
Hab ich nicht schon seit langen Jahren
Im Stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum Meiner noch bewußt,
Sog ich schon Milch aus deiner selgen Brust.

Unzähligemal standst du bey mir,
Mit Kindeslust sah ich nach dir,
Dein Kindlein gab mir seine Hände,
Daß es dereinst mich wieder fände;
Du lächeltest voll Zärtlichkeit
Und küßtest mich, o! himmelsüße Zeit.

Fern steht nun diese selge Welt,
Gram hat sich längst zu mir gesellt,
Betrübt bin ich umhergegangen,
Hab' ich mich denn so schwer vergangen?
Kindlich berühr ich deinen Saum,
Erwecke mich aus diesem schweren Traum.

Darf nur ein Kind dein Antlitz schaun
Und deinem Beystand fest vertraun,
So löse doch des Alters Binde
Und mache mich zu deinem Kinde:
Die Kindeslieb und Kindestreu
Wohnt mir von jener goldnen Zeit noch bey.

II.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

Vermischte Gedichte.

I.

Alle Menschen seh' ich leben,
Viele leicht vorüber schweben,
Wenig mühsam vorwärts streben,
Doch nur Einem ist gegeben
Leichtes Streben, schwebend Leben.

Wahrlich, der Genuß ziemt Thoren,
An der Zeit sind sie verloren,
Gleichen ganz den Ephemeren.
In dem Streit mit Sturm und Wogen
Wird der Weise fortgezogen,
Kämpft, um niemals aufzuhören,
Und so wird die Zeit betrogen,
Endlich unter's Joch gebogen,
Muß des Weisen Macht vermehren.

*

Ruh' ist Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Ueberfluß,
Doch für uns ist Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß.

II.

Es färbte sich die Wiese grün,
Und um die Hecken sah ichs blühn;
Tagtäglich sah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:

Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in süßem Duft entgegen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Es quoll und trieb nun überall,
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie schienen gern sich zu vereinen,
Daß alles möchte lieblich scheinen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

So dacht' ich: ist ein Geist erwacht,
Der alles so lebendig macht,
Und der mit tausend schönen Waaren
Und Blüthen sich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der lockre Staub wird zum Gesträuch,
Der Baum nimmt thierische Geberden,
Das Thier soll gar zum Menschen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Wie ich so stand und bey mir sann,
Ein mächt'ger Trieb in mir begann.
Ein freundlich Mädchen kam gegangen,
Und nahm mir jeden Sinn gefangen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Uns barg der Wald vor Sonnenschein.
Das ist der Frühling! fiel mir ein;
Und kurz, ich sah, daß jetzt auf Erden
Die Menschen sollten Götter werden.
Nun wußt' ich wohl, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

III.

Der Himmel war umzogen,
Es war so trüb' und schwül,
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb sein seltsam Spiel.

Ich schlich in tiefem Sinnen
Von stillem Gram verzehrt. —
Was soll ich nun beginnen?
Mein Wunsch blieb unerhört.

Wenn Menschen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt' ich zu ihr schweben,
Und fröhlich mit ihr seyn.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär' Feld und Staude leer,
So flögen gleich den Winden
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bey dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Frücht' und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrthe sproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor,

Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war so bang zu Muthe,
Da sprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich seine Ruthe,
Und sah mich freundlich an.

Warum mußt du dich grämen?
O! weine doch nicht so,
Kannst meine Gerte nehmen,
Dann wirst du wieder froh.

Ich nahm sie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und stille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich so bey mir dachte:
Was soll die Ruthe dir?
Schwankt aus den Büschen sachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie schien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen sah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold bestreut.

Ich nahte mich ihr leise,
Und traf sie mit dem Zweig:
So, wunderbarer Weise
Ward ich unsäglich reich.

———

Zur Weinlese.

5. October 1799.

Wir haben Weinmond, lieben Leute,
Und weil nicht immer Weinmond ist,
So sag' ich's euch in Versen heute,
Damit es keiner nicht vergißt. —
Wenn Weinmond ist, so müßt ihr wissen,
Da giebt es Trauben, Most und Wein,
Und weil die armen Beeren müssen,
So sprützen sie ins Faß hinein.

Es giebt gar unterschiedne Beeren,
Von allen Farben trifft man sie,
Und manche hält man hoch in Ehren,
Und manche wirft man vor das Vieh.
Sie sind im Temprament verschieden
Und von gar mancherley Natur;
Doch allen ist der Wein beschieden,
Als Lieblingskindern der Natur.

Zu einem Stock will ich euch führen,
Das ist ein Stöckchen wie ein Daus!
Um seine Süßigkeit zu spüren,
Sucht eine Traube euch heraus.
Ich lobe mir die braven Wenden,
Sie langen zu und sind nicht faul,
Sie stecken gern mit beyden Händen
Die blauen Trauben in das Maul.

Nicht wahr, das schmeckt nicht herb' und sauer?
Was gut schmeckt, weiß der Wende wohl,
Er ißt und geht gern auf die Dauer
Und nimmt die beyden Backen voll.
Drum kann er auch nicht Worte machen,
Er steht voll Eifer da und kaut,
Doch sieht man ihn so schämig lachen,
Als kaut' er still an einer Braut.

Daß er den Trank anjeẓt im Ganzen
Verkauft, dafür kann ich euch stehn,
Oft wird er um den Stock noch tanzen
Und sich mit seinem Träubchen drehn.
Wer weiß, ob er nicht aus dem Kerne
Ein neues Mutterstöckchen zieht,
Das viele Jahre, in der Ferne
Zum Ruhm des alten Stockes blüht.

Der alte Stock wird blühn und wachsen,
Wenn man den Ueberfluß ihm nimmt
Und überall im Lande Sachsen
Sein Wein auf guten Tischen schwimmt.
Er hat noch manche reife Traube
Von andrer Art und ihm zur Last;
Es bitten Geyer oder Taube
Vielleicht sich bald bey ihm zu Gast.

Daß er noch lange blüht, das weiß ich,
Ob er wohl manches Jahr schon steht;
Denn dafür, lieben Leute, heiß ich
Ein Dichter oder ein Poet.
Ihr denkt wohl gar, ich sey ein Täubchen,
Weil mich der Stock fest an sich schnürt?
Ich bin's zufrieden, wenn ein Weibchen,
Ob ich gut schmecke, sacht probiert.

Drum weil nicht Weinmond alle Tage,
Kein solcher Stock nicht überall,
So denkt nicht heut' an eure Plage,
Zieht eure Sorgen in den Stall,
Laßt unsern alten Weinstock leben!
Und seinen lieben Winzer da!
Und einen Kuß soll man ihm geben
Als Kandidat zur Großmama.

Der Fremdling.

Den 22sten Jänner 1797.

Der Frau B.-R. von Ch. gewidmet.

Müde bist du und kalt, Fremdling, du scheinest nicht
Dieses Himmels gewohnt, — wärmere Lüfte wehn
Deiner Heymath, und freyer
Hob sich vormals die junge Brust.

Streute ewiger Lenz dort nicht auf stiller Flur
Buntes Leben umher? spann nicht der Frieden dort
Feste Weben? und blühte
Dort nicht ewig, was Einmal wuchs?

O! du suchest umsonst — untergegangen ist
Jenes himmlische Land — keiner der Sterblichen
Weiß den Pfad, den auf immer
Unzugängliches Meer verhüllt.

Wenig haben sich nur deines verwandten Volks
Noch entrissen der Flut — hierhin und dorthin sind
Sie gesä't und erwarten
Beßre Zeiten des Wiedersehns.

Folge willig mir nach — wahrlich ein gut Geschick
Hat hierher dich geführt — Heymathsgenossen sind
Hier, die eben, im Stillen,
Heut ein häusliches Fest begehn.

Unverkennbar erscheint dort dir die innige
Herzenseinheit — es strahlt Unschuld und Liebe dir
Klar von allen Gesichtern,
Wie vorzeiten im Vaterland.

Lichter hebt sich dein Blick — wahrlich, der Abend wird,
Wie ein freundlicher Traum, schnell dir vorübergehn,
Wenn in süßem Gespräche
Sich dein Herz bey den Guten löst —

Seht — der Fremdling ist hier — der aus demselben Land
Sich verbannt fühlt, wie ihr; traurige Stunden sind
Ihm geworden — es neigte
Früh der fröhliche Tag sich ihm.

Doch er weilet noch gern, wo er Genossen trifft,
Feyert munter das Fest häuslicher Freuden mit;
Ihn entzücket der Frühling,
Der so frisch um die Eltern blüht.

Daß das heutige Fest oft noch zurückekehrt,
Eh' den Weinenden sich ungern die Mutter raubt,
Und auf nächtlichen Pfaden
Folgt dem Führer ins Vaterland —

Daß der Zauber nicht weicht, welcher das Band beglückt
Eures Bundes — und daß auch die Entfernteren
Des genießen, und wandern
Einen fröhlichen Weg mit euch —

Dieses wünschet der Gast — aber der Dichter sagts
Euch für ihn; denn er schweigt gern, wenn er freudig ist,
Und er sehnet so eben
Seine fernen Geliebten her.

Bleibt dem Fremdlinge hold — spärliche Freuden sind
Ihm hienieden gezählt — doch bey so freundlichen
Menschen sieht er geduldig
Nach dem großen Geburtstag hin.

An die Fundgrube Auguste.

(Novalis' Mutter.)

Zu ihrem 49sten Geburtstage (1798)

Glück auf, Fundgrube, das Säkulum
Ist nun zur Hälfte für dich bald um.

Viel edle Geschicke hast du bescheert
Und gute Wetter uns immer gewährt.
Zum Glück des Bergmanns streiche dein Gang
Geschaart mit freundlichen Gängen noch lang.

An Adolph Selmniz.

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammenseyn,
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sey Bruder mir und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel — wo wir knieen,
Ein Ort — wohin wir ziehen,
Ein Glück — für das wir glühen,
Ein Himmel — mir und dir.

An Julien.

Daß ich mit namenloser Freude
Gefährte deines Lebens bin
Und mich mit tiefgerührten Sinn
Am Wunder deiner Bildung weide —
Daß wir aufs innigste vermählt,
Und ich der Deine, du die Meine,
Daß ich von Allen nur die Eine,
Und diese Eine mich gewählt,

Dies danken wir dem süßen Wesen,
Das sich uns liebevoll erlesen.

O! laß uns treulich ihn verehren,
So bleiben wir uns einverleibt.
Wenn ewig seine Lieb uns treibt,
So wird nichts unser Bündniß stören.
An seiner Seite können wir
Getrost des Lebens Lasten tragen,
Und selig zu einander sagen:
Sein Himmelreich beginnt schon hier.
Wir werden, wenn wir hier verschwinden,
In seinem Arm uns wiederfinden.

An Dorothee.

Zum Dank für das reizende Bild meiner Julie.

Soll dieser Blick voll Huld und Güte
Ein schnell verglommner Funken seyn?
Webt keines diese Mädchenblüthe
In einen ew'gen Schleyer ein?
Bleibt dies Gesicht der Treu und Milde
Zum Trost der Nachwelt nicht zurück?
Verklärt dies himmlische Gebilde
Nur einen Ort und Augenblick?

Die Wehmuth fließt in tiefen Tönen
Ins frohe Lied der Zärtlichkeit.
Niemals wird sich ein Herz gewöhnen
An die Mysterien der Zeit.
O! diese Knospe süßer Stunden,
Dies edle Bild im Heil'genschein,
Dies soll auf immer bald verschwunden,
Bald ausgelöscht auf ewig seyn?

Der Dichter klagt, und die Geliebte
Naht der Zypresse, wo er liegt.

Kaum birgt die Thränen der Betrübte,
Wie sie sich innig an ihn schmiegt.
Er heftet unverwandte Blicke
Auf diese liebliche Gestalt,
Daß er in sein Gemüth sie drücke,
Eh sie zur Nacht hinüberwallt.

Wie, spricht die Holde, du in Thränen?
Sag, welche Sorge flog dich an?
Du bist so gut, ich darf nicht wähnen,
Daß meine Hand dir weh gethan.
Sey heiter, denn es kommt so eben
Ein Mädchen, wie die gute Zeit.
Sie wird ein seltsam Blatt dir geben,
Ein Blatt, das dich vielleicht erfreut.

Wie, ruft der Dichter, halb erschrocken,
Wie wohl mir jetzt zu Muthe ward!
Den Puls des Trübsinns fühl' ich stocken,
Und eine schöne Gegenwart.
Die Muse tritt ihm schon entgegen,
Als hätte sie ein Gott gesandt,
Und reicht, wie alle Freunde pflegen,
Das Blatt ihm und die Lilienhand.

Du kannst nun deine Klagen sparen,
Dein inn'rer Wunsch ist dir gewährt;
Die Kunst vermag das zu bewahren,
Was einmal die Natur verklärt.
Nimm hier die festgehaltne Blüthe,
Sieh ewig die Geliebte jung:
Einst Erd' und Himmel, Frucht und Blüthe
In reizender Vereinigung.

Wirst du gerührt vor diesen Zügen
Im späten Herbst noch stille stehn,
So wirst du leicht die Zeit besiegen
Und einst das ew'ge Urbild sehn.

Die Kunst in ihren Zauberspiegel
Hat treu den Schatten aufgefaßt.
Nur ist der Schimmer seiner Flügel
Und auch der Strahlenkranz verblaßt.

Kann jetzt der Liebende wohl danken?
Er sieht die Braut, er sieht das Blatt,
Voll überschwänglicher Gedanken
Sieht er sich ewig hier nicht satt.
Sie schlüpft hinweg und hört von weiten
Noch freundlich seinen Nachtgesang,
Doch bleibt ihr wohl zu allen Zeiten
Der Freundin Glück der liebste Dank.

An Tieck.

Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verstoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue,
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang,
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längst verfallnen Bank

Ein altes Buch, mit Gold verschlossen,
Und nie gehörte Worte drinn;
Und wie des Frühlings zarte Sprossen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es sizt und liest und schauet
In den Krystall der neuen Welt,
An Gras und Sternen sich erbauet
Und dankbar auf die Kniee fällt,

So hebt sich still aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann,
Im schlichten Rock, und kommt mit heiterm
Gesicht ans fromme Kind heran.

Bekannt und heimlich sind die Züge,
So kindlich und so wunderbar;
Es spielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar seltsam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend seine Hände —
Es ist des Buches hoher Geist,
Der ihm der sauren Wallfahrt Ende
Und seiner Eltern Wohnung weist.

Du kniest auf meinem öden Grabe,
So spricht der ernste, heilge Mund,
Du bist der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg, als armer Knabe,
Hab ich ein himmlisch Buch gesehn,
Und konnte nun mit dieser Gabe
Getrost den Weg des Lebens gehn.

Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel geschehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen stehn.

Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was innre Lust mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit ist da, nicht mehr verborgen
Soll diese Schrift des Tempels seyn —
In diesem Buche bricht der Morgen
In deine düstre Zeit herein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Friedens Bote sollst du seyn;
Sanft, wie die Luft in Harf' und Flöte,
Hauch ich dir meinen Athem ein.

Gott sey mit dir — Geh hin und wasche
Die Augen dir mit Morgenthau,
Sey treu dem Buch und meiner Asche,
So bleibt dein Haupt in lichtem Blau.

Du hilfst das Reich des Lebens gründen,
Wenn du voll Demuth dich bemühst,
Wo du wirst ewge Liebe finden
Und Jacob Böhmen wiedersiehst.

An —

In stiller Treue sieht man gern ihn walten,
Nicht, wie die meisten, mag er sinnlos schweifen,
Er will die dargebotne Recht' ergreifen
Der bessern Zukunft, um sie fest zu halten.

Reichfarbig wird sich diese Knosp' entfalten,
Das Auge sich für ferne Welten schleifen,
Zum Meister wird der treue Lehrling reifen,
Und um sich her ein neues Reich gestalten.

Wie fröhlich kann dankbar ein Freund verkünden,
Was seinem Geist sich längst vergnüglich zeigte,
Wenn er des Jünglings Wandel still bedachte.

O! möchte jede Treue Treue finden,
Und daß zu dem der Lilienstab sich neigte,
Der Lust und Leben kranken Herzen brachte.

Blumen.

1798.

An den König.

Mehr als ein Königreich gab der Himmel Dir in Louisen,
Aber Du brachtest Ihr auch mehr, als die Krone, Dein Herz.

Die Alpenrose.

Selten haftet auf Höhn ein Funken himmlischen Lebens,
Aber, als Königin, blüht dann auch die Rose des Bergs.

Der König.

Nur wer mehr als König schon ist, kann königlich herrschen,
Also soll König seyn, welcher die Herrlichste liebt.

Das irrdische Paradies.

Wo die Geliebten sind, da schmückt sich bräutlich die Erde,
Aber den Frevler verzehrt schneller die himmlische Luft.

Es ist an der Zeit.

Glänzend steht nun die Brücke, der mächtige Schatten erinnert
Nur an die Zeit noch, es ruht ewig der Tempel nun hier.
Götzen von Stein und Metall mit furchtbaren Zeichen der Willkühr
Sind gestürzt, und wir sehn dort nur ein liebendes Paar —
An der Umarmung erkennt ein jeder die alten Dynasten,
Kennt den Steuermann, kennt wieder die glückliche Zeit.

Das Ende des Haders.

Lange währte der Zweifel, es konnte keiner ihn schlichten,
Mancher schöne Krystall brach in dem feindlichen Stoß.
Nur die Liebe besitzt den Talisman ewigen Friedens —
Da nur, wo sie erscheint, fließen die Massen in Eins.

Der sterbende Genius.

Willkommen, Lieber, nun und nicht wieder ruft
Dich meine Stimme; nah ist der Abschied mir.

Gefunden hab ich was ich suchte,
Und der Bezauberung Bande schmelzen.

Das schöne Wesen — siehst du die Königinn
Hebt Bann und Zauber; lange vergebens flog
Um jeden Thron ich, aber endlich
Winkte durch Sie mir die alte Heymath.

Schon lodert mächtig jene geheime Glut —
Mein altes Wesen — tief in dem irrdischen
Gebilde: Du sollst Opferpriester
Seyn, und das Lied der Zurückkehr singen.

Nimm diese Zweige, decke mit ihnen mich,
Nach Osten singe dann das erhabne Lied,
Bis auf die Sonne geht und zündet
Und mir die Thore der Urwelt öffnet.

Der Duft des Schleyers, der mich vor dem umgab,
Sinkt dann vergoldet über die Ebenen,
Und wer ihn athmet, schwört begeistert
Ewige Liebe der schönen Fürstinn.

Land.

Jenes himmlische Paar schwimmt hoch auf der Flut, wie die Taube
Und der Oelzweig; es bringt Hoffnung des Landes wie dort.

Jugenddichtungen.

Die Erlen.

Wo hier aus den felsichten Grüften
Das silberne Bächelchen rinnt,
Umflattert von scherzenden Lüften
Des Mayes die Reize gewinnt,

Um welche mein Mädchen es liebt,
Das Mädchen so rosicht und froh,
Und oft mir ihr Herzchen hier giebt
Wenn städtisches Wimmeln sie floh;

Da wachsen auch Erlen, sie schatten
Uns beyde in seliger Ruh,
Wenn wir von der Hitze ermatten,
Und sehen uns Fröhlichen zu.

Aus ihren belaubeten Zweigen
Ertönet der Vögel Gesang,
Wir sehen die Vögelchen steigen
Und flattern am Bache entlang.

O Erlen! o wachset und blühet
Mit unserer Liebe doch nur,
Ich wette, in kurzer Zeit siehet
Man euch als die Höchsten der Flur.

Und kommet ein anderes Pärchen,
Das herzlich sich liebet wie wir,
Ich und mein goldlockiges Klärchen,
So schatte ihm Ruhe auch hier.

Die Nachtigall.

Auch uns sing hier im fernen Schattenthale,
Du kleine frohe Liederkönigin,
Dein wirbelnd Lied, wenn aus der vollen Schaale
Voll Milch wir schöpfen frohen Sinn,

Und uns, mit unserm Schicksal wohl zufrieden,
Der Scherz, die Freude hier im Kühlen blüht,
Wenn draußen noch vom fernen Flammensüden
Der Hundsstern die Gefilde glüht.

O, streite mit dem wachen Echo immer,
Ergötze uns, dein Weib, den Hayn und dich,
So lange bis mit blasser Wangen Schimmer
Der Mond von seinem Lager schlich.

Wir lieben dich, wenn auch mit bunten Farben
Die grauen Flügelchen nicht ausgeschmückt,
Dir nicht den Ruhm des Vögelchens erwarben,
Das als das schönste uns entzückt.

Denn du bist reich an süßen Harmonieen,
Die wonnevoll und seelenschmelzend sind,
Dich einen guter Seelen Sympathieen,
Du wirkst aufs Herz so süß und lind.

An Lucie.

Kleines Mädchen mit den blauen
Augen, die ins Herze mir
Wonne und Entzücken thauen,
Sieh, ich sing' ein Liedchen dir.

Voller Liebe, voller Freude,
Die mir täglich holder wird,

Seit uns Amor alle beyde
Mit den Flügelchen umschwirrt.

Doch am meisten, wenn ich sehe
Dein so schalkhaft Augenpaar,
Und zu deinen Füßen flehe,
Sanft umweht vom goldnen Haar.

Und im kühlen Buchenhayne
Wenn wir froh beysammen gehn
Und im Quell bey Mondesscheine,
Nach den blassen Bildern sehn.

Und im Reihentanz uns drehen
Auf der weichen Blumenau
Und des Morgens, gleich den Rehen,
Schlüpfen durch den bunten Thau.

Nimm dies Liedchen hin und singe
Munter es bey dem Klavier,
Wenn mit Myrthen ich umschlinge
Meine kleine Laute mir.

Cythere.

Die beste Muse ist Cythere;
Mein Weihrauch dampfet dir nicht mehr
Erato: dir gebührt die Ehre,
Der Dichterinn nicht mehr.

Seitdem sie mir Luisen schickte,
Entschlüpft mein Reim so süß und leicht,
Wie von der Rose, die ich pflückte,
Ein Schmetterling entfleucht.

Am Bache murmle ich nur Reime,
Mir lehrt sie Liebe und Natur,

Und wenn ich unter Myrthen träume,
So träum ich Lieder nur.

Die Quelle.

Murmle stiller, Quellchen, durch den Hayn,
Hold durchflochten von der Sonne Schimmer,
Singe deine süßen Lieder immer,
Sanft umdämmert von den Frühlings-May'n.

Philomele ruft Akkorde drein,
Leiser Liebe zärtliches Gewimmer,
Da wo sich das zarte Aestchen krümmer
Neiget zu der Welle Silberschein.

Käme Molly doch hieher gegangen,
Wo Natur im Hirtenkleide schwebt,
Allgewaltig mir im Busen webt,
Reizvoll würde sie die auch umfangen,
Und vergessen ließ ein einz'ger Kuß
Uns vergangnen Kummer und Verdruß.

Die Liebe.

Wenn sanft von Rosenhügeln
Der Tag nach Westen schleicht,
Der Nacht mit Schlummerflügeln
Und Sternenchor entweicht,

Will ich die Liebe singen
Auf der Theorbe hier,
Mein Lockenhaar umschlingen
Mit süßen Myrthen ihr.

Es soll dann wiedertönen
In dieser Grotte Nacht
Das Loblied meiner Schönen,
Wenn nur die Quelle wacht.

Und wenn vom Morgensterne
Mir Wonne niederblinckt,
Und sich die heitre Ferne
Mit Rosenkranz umschlingt,

Tön' ich in kühlen Klüften
Auch meiner Liebe Lied,
Umtanzt von Blumendüften,
Wenn aller Schlummer flieht.

Und rund um mich erwachet
Der Nachtigallen Chor,
Und jede Aue lachet
Und jeder Hirt ist Ohr:

Nein, Süßer's als die Liebe
Empfand kein Sterblicher,
Was hie bevor war trübe,
Wird durch sie lieblicher.

An Laurens Eichhörnchen.

O, Thierchen, das mit Munterkeit
Vor meines Mädchens Fenster springet,
Und dem sie selbst voll Sorgsamkeit
Im weißen Händchen Futter bringet,

Das Sprünge macht wie Pantalon,
Durch seine Späße sie vergnüget,
Und seiner Drolligkeit zum Lohn
Von ihr geliebt im Schooße lieget,

Das an ihr hängt, dem Busen nah,
Und ihre Rosenwangen lecket
Und das oft viele Reitze sah,
Die meinem Späherblick verstecket.

Sonst bin ich wohl vom Neide frey,
Doch hier da muß ich dich beneiden,

Sie koset dich und liebt dich treu,
Bey mir verhöhnt sie meine Leiden.

O, lächelte mir doch das Glück,
Ließ einen Tag mich in dich fahren,
Denn mich begnügte nicht ein Blick,
Sie würde Ledas Loos erfahren.

An ein fallendes Blatt.

Es nahet sich der Winter wieder
Mit seinem Schnee und Sturm und Eis,
Aus dürren Haynen fliehn die Lieder,
Es kleidet sich die Flur in Weiß,

Von Eichen wehn die Blätter nieder,
Nicht mehr belebt vom Vögelfleiß,
Der Sturm mit traurigem Gefieder
Durchhaust sie auf der Zeit Geheiß,

Entreißet ihr das Blatt gewaltsam,
Das ganz allein noch an ihr hing,
Und spielt damit nun unaufhaltsam,
Und wirft es, daß er's wiederfing.

So reißt auch, häufen sich die Jahre
Und nahet sich das stille Grab
Und bleichen erst die blonden Haare,
Der Nord die lezte Rose ab.

O glücklich! kann man dann mit Freuden
Die lezte Rose fliegen sehn
Und braucht den Jüngling nicht zu neiden,
Um den vollaufgeblüht sie stehn,

Kann sich auf andre Blumen freuen,
Die Töchter der Unsterblichkeit,

Man braucht dann nicht den Sturm zu scheuen,
Der Erdenleben uns verbeut.

Walzer.

Hinunter die Pfade des Lebens gedreht,
Pausirt nicht, ich bitt euch, so lang es noch geht,
Drückt fester die Mädchen ans klopfende Herz,
Ihr wißt, wie flüchtig ist Jugend und Scherz.

Laßt fern von uns Zanken und Eifersucht seyn
Und nimmer die Stunden mit Grillen entweihn.
Dem Schutzgeist der Liebe nur gläubig vertraut:
Es findet noch jeder gewiß eine Braut.

Die zwey Mädchen.

Helft Götter, helft doch einem Jüngling wählen,
Der unentschlossen zwischen Zweifeln schwebt,
Ganz in zwey holden, süßen Mädchen lebt
Und gleiche Reitze kann an beyden zählen.

Die reitzet mich durch einen Rosenmund,
Entblühet ganz zu Amors süßen Spielen,
Und dort schaut sich mein armes Auge wund,
Wo durch den Flor zwey kleine Schelme schielen.

Die lockt mich durch verführerische Augen,
Schwarz wie die Nacht, in denen Amor thront,
Die, veilchenblau, die stille Reitze hauchen,
Bezaubern mich, von heitrer Ruh bewohnt.

Hier laden mich zwey Rosenwangen ein,
In ihrem Kuß die Sinnen aufzuwiegeln,
Dort zeigt ein leichtgeschürzt Gewand ein Bein,
Geschickt, selbst Katos Tugend zu entsiegeln.

Halt Fantasie, mußt auch platonisch reden,
Erzähle nun der Seelen Gaben auch,
Denn das ist so bey nüchternen Poeten
Seit Menschendenken Sitte und Gebrauch.

Die lacht und tändelt, fließt von Scherzen über,
Entzückt durch Witz, bezaubert durch Verstand,
Springt, tanzt und hüpft, wenn Karoline lieber
Allein am traulichen Klaviere stand.

Die spottet bitter, liest Voltaires Pucelle,
Liebt Puz und Tanz, Redouten, Komoedie,
Wenn jene sich, gestreckt an süßer Quelle,
Von Gottern und von Bürgern Freuden lieh.

Stets heitrer Laune ist mein braunes Minchen,
Nie mißvergnügt, wie Zephyr leicht und froh,
Nur ruhiger wallt Freundin Karolinchen
Den Lebenspfad, und wärs auch unter Stroh.

Hält Minchen mich, so schwärm ich mit durchs Leben,
Muß Flaccus Spruch zum Symbolum mir leihn,
Bey Karolinen muß ich weise seyn,
Wie Phanias, gekühlt vom Saft der Reben.

An die Taube.

O! Minettens Liebling, holde Taube
Und gefällig jedem Adamssohn:
Kamst du nicht allein mit Lorbeerlaube
Hin zu Noah treu zurückgeflohn?

Zogst du nicht an Cytherens Wagen,
Wenn sie vom Olymp nach Paphos gieng?
Kannst du mir noch kleine Lieder sagen,
Die Anakreon von ihr empfieng?

Hast du nicht im alten Morgenlande
Oft gerettet von Verrätherey?
Trugest von des Nilus fernem Sande
Nach Aleppo Liebesbriefchen treu?

O! so höre eines Minstrels Bitte,
Trage doch dies Zettelchen zu ihr,
Und fragt sie in ihrer stillen Hütte
Wer da? sprich, du kämest her von mir.

Macht sie dann trotz deinem Girrn und Toben
Nicht die Thür aus ihren Angeln los,
O! so wirf es durch den Schlot von oben
Ihr im Busen oder in den Schoos.

Der Rosenstock.

Rosenstöckchen, wart ich will dich pflegen,
Schützen dich vor Hitze und vor Regen,
Welcher heftig aus Gewittern träuft,
Bleib in Liebchens Laube hier verborgen,
Sanft begießen will ich alle Morgen
Dich, bis du zur Blüthe aufgereift.

Deine Rosen sollen dann bekränzen
Liebchen, und an ihren Busen glänzen,
Dessen sanfte Röthe dich beschämt;

Dann noch sollst du immer fröhlich grünen,
Saytenlob noch oft von mir verdienen,
Wenn der Zephyr Nord und Reif bezähmt.

An Jeannette.

Nimm meine Bücher, meine kleine Kleine,
Mein Häuschen hin, und sey zufrieden wie ich bin,
Nimm meinen sanften Schlummer, meine Träume,
So hold sie sind, auch hin.

Und wenn mir ja noch etwas übrig bliebe
Mein Becher, Kranz und Stab, so mag es deine seyn;
Doch willst du mehr, mein Herz und meine Liebe?
Die sind schon lange dein.

Mein Wunsch.

König möchte seyn, wer wollte,
Was gieng mir der König an;
Möchte sitzen tief im Golde,
Wer es listig sich gewann.

Wenn ich ruhig könnte lachen
In Louischens weichen Arm,
Ungestört von stolzen Hachen,
Unbetäubt vom Thorenschwarm.

Nur zum süßesten Entzücken
Von der Freude selbst gestimmt,
Und aus ihren Feuerblicken
Süßen Tod zu ziehn bestimmt.

Der Wettstreit.

Jüngst stritt ich mit Lottchen, um Nüsse,
Wer schneller die würzigen Küsse
Wohl gäbe; die Probe fieng an.
Ich aber zählete immer
Zu wenig, drum waren wir nimmer
Vereint, so daß keiner gewann.

Der gefundne Schaz.

Feinliebchen, hast du mir nie Liebe gelogen,
Und bin ich dir nie aus dem Sinne entflogen,
Bey rosiger Frühe, in nächtlichen Graun
So will ich dir heimlich was Liebes vertraun.

Ehgestern, da saß bey moosigen Trümmern,
Wo man es oft höret zu Mitternacht wimmern,
Da saß ich und dachte voll liebenden Sinn
Ohn Schaudern und Graun an was Liebes nur hin.

Horch! näher da kam es mit Tosen und Sausen,
Mir wehten die Locken vom bebenden Grausen,
Es rauschte noch näher den nächtlichen Gang
Durch Lücken zerborstener Mauern entlang.

Mit Säuseln und Lichtschein kam näher es immer,
Und zitternd erschaut ich beym helleren Schimmer
Nicht Hörner, nicht Klauen, nicht zackigen Schwanz,
Nicht Schwefel und Flammen, nicht höllischen Tanz.

Ich sahe bey Ave Maria und Kreutzen,
Geschmücket mit höhern, unsterblichen Reitzen,
Wohl eine aetherische Greisesgestalt,
Die himmlische Güte und Würde umwallt.

Sohn, sprach sie, man nannte mich Hermes im Leben,
Ich liebte dich lange, nun will ich dir geben,
Zum Lohne für deine unsterbliche Treu
Und stete Zufriedenheit, Silber, wie Heu.

Denn hier hat im Keller ein geiziger Schächer
Wohl Edelstein', Silber und goldene Becher,
Im blutigen Kriege und Raube erspart,
Einst hier für die jauchzende Nachwelt bewahrt.

Da geht er noch irre zu nächtlicher Stunde
Und ächzet wie Unken aus flammenden Munde
Und jammert und wimmert und stöhnet so bang
Im furchtbaren Schutt schon Jahrhunderte lang.

Und hätte sich einer bey nächtlichen Flimmern
Gewagt in des Kellers zerborstene Trümmern,
Er hätte dem Armen mit höllischer Hand
Den starrenden Nacken nach vorn umgewandt.

Dir fügten sich aber so günstig die Sterne,
Du darfst bey dem spärlichen Schein der Laterne
Die Schätze dir eignen, ohn zittern und scheun,
Trotz Sausen, trotz Wimmern und Wehen und Dräun.

Drum wandle, wenn morgen mit thauenden Flügel
Und schimmernden Mantel, wie Thale so Hügel
Umdämmernd, die Göttin des Dunkels herschwebt,
Und alles entschlummert, was lebet und webt,

Zum Gange, der dorten in grausen Ruinen
Dich schauerlich angähnt, und schreite mit kühnen
Und hallenden Tritten die Hallen entlang
Bis da, wo es flimmert und dämmert im Gang.

Da steht dann der Kasten im losen Gesteine,
Den schleppe nach Hause beym mondlichen Scheine —
Hier schwand mir der Greis vor dem trunkenen Blick
Und ließ mich in süßer Betäubung zurück.

Nun schwebten mir Bilder der Zukunft im Herzen,
So Sinnenentzückend, von Freuden und Scherzen,
Von Wohlthun und Kosen und herzlichen Kuß
Und trauter Umarmung und Wonnegenuß.

Komm Mädel, ich habe das Schäzchen im Stübchen,
Im wallenden Kleidchen, o goldenes Liebchen,
Sollst schauen was himmlisches Wesen bescheert,
Weil Treue wir immer und Freude geehrt.

Nun wankt ich nach Hause mit trunkenen Sinnen
Und dachte nur was ich nun wollte beginnen,
Doch ward ich von Stolz nicht und Prachtsinn verrückt,
Nur süß von elysischen Träumen entzückt.

(Nach diesem Verse werden die drey Verse von Hermes wiederholt, die beyden ersten nur etwas, im lezten die beyden lezten Strofen geändert.)

Nun kauf ich ein Gütchen mit Hüttchen und Weide,
Das Hüttchen gerade so recht für uns beyde,
Die Wiese und Flur für zwey Kühe wohl groß,
Und sage, was neiden wir dann für ein Loos?

Wir hüpfen im Lenze und pflücken uns Blumen,
Gestört nicht von mürrischen Vettern und Muhmen,
Und scherzen bey schäumender Milch und bey Brod,
Nie weinend und seufzend ob bitterer Noth.

Auch halten wir heimlich im Keller verborgen
Ein Fäßchen voll Rheinwein, das Labsal in Sorgen,
Und alle festliche Tage da nippen wir draus,
Geschmücket mit Bändern und farbigen Strauß.

Und jegliche rosige Tochter der Frühe
Erschauet uns schon bey der ländlichen Mühe,
Zu gäten, zu gießen, doch treiben wir frey
Viel Neckens und Tändelns und Küssens dabey.

Dem Geber nachahmend erquicken wir Brüder
Mit Speis und mit Tranck, die vom Unglück darnieder
Gebrückt sind, und helfen den Waysen in Noth
Und theilen mit Wittwen den Bissen vom Brod.

Und stopfen mit Brode den hungrigen Schluckern
Den lechzenden Mund, den geehrten Nachdruckern,
Dann rauben sie Rechte und Belohnung doch nie,
Die mühsam erkämpfte sich Fleiß und Genie.

So leben wir fröhlich, entfernet vom Neide,
Geweiht nur der Tochter der Liebe, der Freude,
Und geben durch Wohlthun, durch Leben und Sang
Dem Geber dort oben den herzlichsten Dank.

Trinklied.

Wie schmeckt das Gläschen Wein so süß!
Wie lieblich tönt sein Rändchen!
Ich weiß, wer Alles stehen ließ,
Kämst du aus manchem Händchen.

O, sey mir doch zu jeder Frist
Das Mäßchen des Genusses,
Und bleibe mir, so klein du bist,
Das Horn des Ueberflusses.

Bist du, mein alter Lieblingskrug,
So bin ich Sohn des Glückes.
Ich freue mich bey jedem Zug
Des freundlichen Geschickes.

Zu einem solchen Becher rückt
Sich fest die heitre Laune,
Und keine Sorge reißt und knickt
Am grünen Gartenzaune.

Drum trinke, wer nur trinken kann,
Aus einem solchen Becher,
Er stößt noch mit den Enkeln an
Und bleibt ein froher Zecher.

O, hör' ich einst an meiner Thür
Die letzte Stunde klopfen,
So trink ich dankbar noch aus dir
Der Flasche letzte Tropfen.

Zufriedenheit.

Sey stets mit deinem Loos zufrieden,
Das dir der Allmacht Milde lieh,
So manches Glück keimt noch hienieden
Für manche Kummerlast und Müh;

Verwünsche nicht dies Pilgerleben
In Stunden voll Melancholie:
O, Mensch! Natur und Tugend geben
Noch viele Freuden, suche sie!

Ein grünes Hälmchen, das auf öden,
Bereiften Wiesen einsam lacht,
Entwölkt oft mehr als Freundesreden
Die Stirn, auf der stets Kummer wacht;
Doch ach! ein Blick auf Frühlingsfluren
Söhnt stracks uns mit dem Leben aus,
Und löscht des tiefsten Kummers Spuren
Sogleich aus Sinn und Busen aus.

Doch oft, wenn du gekränkt vom Neide
Dem Menschenhasse nahe bist,
Und jede süße Menschenfreude
Dir unschmackhaft geworden ist:
Wenn Zweifel dich an Menschentugend
Mit drückendem Gefühl umschlingt
Und jede Kraft von deiner Jugend
Mit Stumpfheit und mit Ohnmacht ringt,

Wenn Krankheit dich in schwere Bande
Von immer regen Leiden zwängt
Und dich Verzweifelung zum Rande
Des bodenlosen Grabes drängt:
Dann hilft Natur und Lenz dir nimmer,
Nicht Freundschaft und Philosophie,
Sie machen leider oft nur schlimmer
Die schreckliche Melancholie.

Drum fleuch, o Mensch! allein zum Buche
Der göttlichsten Religion,
Dem heiligsten der Bücher, suche
Da nur den Trost, der dich gefloh'n:
Aus ihm träuft dir die Fülle Segen
Ins Herz und inn're Seligkeit.

Und dich umlacht auf rauhen Stegen
Dann göttliche Zufriedenheit.

An Filidor.

Hab Gold und Güter viel, wie Sand am Meere,
Sey eines Königs Liebling auch,
Ein Mädchen liebe dich, gefüllet sey dein Bauch
Mit Götterkost und sättge dich mit Ehre,
Die halbe Erde sey bedürftig deines Lichts —
Du lebest doch mit alle dem vergebens,
Denn hast du nicht Philosophie des Lebens,
So hast du nichts.

An Werthers Grabe.

Armer Jüngling, hast nun ausgelitten,
Hast vollendet dieses Lebens Traum,
Und dort oben in den Friedenshütten
Denkest du an Erdenleiden kaum,
Jetzo liebst du Lotten ungestöret,
Und im Himmelskusse fühlest du
Freuden, die nur reine Liebe lehret,
Nie ermattende, in ewger Ruh.

Elegie beym Grabe eines Jünglings.

Heimgegangen bist du, Jüngling, rinne
Sehnsuchtsthräne auf den Aschenkrug;
Halbbetäubt noch steh ich hier und sinne,
Ob es wahr sey oder Traumbetrug.
Kaum vor einem Sonnenschritte
Standst du, froh, mit blühendem Gesicht
Hier in deiner Lieben Mitte,
Und nun kam ich, ach! und fand dich nicht.

Fand statt biedern Händedrucks und Kusses
Einen Todtenkranz und Aschenkrug,
Sah die Blüthe jeglichen Genusses
Hingewelkt, gehemmt des Adlers Flug
Durch der Vorzeit lichte Hayne —
Um mich sproßte düstrer Bilder Kranz;
Bey des Grabelämpchens Scheine
Sah ich nur der Todesengel Tanz.

Gott.

Ich singe Gott im Hochgesang
Mit hohen Serafs Flug;
Nicht Ruhm und Lob, nur heißen Dank
Ihm, der mich mächtig trug
Durch mancher Klippen Fährlichkeit,
Durch Krankheit und durch Noth,
Es flohen Angst und Bänglichkeit
Wohl auf sein Machtgebot.

Im Würmchen sieht der Seher ihn,
Des Seele mächtig glüht,
Im Lenz, wenn alle Erden blühn
Und Frost und Schlummer flieht;
Er wohnt im Tröpfchen Silberthau,
Das auf dem Veilchen glänzt,
Und webt auf jeder Flur und Au,
Um die der Himmel grenzt.

Orion zittert, wenn er winkt,
Und neigt gehorsam sich,
Und wie er will, so steigt und sinkt
Die Waage endelich,
Die Könige und Völker wägt
Und jede hohe That
Und strenges Recht für jeden hegt;
Dem früh und jenem spat.

O! Gott! vernimm mein Flehgebet,
So heiß und inniglich,
Hör mich, du Gott voll Majestät
Wie jeden väterlich!
Erleuchte mich durch einen Strahl
Der Wahrheit durch und durch
Und bleibe gnädig überall
Mir eine feste Burg.

Gieb mir Vertraun und Zuversicht
Auf meinem Lebenspfad
Und gieb in banger Nacht mir Licht
Und festen Muth und Rath.
Die Ruh der Seele sey mein Lohn:
Mich lehre die Natur:
Die göttlichste Religion
Sey Menschenliebe nur.

Klagen eines Jünglings.

Nimmer schwanden undankbar die Freuden
Traumgleich mir in öde Fernen hin;
Jede färbte, lieblicher im Scheiden,
Mit Erinnrung meinen trunknen Sinn;
Mit Erinnrung, die, statt zu ermüden,
Neue, heilge Wonne mir entschloß,
Und mir süßen jugendlichen Frieden
Um die rebengrünen Schläfe goß.

Seit ich mehr aus schöner Wangen Röthe,
Mehr aus sanften, blauen Augen las,
Oft, wenn schon die scharfe Nachtluft wehte
Im beseelterm Traume mich vergaß;
Meinem Herzen nachbarlicher, wärmer,
Da den Schlag der Nachtigall empfand,
Und entfernt von meinem Klärchen ärmer
Mich als jeder dürft'ge Pilger fand:

Lachet, ew'ge Gottheit in dem Blicke,
Mich mein sonnenschönes Leben an,
Amor täuscht mich nicht mit List und Tücke,
Ganymeda nicht mit kurzem Wahn;
Jedes Lüftchen nähert sich mir milder,
Das dort Blüthen wild herunter haucht;
Ueppig drängen immer frische Bilder
Sich zu mir, in Rosenöl getaucht.

Zypris Tauben warten schon mit Kränzen
Und mit Traubenbechern meiner dort,
Und in leicht verschlungnen Freudentänzen
Reißet Amors Bruderschwarm mich fort.
Von der Grazien und Musen Lippen
Schmachtet mir entgegen mancher Kuß;
Götterwonne kann ich selig nippen,
Schwelgen da im freundlichsten Genuß.

Dennoch lodern öfters Purpurgluten
Mir um meine Wang und meine Stirn,
Wenn sich unter Stürmen, unter Fluten,
Wie des Abends leuchtendes Gestirn,
Mir, umstrahlt von ächter Freyheit Kranze
Eines edlen Dulders Seele zeigt,
Den der Himmel nicht in seinem Glanze,
Nicht die Höll' in ihren Nächten beugt.

Kraftlos fühl' ich mich von dem Geschicke
Zum unmännlichern Genuß verdammt;
Vor Gefahren beb' ich feig zurücke
Weil nicht Muth in meinem Busen flammt.
Weibisch hat das Schicksal mich erzogen,
Nicht sein Liebling, nur sein Sclav bin ich;
Amor hat mich schmeichlerisch umflogen
Statt der Sorge, die mir stets entwich.

Statt der ernstern, rühmlicheren Lanze
Wieget einen Hirtenstab mein Arm;

Nimmer wurde mir im Waffentanze,
Aber oft im bunten Reigen warm:
Alle großen, strahlenden Gefahren
Hat mein Schicksal von mir abgewandt,
Und nur unter frohe Mädchenschaaren
Statt in Feindes Haufen mich gesandt.

Parze, hast du jemals deine Spindel
Nach dem Flehn des Erdensohns gedreht,
Dem kein bald entwichner Zauberschwindel,
Um die flammendheißen Schläfe weht:
O! so nimm, was Tausende begehrten,
Was mir üppig deine Milde lieh,
Gieb mir Sorgen, Elend und Beschwerden
Und dafür dem Geiste Energie.

Ungeduldig soll die Flamme lodern
Meines Dankes dann von dem Altar;
Nichts mehr sollen meine Wünsche fodern,
Frey und gnügsam macht mich die Gefahr;
Doch versagest du mir diese Bitte
O! so kürze, wenn du streng nicht bist,
Mindestens geschwind nur meine Schritte,
Nimm dies Leben, das nicht Leben ist.

Die Kahnfahrt.

Knaben rudert geschwind, haltet den raschen Takt;
Jener Insel dort zu, welche der Lenz bewohnt,
Wo die Grazien tanzen
Bey Apollos gefäll'gem Spiel.

Seht die Sonne, sie sinkt hinter dem Buchenwald
Immer milde hinab in die entfernte Luft,
Röther glänzen die Hügel,
Die des Abends Erröthen grüßt.

Becherfreude beym Kuß rosiger Mädchenschaar
Harret meiner daselbst; sehet sie winken schon.
Uns soll Hesperus leuchten
Bis zum neidischen Morgenstern.

Das Gedicht.

Himmlisches Leben im blauen Gewande,
Stiller Wunsch im blassen Schein —
Flüchtig gräbt im bunten Sande
Sie den Zug des Namens ein —
Unter hohen, festen Bogen,
Nur vom Lampenlicht erhellt,
Liegt, seitdem der Geist entflogen,
Nun das Heiligste der Welt.
Leise kündet beſſ're Tage
Ein verlornes Blatt uns an,
Und wir sehn der alten Sage
Mächt'ge Augen aufgethan.
Naht euch stumm dem ernsten Chore,
Harrt auf seinen Flügelschlag
Und vernehmt herab vom Chore,
Wo weissagend der Marmor lag.
Flücht'ges Leben und lichte Gestalten
Füllen die weite, leere Nacht,
Nur von Scherzen aufgehalten
Wurden unendliche Zeiten verbracht —
Liebe brachte gefüllte Becher,
Also perlt in Blumen der Geist,
Ewig trinken die kindlichen Zecher,
Bis der geheiligte Teppich zerreißt.
Fort durch unabsehliche Reiche
Schwanden die bunten, rauschenden Wogen,
Endlich, von farbigen Käfern getragen,
Kam die Blumenfürstin allein,
Schleyer, wie Wolken, zogen

Von der blendenden Stirn zu den Füßen —
Wir fielen nieder, sie zu grüßen —
Wir weinten bald — sie war entflogen.

Geschichte der Poesie.

(Fragment.)

Wie die Erde voller Schönheit blühte,
Sanftumschleyert von dem Rosenglanz
Ihrer Jugend, und noch bräutlich glühte
Aus der Weihumarmung, die den Kranz
Ihrer unenthüllten Kindheit raubte,
Jeder Wintersturm die Holde mied,
O! da säuselte durch die belaubte
Myrthe Zephir sanft das erste Lied.
Eva lauschte im Gebüsch daneben
Und empfand mit Jugendfantasie
Dieser Töne jugendliches Leben
Und die neugeborne Harmonie.
Süßen Trieb empfand auch Filomele
Leise nachzubilden diesen Klang,
Mühelos entströmte ihrer Kehle
Sanft der göttliche Gesang.
Himmlische Begeistrung floß hernieder
In der Huldinn rein gestimmte Brust,
Und ihr Mund ergoß in Freudenlieder
Und in Dankgesängen ihre Lust,
Thiere, Vögel, selbst die Palmenäste
Neigten staunender zu ihr sich hin,
Alles schwieg, es buhlten nur die Weste
Froh um ihre Schülerinn.
Göttin Dichtkunst kam in Rosenblüthe
Hoher Jugend eingehüllt herab
Aus dem Aether, schön wie Aphrodite,
Da ihr Ocean das Daseyn gab.
Goldne Wölkchen trugen sie hernieder,

Sie umfloß der reinste Balsamduft,
Kleine Genien ertönten Lieder
In der thränenlosen Luft.

Fragment.

Wohin ziehst du mich,
Fülle meines Herzens,
Gott des Rausches,
Welche Wälder, welche Klüfte
Durchstreif ich mit fremdem Muth.
O, welche Höhlen
Hören in den Sternenkranz
Cäsars ewigen Glanz mich flechten
Und den Göttern ihn zugesellen.
Unerhörte, gewaltige,
Keinen sterblichen Lippen entfallene
Dinge will ich sagen.
Wie die glühende Nachtwandlerin,
Die bacchische Jungfrau
Am Hebrus staunt
Und im thrazischen Schnee
Und in Rhodope, im Lande der Wilden,
So dünkt mir seltsam und fremd
Der Flüsse Gewässer,
Der einsame Wald . . . .

Letzte Liebe.

Also noch ein freundlicher Blick am Ende der Wallfahrt,
Ehe die Pforte des Hayns leise sich hinter mir schließt.
Dankbar nehm' ich das Zeichen der treuen Begleiterin Liebe
Fröhlichen Muthes an, öffne das Herz ihr mit Lust.
Sie hat mich durch das Leben allein rathgebend geleitet,
Ihr ist das ganze Verdienst, wenn ich dem Guten gefolgt,
Wenn manch' zärtliches Herz dem Frühgeschiedenen nachweint

Und dem erfahrenen Mann Hoffnungen welken mit mir.
Noch als das Kind, im süßen Gefühl sich entfaltender Kräfte,
Wahrlich als Sonntagskind, trat in den siebenten Lenz,
Rührte mit leiser Hand den jungen Busen die Liebe,
Weibliche Anmuth schmückt jene Vergangenheit reich.
Wie aus dem Schlummer die Mutter den Liebling weckt mit dem Kusse,
Wie er zuerst sie sieht und sich verständigt an ihr:
Also die Liebe mit mir — durch sie erfuhr ich die Welt erst,
Fand mich selber und ward, was man als Liebender wird.
Was bisher nur ein Spiel der Jugend war, das verkehrte
Nun sich in ernstes Geschäft, dennoch verließ sie mich nicht —
Zweifel und Unruh suchten mich oft von ihr zu entfernen,
Endlich erschien der Tag, der die Erziehung vollzog,
Welcher mein Schicksal mir zur Geliebten gab und auf ewig
Frey mich gemacht und gewiß eines unendlichen Glücks.

An meine Mutter.

I.

Die mich einst mit Schmerz gebahr,
Doch mit Mutterfreuden —
Da ich noch ein Knäblein war,
Vieles mußte leiden,

Stets mich doch mit Sorg gepflegt
Und mit Angst und Mühe,
Und mich oft noch huldreich trägt:
Siehe, wie ich blühe.

Und ein Liedchen singe ich
Dir voll Dank und Freude.
Nimm es an und freue dich,
Höre, was ich heute

Wünsche dir voll Dankbarkeit:
Lebe uns zufrieden

Lange noch; was dich erfreut
Müsse dich hienieden

Stets begleiten; ohne Rast
Blühen deine Wangen
Von Gesundheit. Sorgenlast
Möge dich nicht fangen.

Und mit froher Munterkeit
Werd des Alters Beute,
Schau der Kinder Seligkeit,
Sieh, dies wünsch ich heute.

II.

Wenn unsre Wünsche Feen wären,
Die mit gewaltgen Zauberstab
Vom Firmament den Mond herab
Geböten und uns Gold und Ehren
Nebst Malaga und Moselwein
Im Nu in unsern Schoos bescheerten,
Da führ ich warlich mit sechs Pferden
Und tafelte bey Kerzenschein
Bis tief in düstre Nacht hinein.
Ich neidete nicht Fürst und König,
Wär' nur der Freude unterthänig
Und wollte sicher glücklich seyn.
Ich gähnt und ritt und führ nicht wenig
Und tanzt und spielt und wär Maecen
Für manche hungrige Poeten,
Die mich um Reisefutter bäten;
Und alles dies durch meine Feen.
Doch hier, wo wir anjetzo stehn,
Auf unserm lumpigen Planeten,
Wo alles Hirngespinnst und Traum —
Da wag ich, gute Mutter, kaum

Für dich ein Wünschchen auszuhecken,
Das Schicksal könnte, mich zu necken,
Gerade nichts von allen thun,
Und mich geradezu zum Gecken
Zu declariren leicht geruhn.
Drum denke dir, was guter Willen
Und Kindespflichten zu erfüllen,
Für dich für Wünsche könnte thun.
Und dann wird trotz des Glückes Streben
Zum Wechsel und zum Unbestand
Den Kranz des Glücks dir Tugend geben,
Den jedes edle Biederleben
Verdient von ihrer Götter Hand.

An den Herrn Rector Jani
bey Ueberschickung einiger Uebersetzungen
aus Theocrit.

Oft trieb mich in den einsamen Stunden der heiligen Frühe,
Wenn balsamischer Thau lachende Thäler umschlang,
Oder wenn Hespers Strahlen vom falben Silbergewölke
Glitten, Begeisterung hin zum Aganippischen Quell;
Lechzend erlabt ich die Seele mir dann in amystischen Zuge
Bis ich von mächtiger Glut sanft in Gesänge zerfloß.
O! dann sah ich die Musen, vernahm der Unsterblichen Lieder,
Ewig lieblich und jung, saßen sie dort in dem Hayn.
Um sie gaukelten Amor mit Schaaren lächelnder Götter,
Aber mitten im Kreis saßen die Grazien drinn.
Und sie sangen die Weisen des alten, sicilischen Hirten,
Welchen die Nymphen mit Thau oder mit Honig genährt;
Siehe! ich lispelte sie mit rauher, germanischer Zunge
Nach und sende sie dir, welchem Horazischer Geist
Und die lachende Laune die jüngste der Musen verliehen,
Welchem der Hirtengesang oft schon die Seele entzückt.
. . . . . .

---

1. An Bürger.

Glück auf, mein Bürger, hier in deinem Vaterlande,
Willkommen hier, wo alles grünt und blüht,
Nimm meinen trauten Gruß und dieses schwache Lied,
Das mehr vom Herzen floß als vom Verstande.
Doch siehst du wohl, daß matt und schwach und arm
Die Aftermuse um Erbarmen flehet,
Nur guten Willen zeigt, sich nicht voll Dünkel blähet,
Wie leider allzu oft der feilen Schwestern Schwarm.
Denn noch ist nicht ihr schlaffer Arm
Gewandt, Apollos Sehne schnell zu biegen,
Und trotz dem Silberschwan den Aether zu durchfliegen,
Hin, wo Cytheres Hayn in Wohlgerüchen schwimmt,
Und Thalia das Gold zu Volksgesängen stimmt.

---

2. An Bürger,

den Sänger der Deutschen.

Trotz der Jugend, die um meine Wangen
Kaum noch erst den Flaum des Jünglings schlang,
Fühlt' ich doch oft der Empfindung Drang
Und der Ehrfurcht schimmerndes Verlangen
Meinen Busen hehr und hold umfangen,
Hörte früher Wollust Zaubersang:
Doch der Musen süßer Lautenklang
Ließ die Pfeile nicht zu mir gelangen,
Die Verführung auf mich abgeschnellt.
Und darum will ich auch nimmer fliehen,
Will mich süße Musenlust entglühen,
Wenn Apollo meinen Busen schwellt;
Will den Berg mich zu erklimmen mühen,
Den herunter Bürger's Quelle fällt.

Das süßeste Leben.

Lieblich murmelt meines Lebens Quelle
Zwischen Rosenbüschen schmeichelnd hin,
Wenn ich eines Fürsten Liebling bin,
Unbeneidet auf der hohen Stelle;
Und von meiner stolzen Marmorschwelle
Güte nicht, die Herzenszauberin,
Und die Liebe, Aller Siegerin,
Flieht zu einer Hütte oder Zelle:
Süßer aber schleicht sie sich davon,
Wenn ich unter trauernden Ruinen,
Epheugleich geschmiegt an Carolinen,
Wehmuthlächelnd les' im Oberon,
Oder bey der milchgefüllten Schale
Bürgers Lieder sing' im eugen Thale.

An den Sohn des Herrn Professor Bürger.

Schlummre immer, lieber Kleiner, deine
Jugendzeit in süßer Wonne hin,
Unbekümmert fühle fröhlich keine
Männersorgen, von der Lehrerin
Unschuld auf den Rosenpfad geleitet,
Der sich zwischen frohen Mayen schlingt,
Von der Freude in der Brust besaytet,
Welche nimmer Trübsinn singt.

Lache, springe, pflücke Blümchen, spiele,
Süßer Einfalt treu, noch manches Jahr;
Denn dir reichte glückliche Gefühle
Deine Mutter aus dem Busen dar.
Wer zuerst den Apfelbaum erklimmet,
Welchen goldne Frucht rundum beschwert,
Sey dir, noch für Menschensorg verstimmet,
Wichtig, muthvoll, groß und werth.

Noch hat nicht Vernunft dir holde Freuden
Mit der Censor-Miene streng verdammt,
Noch auch Leidenschaft zu bittern Leiden
Deinen unbescholtnen Geist entflammt.
Gern bist du mit trocknem Brot zufrieden,
Wenn dir Springen süßen Hunger beut;
Selbst auf Strohe krankte nicht den Müden
Weichliche Bequemlichkeit.

Rollen dir mehr Jahre auf die Scheitel,
Liebe doch stets Einfalt und Natur.
Rufe dann: Ja, alles ist doch eitel,
Ausgenommen meine Kindheit nur;
Denn von allem bleibt mir Ekel über,
Was ich in dem Leben je genoß;
Und nie denk' ich an Vergangnes lieber
Als an meiner Kindheit Loos.

Wo ich zwischen Veilchen-Träumen schwebte,
Alles um mich sah im Rosenlicht,
Keinem andern, nur mir selber lebte,
Und mich Freude, meine einz'ge Pflicht,
Sanft durch ihre Lustgefilde führte,
Wo sich keine Sorge an mich hing,
Und nicht strenge Weisheit mich regierte,
Wenn ich Schmetterlinge fing.

Auf Josefs Tod.

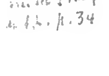
Wie Friedrich starb entflohn die Pierinnen
Der deutschen Flur, die Kriegeskünste flohn,
Bey Josefs Tod sah ich der Duldung Thränen rinnen,
Und froher Hoffnung voll am umgestürzten Thron
Den Aberglauben stolz ein Freudenlied beginnen.

An Jacobi.

Dank dir für deine süßen Lieder,
O Freund! von der Natur gelehrt,
Wir sehn in dir den Peser (?) wieder,
Den Amathusia gehört,
Wie seine, singen deine Lieder
Aus Paphos Blüthenhayn hernieder
Der Amoretten loses Chor,
Dem feinen, zarten Kennerohr
Der Grazien und selbst empor
Zu dem Olymp bey Götterschmäusen,
Wo selbst alsdann bey ihrem leisen
Gesang der Spötter Momus schweigt
Und Pallas selbst ihr Ohr hinneigt.

An A. W. Schlegel.

I.



Auch ich bin in Arkadien geboren;
Auch mir hat ja ein heißes volles Herz,
Die Mutter an der Wiege zugeschworen
Und Maaß und Zahl in Freude und in Schmerz.

Sie gab mir immer freundlich himmelwärts
Zu schaun, wenn selbst die Hoffnung sich verloren;
Und stählte mich mit Frohsinn und mit Scherz;
Auch ich bin in Arkadien geboren!

Komm, reiche mir die brüderliche Hand!
Zu Brüdern hat uns die Natur erkoren,
Und uns gebahr ein mütterliches Land.

Ich habe dir längst Liebe zugeschworen,
Gern folgsam meinem bessern Genius.
Gieb mir die Hand und einen Bruderkuß!

II.

Zarte Schwingungen umbeben leise,
Meines Busens junges Saytenspiel,
Und ein höher schlagendes Gefühl
Athmet in mir in so fremder Weise.

Deine Lieder wehn aus fernem Kreise,
Aus der Aftertöne Marktgewühl
Ach! so freundlich, heilig, lieb und kühl
Her zu meines Pfades stillem Gleise.

Mancher Stunde lieh' ich Flügel schon,
Daß zu dir, der jüngsten Muse Sohn,
Zu dir, dem Holden, Lieben, sie mich brächte,

Daß ich mich an deine Brust gelehnt,
Und an reineren Genuß gewöhnt,
An des Schicksals stillem Neide rächte.

III.

Oft schon hört ich, wenn im Dichterlande
Ich zu jeder stillen Laube gieng,
Welche schirmend vor dem Sonnenbrande
Einen Dichterjüngling kühl umfieng,

Deine Lieder, und ein goldner Ring
Knüpft' im Traum, den mir die Hoffnung sandte
Und an dessen Lipp' ich schmachtend hieng
Freundlich uns in sanfte Lebensbande.

Wäre dieser Traum der Ehrenhold
Einer schönen Feenzeit gewesen,
Da du mich zu deinem Freund erlesen;

Ewig wollt' ich, meinem Schicksal hold,
Treue schwören allen guten Wesen
Und von jedem Geistesfehl genesen. —

IV.

Auch ich bin in Arkadien geboren,
Auch mir hat mancher gute Genius

Am Mutterbusen Liebe zugeschworen,
Und manchen süßen, freundlichen Genuß.

Auch ich empfand in Ahndungen verloren
Das leise Wehn von manchem Geisterkuß,
Und fühlte oft im heiligen Erguß
Mich zu der Sonne reinem Dienst erkoren.

Verzeih wenn mich mein eignes Herz nicht trügt
Und mich auf Flügeln stolzer Träume wiegt,
Daß ich so kühn in eure Reihen trete;

Und fassest du mich auch so rein und warm,
Wie ich dich liebe, mit dir Arm in Arm,
Um Ewigkeit für unser Bündniß bete. —

Epilog auf der Weißenfelser Bühne,

gehalten von Mademoiselle Huber.

Zum leztenmal betritt dies Bühnchen hier
Mein Fuß, zwar ohne Kniewanken,
Doch wird die Trennung immer mir
Ein wenig schwer, und den Gedanken
Giebt doch ein dämmerndes und trübes Kolorit
Der Trübsinn, der mit schnellem Schritt
Zum Trennungskuß geliebter Paare eilet,
Auf Gräber und auf Rosendornen tritt,
Beym Abschieds-Händedruck der Freunde weilet
Und selbst das schönste Glück mit Thränenurnen stört;
Dank euch, die ihr mit uns oft Scherz und Lust getheilet
Und unbescholtnen Witz gehört,
Nicht jeden Fehl uns nachgespüret,
Nicht gar zu streng uns kritisiret
Und zur Ermunterung oft Beyfall uns bescheert
Und Lob, das eigentlich der Nachsicht nur gebühret;
Vorlieb mit guten Willen nahmt
Und nicht zu selten doch zu unsre Spielen kamt.

Nur Thalien habt ihr in unsrer Mitte
Gesehen im nachlässigen Gewand,
Im thrazischen Kothurn ist unser Fuß, die Hand
Im Morden, ungeübt; in einer Bauerhütte
Vertauschten öfters wir Naivetät mit Zwang
Und feyerten ein Fest mit Tanz und mit Gesang.
Doch hört ihr wohl den Vorhang rauschen?
Er fällt — drum noch zuguterlezt,
Indem ein Thränchen meine Wangen nezt,
Und alle schon auf das Signal zur Trennung lauschen,
Ein Wunsch: lebt bis zum Wiedersehn
(O! möchte doch dies ja je eher, je lieber geschehn)
Gesund, und freut euch eures Lebens,
Lebt nie für euch und eurer Brüder Wohl vergebens;
Glück schlage euch des Lebens Takt
Und fröhlich endige sich euer fünfter Akt.

An Herr Brachmann.

Der Weisheit Pfad schlingt sich durch Schattengänge
Gemach zum rosenvollen Ziel hinauf,
Verwundernd staunt es an die träge Menge,
Doch wenige vollenden hin den Lauf.

Du Freund, stehst jezt voll Feuer, froher Jugend
Heiß durstend an des hehren Pfads Beginn;
Sieh! Dort schon windet dir Talent und Tugend
Den schönsten Kranz zum herrlichsten Gewinn.

Drum ring' und strebe bald ihn zu erlangen,
Doch denke dann, mit Ehr und Ruhm bekrönt,
Noch an der Freundschaft schmeichelndes Umfangen,
Von der nicht ächte Weisheit je entwöhnt.

An Freund Brachmann.

Jetzt, da im Glanz der Frühlingsonne
Sich jeder unsrer Wünsche dreht,

Und uns, wie jenem in der Tonne
Selbst Philipps Sohn im Wege steht,
Jetzt, wo geheimnißvoll und dunkel
Nur unser Herz Orakel spricht
Und Herkules an seiner Kunkel
Bey uns nicht seinen Ruhm verbricht,
Jetzt wo sich unsre trübe Laune
Sieh, mit dem sauren Gang verstreut,
Von dem der Ruf der Kriegsposaune
Selbst Helden Coburg nicht befreyt,
Jetzt sag ich dir mit einem Drucke
Der wärmsten Hand, daß du auch einst
Schon in des Alters Silberschmucke
In mir noch deinen Freund beweinst.

An M. und S.

(Sophie, die Braut des Dichters, und ihre verheirathete Schwester, Fr. v. M.)

Glücklich vereinigte sie die Hand der bildenden Mutter:
Was man bey Einer empfand — sagt man der Andern so gern.

Siehst du sie beyde, so siehst du das Räthsel neben der Lösung.
Einzeln ist jede für sich Räthsel und Lösung zugleich.

Sahst du die liebliche Mutter wohl gern als knospendes Mädchen?
Oder das Knöspchen erblüht? — Schaue die Lieblichen selbst.

Lied beym Punsch
am Abend der Trennung.

Sind nicht die Augenblicke
Begeisterten Gefühls

Werth unsers wärmsten Dankes
Und würdig unsers Ziels?
Da steht im frohen Zirkel
Der Menschheit Genius
Und gießt aus voller Schale
Den edelsten Genuß.

Dem Greis entglimmt in ihnen
Der alten Jugend Glut.
Hier schöpft der Mann zu Thaten
Begeisterung und Muth.
Hoch klopft des Jünglings Busen,
Gerührt wird jedes Herz,
Und jedes drückt voll Liebe
Geschwister nur ans Herz.

Nur solche Feste schmücken
Des Lebens rauhen Pfad;
Nur Herzensfülle hemmet
Des Glückes leichtes Rad.
Wo Freudenthränen glänzen,
Wo Herz zu Herzen spricht,
Mitfühlend jedes fühlet,
Nur da entrollt es nicht.

O! himmlisch tönt in Liedern
Erinnerung an sie,
Und weckt nach langen Jahren
Der Nachwelt Sympathie.
Wir freun uns aller Spuren
Der alten Fröhlichkeit,
Einst freun sich unsre Enkel
Noch unsrer frohen Zeit.

Drum laßt an diesem Abend,
Der noch vereint uns sieht,
Da uns so bald nicht wieder
Ein solches Stündchen blüht,

Uns jedem unsrer Lieben
Ein Rosenblättchen streun
Und unsern Herzenswünschen
Sodann dies Lied jetzt weihn.

Dem Vater und der Mutter,
Die nichts als Kinder sehn,
Mag bis zum Rand des Lebens
Das Freudenfähnchen wehn.
Und wenn wir leise Wünsche
In Minchens Herz verstehn —
So soll sie Luft der Freyheit
Am eignen Heerd umwehn.

Nur Dauer ihres Glückes
Dem liebenswerthen Paar;
Bringt unserm Fritz und Fritzes
Dies Glas zum Wunsche dar.
Lili beweise baldigst
Ihr Haushaltungsgenie,
Indeß wir alle singen,
Zieh, lieber Schimmel, zieh!

Leicht falle dein Pantoffel
Bald, Söffchen, auf den Mann,
Der in des Lebens Lotto
Dies Quintchen sich gewann:
Einst geht noch unser Danscour
Als Sansjupon in Klub.
Und Hannches Kränzchen hole
Bald möglichst Belzebub.

Was Gast ist, soll mitleben.
Es schließe fest sich an
Und wandle mit uns ewig
Und bleib uns zugethan.
Dem Bruder dort am Rheine,
Den Lieben nah und weit

Sey dieses Glas als Zeichen
Von jedem Wunsch geweiht.

Zum Tempel wird die Stube,
Der Punschtisch zum Altar.
Es bringt der Geist der Liebe
Jetzt seine Opfer dar.
Senkt euren Blick die Stufen
Des Tempels nur hinab
Und haltet fest die Stimmung,
Die dieser Blick euch gab.

Ihr schaut in einen Wirbel
Von Menschenschicksal hin
Und forscht und fragt vergebens
Nach dieses Räthsels Sinn.
Einst wird es leicht sich lösen;
Längst ist der Schlüssel da;
Denn war nicht Lieb und Einfalt
Den Menschen immer nah?

Auch ihr könnt freudig walten
Für diesen Zeitbeginn,
Wirkt der Natur entgegen
Und wirkt mit Einem Sinn.
Ist jeder gut und thätig
Für Menschenrecht und Wohl,
Und ist auf jeder Stelle
Ein Jedes was es soll,

So wird in süßer Reife
Die Menschheit, himmlisch schön,
Erwacht vom langen Schlummer,
In beßre Zonen gehn.
Belohnt wird, wessen Thaten
In ihrem Herzen glühn —
Doch wer sah je den Garten,
Wo dann die Kränze blühn?

Kunz von Stauffungen
(Dramatisches Fragment).

Raupach in der Pfalz. Herberge. Köhler und Schwarz, Bauern, am Tische.

Köhler. Nun! Wie gehts denn mit dem Stauffungen und seinem schönen Gundchen? Hat sie noch immer keinen Mann?

Schwarz. Der Alte ist recht in der Klemme; unser Herr Kurfürst will'n den Ueberlingen aufdringen, denn der hat sich recht bey'n geinsinuirt, da er'n neulich auf der Jagd von dem Räuber half: und ich seh' garnichts besonders dran; unsereins hätt's auch gethan, denn jeder, der kein Schurke ist, hat ihn ja Gut und Blut zugeschworen. Aber das ist nu so bey den Vornehmen, wenn da einer thut was seine Pflicht ist, und es geht sie selber an, da ist das gleich ein Wesen, da fliegen Geschenke ihm zu, als wär' er Wunder was! Aber ja, da wollt' ich dir nur sagen, daß der Alte den Ueberlingen gram ist und das Mädel auch, denn er soll stolz und knurrig seyn und trotzig.

Köhler. Na, aber das ist mir lieb, daß du mir das sagst, das habe ich noch garnicht gewußt. Nu weiß ich, warum der so oft aufs Schloß kommt. Ha! ha!

Schwarz. Aber der Kurfürst mag machen was er will, ich glaube, er kriegt sie doch nicht, denn der Alte hat

sie zu lieb, als daß er sie mit Gewalt zwänge, und sie nimmt ihn gewiß nicht.

Köhler. Ja, das glaub' ich auch, sie soll aber ein gar gutes und schönes Fräulein seyn; wenn mein Weibel zum Verkauf manchmal nach Zwingenberg geht, da spricht sie so freundlich mit ihr, die ganze Gegend ist ihr gut, es darf keiner hungrig weggehn, und wenn sie einen weiß, der kranck ist, da schickt sie ihm gute Brühel und pflegt ihn.

Schwarz. Ja, sie sollte mich dauern, wenn sie der Ueberlingen noch fischte, denn ich bin den Kerl nicht gut, er sieht so trotzig und barsch aus, hu! als wenn er einen fressen will.

Köhler. Da ritt er neulich bey meinem Häusel vorbey und's war sehr heiß, da bietet ihm meine Liese einen Topf voll Milch an, den trinkt er und reitet weiter, ohne ihr nur Dank zugenickt zu haben, als ob's unsere Schuldigkeit war, den Herrn zu bedienen.

Schwarz. Ja, siehst du, so geht's, wenn einen ein Fürst freundlich ansieht, da denkt man, eine Leiter höher zu seyn als die andern Christenmenschen, da schwillt einen der Kamm, da glaubt man, vom lieben Gott apart geschaffen zu seyn, daß einen die andern den Beingürtel lösen. Hör', Gevatter, schänk' uns jeden ein Glas ein!

Köhler. Nu Bruder, nicht wahr, wir bleiben in unsern Dörfchen, verachten keinen, als den Schurken, zahlen unsre Zinsen und Abgaben, und leben dann freyer und froher, als die Vornehmen. Wenn uns auch der gnädigste Kurfürst küssen und bereichern wollt.

Schwarz. Ja, Köhler, das denk ich so zu halten. Sie sollen mich nicht mit eisern Ketten aus meinem Erbgut wegziehn, da will ich sterben, wenn ich frey gelebt habe. — Was ist denn das da auf'm Hofe

vor ein Getrappele von Pferden? Bruder, du bist ja da am Fenster, sieh mal naus.

Köhler. Wahrhaftig, er ist's selber.

Schwarz. Wer denn?

Köhler. I! Ueberlingen; da ist er mit einer ganzen Menge Reisiges Zeugs. Nu halte ja den Weg vom Herzen zum Munde zu und sprich nicht wie dir's ums Herz ist, es könnte dir übel ablaufen, wir könnten Prügel kriegen, wie der Hund in der Speiskammer.

Schwarz. Ja, das werd' ich thun; es wäre Tollheit, wenn ich mit dreister Stirn ihm sagte: Ueberlingen, Ihr seyd ein Grobian, ein aufgeblasnes Segel, ein Hochmuthsnarr, ein Fürstendiener. Er ließ mir den Buckel wacker gerben, wie Hirschhaut, und ließ mich obendrein mit Hohnlachen laufen.

Köhler. Da kommt er.

(Ueberlingen kommt herein, hinterdrein sein Knappe und seine Knechte.)

Schwarz. }
Köhler. } Gruß Euch, gestrenger Herr.

Ueberlingen. Danke. (Zu seinem Knappen.) Du, Ditmar, frag' die Kerls, wie weit noch nach Zwingenberg?

Ditmar. Wie weit habt ihr noch von hier nach Stauffungens Schloß?

Köhler. Sie rechnens eine Stunde, aber wenn ihr den Fußsteig unten am Gillenbach reitet, so kommt ihr bequem in einer halben Stunde hin; eure Rosse sind stark. Euer Ritter ist ja wohl der hochberühmte von Ueberlingen.

Ditmar. Braucht ihr da noch zu fragen, Schlingel, kennt ihr im ganzen Land allein den großen Ritter von Ueberlingen nicht, der unsern durchlauchtigsten Kurfürst das Leben gerett.

Schwarz. Gehört haben wir genug von ihm, aber wenn ehr kriegen arme Bauern solche vornehme Herrn zu sehn? Es geht gewiß zum Herrn von Stauffungen? Es ist ein guter Herr, und seine Tochter ist so schön und so gut.

Ueberlingen (auffahrend). Kennt ihr sie?

Schwarz. Wer wollte sie nicht kennen hier in der ganzen Gegend, sie thut uns armen Bauern recht viel Gutes. Sie ist ein wahrer Engel.

Ueberlingen. Ich dächte, ihr reistet! ihr habt genug gesoffen; ich will allein seyn; es riecht wie Lumpenpack hier.

Köhler. Wir sind fertig, gestrenger Ritter, wir wollen nicht mehr Eure Sinnen beleidigen. Adjeu. (Sie gehn ab.) (Der Knappe und die Knechte sehn nach den Pferden.)

Ueberlingen (Vor sich). Da komme ich nun schon wieder und buhle um die Liebe eines trotzigen Mädchens; — ja, schön ist sie. — Und der alte gleißnerische Betrüger — Er ist es, der sie wider mich erbittert, denn sollte diese allein mich nicht kennen, zwanzig lägen zu meinen Füßen, wenn ich ihnen zulächelte, Reichere — Vornehmere, — aber Schönere? Ueberlingen! sollst du dich von einem Mädchen am Gängelbande führen lassen, du, den ein ganzes Land, der Kurfürst selbst verehrt und sich von ihm führen läßt. Aber sie ist schön; verdammte Schönheit, die meinen Stolz so gräßlich zähmt. Ja, ich will hin, und verbindet sie nicht mit mir der Pfaff noch heute Abend, so liegt sie morgen mit Gewalt in meinen Armen, und ich jauchze und spotte des Alten. Mich schützet der Kurfürst. (Knappe kommt.)

Ditmar. Gestrenger Ritter, die Pferde sind gefüttert. Beliebt es Euch, aufzusteigen?

(Im Walde. — Heinrich von Sassenberg, Sigfried, Knechte, Ueberlingen.)

Ueberlingen. Ich höre Roßtrappeln, als käm eine ganze Schaar. Kotz Schwerenoth! wären doch meine Kerls bey mir, oh! daß ich sie habe vorausgeschickt. Fliehen, ne, das soll keiner den Ritter Ueberlingen nachreden. Sind's Feinde, gut, so stirb. Da sind sie schon. 's is Sassenberg, nu den bin ich nicht an Herz gewachsen.

Sassenberg. Da ist er!

Ueberlingen. Kommst du Freund oder Feind?

Sassenberg. Wie jeder, außer ein Fürst, zu Ueberlingen kommen kann.

Ueberlingen. Die mich hassen sind Kerls deines Gelichters.

Sassenberg. Da nimm meinen Handschuh.

Ueberlingen. Ich nehme ihn an.

Sassenberg. So zieh.

Ueberlingen. Nicht so übermüthig, schändlicher Bube, der gegen Ritterpflicht sich nicht scheut, mit einem ganzen Troß einen Einzelnen anzugreifen. Gut! es sey! Mein Leben sey theurer als Sarazenenblut. Gott wird dich treffen.

Sassenberg. Halt, stolzes Segel, nur einen Augenblick. (Zu seinen Leuten.) Bursche, lieg ich unter, so vergreife sich keiner an seinem Feind. Laßt ihn fortjauchzen. Einer von uns beyden soll hier verstauben. Schaut zu, doch Rache treffe den, der mich erretten will. (Zu Ueberlingen.) Bist du nun zufrieden?

Ueberlingen. Du thatest, was jeder Schurke gethan hätte, wenn noch seinen Busen ein Funken Menschlichkeit durchglühte. (Sie fechten.)

Sassenberg. Rächende Liebe führe mein Schwerdt! (Er stößt ihm in Busen.)

Ueberlingen. Ich habe gnug — Freue — frohlocke — deines Siegs — Gräßlich Ende — meine Projecte — Gott — Vergieb — ich — möchte dir — fluchen — Heinrich — nimm sie — ich — ich — fiel — Unglücksstunde — mir schwankts.

Sassenberg. Vergieb Ueberlingen, du dauerst mich. Warum wolltst du das Mädchen wider ihren Willen, und brachtst mich und sie in Verzweiflung. Ich wagte das lezte.

Ueberlingen. Mir vergebe — Nein — sink ich — so, so tief herab — mag der Teufel — meine Seel plagen — ich vergeb dir nicht — ja — nein — o schrecklich — Ende. Rache — ich hab gebüßt — Aus — meine Bahn — Hu! da fließt's — Vergieb — mir — Saff — en — berg. (Stirbt.)

Sassenberg. Er ist todt.

Sigfried. Fliehe Ritter, daß dich die Bluträcher nicht erreichen.

Sassenberg. Wohin?

Sigfried. Auf dein Schloß.

Sassenberg. Fern weg von Kunigunden? Nicht ihr sagen, daß er todt ist?

Sigfried. Du verräthst dich, eile, du mußt sonst auch sterben. Sterben, wenn dich des Kurfürsten Rache ereilt.

Sassenberg. Gott! schütze mich, du kennst mich!

(Zwingenberg. Auf den großen Saal.)
(Kunz, Franz Siegmar.)

Kunz. Wo Hans bleiben mag, er wollte heute Morgen kommen und ist noch nicht da. Während ich heute früh auf der Jagd war, da kam sein Troß und

berichteten, er würde gleich kommen, und ist noch nicht da. Sein Troß ist aus und sucht ihn. Er wird wohl in der Herberge mal wieder wacker gezecht haben, daß er ist liegen geblieben. Und so einen Kerl will mir der Kurfürst aufdrängen. Er kann lang warten.

Franz. Ja höre, da hast du recht, du bist nur zu feige, zu respectirlich gegen den Kerl. Wär das Mädel mein, und sie wollte nicht und ich nicht und ich hätte einmal abgewiesen, so dürft er mir nicht wiederkommen, der Scheiskerl, ich wollt'n zum Haus naus portiren. Er sollt den Himmel vor'n Baßgeige ansehn, und wär das ganze heilge Römsche Reich vor'n. Der Kurfürst mögt mir im Arsche lecken. Ich will'n auch zu seinen Mädchen meinen Buben schicken, er hat mir auch mal von'n Eber geholfen, und ist mir doch lieber als der ganze Ueberlingen. Sind wir nit so gut wie der Kurfürst?

Kunz. Als wann noch zulezten die Fürsten unsern Töchtern Männer geben wollten, wie's den Herrn beliebt, wenn's auch ihr Bub wär?

Franz. Herz hat er in Leibe, Hans.

Kunz. Das spricht'n keiner ab; das hat er.

Franz. Aber'n rasenden Stolz, als wenn alle Betteljungen gegen ihn wären.

Kunz. Und ist dabey so barsch, ich denke, er frißt uns, wenn eine Miene ihm nicht zu dank ist.

Franz. Oder wenn man'n nicht getraktirt, als wenn er der gnädigste Kurfürst wäre.

Kunz. Er fordert einen Bückling und glattes Wort nach den andern, wie sich's die Hofschranzen gewöhnen.

Franz. Und ich gehe mein Lebtag nicht an Hof, und wenn da goldne Berge wären. Lieber will ich mich mit sechsen rumschlagen.

Kunz. Es ist da glatt wie Eis, wer nicht schmeichelnd drauf hin gleiten kann, geradezu tritt, der purzelt und kann nicht wieder aufstehn.

Franz. Bruder! schenk ein, ganz voll — einen rechten Pumper — er läßt sich besser leeren. Dein Wohlseyn.

Kunz. Danke! Das deinige.

Franz. Das brauchst du mir nicht zu wünschen. Fidel bin ich gottlob immer und kanns seyn.

Kunz. Ich könnts auch seyn; wenn nicht Ueberlingen ein Auge auf mein Mädel geworfen hätte. Oft stört mich das des Nachts im Schlaf.

Franz. Ha! Das sollte mich stören; wenn Franz auf der Bärenhaut liegt, läßt er sich so leicht nicht stören.

Kunz. Hast du deinen Sohn lieb?

Franz. Ja! Wahrhaftig, den hab ich lieb. Es ist auch ein wackrer Junge. Er risse sichs Herz aus den Leibe, wenn er mir könnte einen Dienst damit thun.

Kunz. Nu, siehst du. Meine Tochter hab ich auch lieb, es ist ein Mädchen zum Fressen. Seitdem mein Gesicht wird wie ein Herbstlaub, ist mein Weib todt; seitdem hat mich keine geküßt, außer Kunigunde, aber das thut immer meinen vernarbten Backen so gut, wie als mich meine Lene küßte, da mein Bart erst vier Sommer sah.

Franz. Ja, deine Lene war ein wacker Mädel, ich sah sie mit dir zuerst, als der alte Guelfo zu Bamberg das Banquet gab, das war ein kreuzbraver Herr. Damals waren die Zeiten anders. Weißt du noch wohl mit Wolfingen, da hattst du einen Strauß um sie. Er war schon giftig, daß du'n aufm Turnier den Preis abgewannst. Sie wurde die Schönste gehalten. Sie gab dir das Armband.

Kunz. Mein Herz lacht mir im Leibe, wenn ich noch an die Zeit denke. Wir waren beyde lust'ge Gselln.

Franz. Wir kamen auch manchmal hart aneinander zu Würzburg um die schöne von Gundeln.

Kunz. Du warst ein verdammter Geyer auf die Mädchen.

Franz. Endlich kriegte mich doch noch meine Alte, ja, damals war sie auch nicht häßlich.

Kunz. Das Wirthshaus zu Heilbronn. Ich denke noch immer dran, wenn ich vorbey reite, wo wir zuerst einander Freundschaft schwuren.

Franz. Und die hab'n wir gehalten. Trink Bruder. Alte Liebe rostet nicht.

Kunz. Du bist mein alter Waffenbruder. Weißt du wohl, als wir als Buben bey Landgraf Heinrich von Darmstadt gegen die Franzosen waren, bey Greiffenberg im Elsaß? Das war dir ein Fest.

Franz. Der alte Heinrich hatte uns auch recht lieb, wie die Kinder. Es war ein rechter braver Herr. O! daß der noch lebte.

Kunz. Nun vergiß auch nicht den alten Kurfürsten, der uns die schönen Schwerdter schenkte. Meins hab ich noch.

Franz. Da ist Meins. (Zieht sein Schwerdt.)

Kunz (besieht's). Ja, wahrhaftig, das ist auch noch ein alter Bekannter. Es ist aber recht eingerostet.

Franz. Es rostet wie sein Herr. 's is ja jetzo nichts mehr. Der ewige Landfrieden. Horch, da brummt die Glocke. Eins — zwey — drey — vier — fünf — sechs —, schon sechse, ich muß nach Hause.

Kunz. Bleib' doch.

Franz. Ne, sie warten auf mich. Komme Morgen zu mir. Bring dein Mädel mit.

Kunz. Wenn Ueberlingen nicht kommt. Er ist noch immer nicht da, wo er bleiben mag, er hat's doch sonst immer so eilig. Soll ich ihn dann vielleicht mitbringen?

Franz. Gräme dich nicht drum, es ist immer zu früh, wenn er kommt. Aber bringe mir ihn nicht, der Teufel hole dich, wenn du's thust, und mich, wenn ich ihn leiden kann.

(Kunigundens Zimmer. — In der Nacht.)
(Kunigunde, allein.)

Armer Heinrich — Arme Kunigunde — dein Andenken stört mich im Schlafe, störte es mich nur angenehmer. Wärst du mein Bräutigam, könnt ich dich vor aller Welt küssen, edler Jüngling, braucht ich mich nicht, um dich zu sehn, Abends zur einsamen Laube zu schleichen, ja, und es störte mich dann deine Erinnerung, ich wollte sie umarmen, so süß, so inniglich, wollte dein Bild nächtelang sehn und nicht satt werden. Aber so, wo zugleich mit ihr peinigende Sorgen, störende Unruh und grausame Furcht erwacht, mögt ich sie verbannen aus meiner Seele, — wenn ich ihn nicht so liebte, nicht so mit ganzer Seele an ihm hinge, jeden seiner Blicke erlauschte und seine Worte verschlänge — thörichter Ueberlingen — hoffst du mich zu erhalten, da müßte meine weibliche Seele weniger Zunder, keine Treue und mehr Stolz besitzen — Vergnügter leben am Hofe, bey Schmucke, zwischen goldnen Mauern und Ketten, als im Schooße der Ruhe und der schmucklosen, ländlichen Freude, im Arme meines Heinrichs. Könnt' ich dies Glück genießen, Gott, ich fiel nieder und betete an.

Nein, wenn ich sie mir beyde zusammen denke, meinen Heinrich mit seiner edlen Hitze, Tapferkeit, Treue, Biederkeit, Güte und Sanftmuth, und Ueberlingen mit seinem Stolze, seiner Herrschsucht, Rauhheit, tödtlichen Kälte und Unmäßig-

keit — jenen schuf gewiß Gott aus zwey Seelen, einer weiblichen und männlichen. Heute kam Ueberlingen nicht, und meinen Heinrich sah ich noch heute Morgen, wie er feurig war — ach! er küßte mich, ich fühle noch den Kuß der Liebe — mein armer Vater — er liebt auch meinen Heinrich — nur der strenge Kurfürst — er muß keine Tochter haben, die ein weiches Herz hat, keine Gattin, die ihn so herzinniglich liebt, — als — Herz, du weißt's —. Gott, du Beschützer der Unschuld, sieh die Thränen eines armen Mädchens, höre sie, meine Seufzer.

Da erwacht schon meine Freundinn, die holde, rosige — hast du auch einen Himmelsjüngling, der dich liebt? — gewiß, du winkst mir so freundlich. Vielleicht siehst du schon Heinrichen mit Flügeln der Liebe zu mir eilen.

(Kunz kommt.)

Kunz. Schon so früh auf, meine Liebe? Du hast ja geweint. Armes Mädchen, du hast's Ursach, aber ich schwöre dir hier zu, bey meiner Liebe zu dir, so lange ich mich regen kann, sollst du ihn nicht als Gatten umarmen.

Kunigunde. Bester Vater! (sie weint.)

Kunz. Kind! Du machst mir's Herz so weich, wie deine Patschhand. Bald weinten meine Augen mit, die seit dem Tode deiner Mutter eingerostet sind. Heute sey lustig und guter Dinge, springe wie an deinem Hochzeittage. Ich soll dich zum alten Franz bringen, da ist Heinrich. Sieh, da wirst du gleich munter, dein Freyer bleibt aus, wie Röhrwasser. Marie geht auch mit, — der gute Hans mit seiner braven Mutter werden dich schon lustig machen. Munter, Kind, wecke deine faule Marie und deine Zofe, putze dich, kränze dich, Heinrich ist da.

Kunigunde. O, lieber Vater! was macht Ihr mir für Freude. Ihr erquickt mich wie Mayregen die Saat. Gott wird's Euch vergelten, ich kann's nicht.

(Erlach. — Siegmars Burg. Der große Saal.)

(Ende des Manuscripts.)

Fragmentarisches.
(Monolog.)

Von unsrer Wiege an verfolgen uns Vorurtheile, Schwachheiten und Mängel, die uns das Drückende des Lebens in seiner ganzen Schwere fühlen lassen. Alle unsre Wünsche bleiben unerfüllt, unsre Pläne scheitern, unsre schönsten Hoffnungen, unsre blühendsten Aussichten verschwinden. Oft schein ich mir allein in der Welt zu seyn, und um mich herum und in mir selbst scheinen mir nur Plaggöttinnen zu hausen, die mir das Vergnügen, das mir oft so herrlich, so wonnevoll meine Fantasie bildet, verscheuchen. Die traurigste Lage ist es gewiß, und ich weiß es aus einer leider jugendlichen Erfahrung: sich unterdrückt, mißhandelt und von Eigensinn und Laune gefesselt zu sehn, ohne Freund in dem Labyrinth trauriger Ideen und Gegenstände herum zu irren, seine Wißbegierde, das Drängen und Streben nach Ruhm und Belohnung gehemmt und gehindert und in elende, drückende menschliche, bürgerliche Verhältnisse sich gespannt zu sehn — Skepticismus an Allen, trauriger Menschenhaß muß unmittelbar daraus entstehen. — — — Die schönsten Jahre der Menschheit, die herrliche Jugend, wo nur Grazien und Blumen sich an unsre Fantasie drängen, wo ein gewisses, unaussprechbares Gefühl von Unsterblichkeit, ewiger Dauer uns vergöttert, können sie in dieser Lage genossen und gefühlt werden? Unglücklicher, dem dies Schicksal zu Theil ward — bin ich der Unglückliche? — Höhere Jugend, höhere Freuden — „Himmlische Luft, Freyheit, Freyheit! — die Welt hinieden ist ein Gefängniß."

Urtöne meiner Empfindung.

Bey mir gränzt Einfalt und Natur so nahe an Größe und Hochempfindung, daß die größte Naivetät in der Sprache des innern, geistigen Gefühls, der reinste aber kunstloseste, einfachste Klang des gerührten Organs meine Seele, ich nehme dies unbedeutende, kalte Wort in dem heiligen, hohen Sinne, der auch in der sinnlichen Benennung dieser Unaussprechlichen, Unbenennbaren weben sollte, erhebt und beseligt. Es werde Licht, und es ward; die Seele, die das empfand, aus deren sinnlichen Sprachorgan diese herzerhebende, gleichsam anschauliche, sichtbare Schöpfung hervorklang, muß den höchsten Sinn, das süßeste Umfassen der allebendigen, allschaffenden Gottheit gehabt haben, und wohl jedem, der dieses besizt: Du weißt, Bester, wie meine Seele sich zu diesen Vorstellungen hinneigt, wie ganz drinn versunken sie so selig schwärmt.

Sanft und groß ist der Vorzeit Gang: Ein heiliger Schleyer deckt sie für den Ungeweihten; aber dessen Seele das Schicksal aus dem sanften Rieseln des Quell erschuf, sieht sie in göttlicher Schöne mit dem magischen Spiegel.

Fabeln.

Der Philosoph.

Lehre meinen Kanarienvogel, sprach ein Tyrann zu einem Philosophen, den Homer, daß er ihn auswendig hersagen kann, oder geh aus dem Lande; unternimmst du es, und es gelingt nicht, so mußt du sterben. „Ich will es ihm lehren," sprach der Weise, „aber ich muß zehn Jahr Zeit haben." — „Warum warst du so thöricht," fragten ihn hernach seine Freunde, „und unternahmst etwas Unmögliches?" Lächelnd antwortete er: „In zehn Jahren bin ich oder der Tyrann oder der Vogel gestorben."

Das Pferd.

Ein Wolf sagte zu einem Pferde: „Warum bleibst du denn dem Menschen so treu, der dich doch sehr plagt, und suchst nicht lieber die Freyheit?" — „Wer würde mich wohl in der Wildniß gegen dich und deinesgleichen vertheidigen," antwortete das philosophische Pferd, „wer mich pflegen, wenn ich kranck wäre, wo fänd ich solches gutes, nahrhaftes Futter, wo einen warmen Stall? Ich lasse dir gern für das alles, das mir meine Sklaverey verschafft, deine Chimäre von Freyheit. Und selbst die Arbeit, die ich habe, ist sie Unglück?"

Reisejournal.

Gutes Muthes entfloh ich am 15. April früh um acht Uhr mit meinem Hofmeister, Herrn Zachariä, und dem Bedienten David unserm dumpfen Musensitz in einer leichten Chaise mit zwey Pferden Extrapost. Unser sämtliches Reisegeräth schloß ein Mantelsack in sich, den der Bediente nach Gelegenheit mit aufs Pferd nehmen sollte, eine Unmöglichkeit, die wir erst zu spät einsahen, indem für jeden von uns ein vollkommner Parade-Anzug und desgleichen mehr die Last ziemlich beträchtlich machte. Um 11 waren wir in dem angenehmen Wörlitz, dessen Garten auch jezt, da noch kein grünender Baum seine mit Blättern und Blüthen bekleideten Zweige in den blauen Wasserspiegel tauchte, durch seine in- und ausländischen todten Hölzer melancholisch schönen Spaziergang bildete. Wir benuzten diese interessanten Gartenparthieen und besahen die nunmehr großentheils fertige Anlage und den Stein, eine sich aus dem See erhebende Felsmasse, die aus ungeheuren Sächsischen und Anhältischen Feldsteinen zusammengesezt ist und die verschiedenartigsten Dinge in sich vereinigt, als z. B. mehrere irreguläre über den See gesprengte, finstere Gewölbe (vielleicht eine Nachahmung der Fingals Höhle); die Ruinen eines Amphitheaters; eine Bergspitze, deren Erleuchtung sie als einen feuerspeyenden Berg darstellt; einen Wasserfall; mehrere im Felsen angebrachte Zimmer; und auf einem besondern Felsen, an einen zerfallenen Thurm gelehnt, ein in römischem Geschmack gebautes und meublirtes Haus. Die ganze Idee ist originell und un-

streitig etwas bizarr, und läßt sich vielleicht am besten als Ausführung eines von Wieland in einem seiner Gedichte erfundenen Feenschlosses erklären; eine Muthmaßung, die ich von einem guten Freund habe. Nachdem wir im neuen Gasthof ganz gut zu Mittag gespeist hatten, fuhren wir auf der schönen Chaussee, die durch kleine Eichenwäldchen, Wiesen, Dörfer und Felder in angenehmer Abwechselung hinläuft, nach Dessau, wo wir im Ring abtraten. In Gesellschaft mit noch einem früher angekommenen Wittenberger giengen wir bey dem schönsten Sommer, der den Winter des Vormittags abgelöst hatte, auf den Gottes Acker, der vor dem Köthner Thor, und das Georgium, das vor dem Aakner Thor liegt. Ersteren ist statt des ängstlichen und düstern, welches diesen Plätzen sonst so oft eigen ist, ein Gepräge heiterer Ruhe gegeben worden, welches für Fremde, die sich für dies stille Plätzchen ein Stündchen abmüßigten, so gut als für Einheimische, die vielleicht mit sanfterer Wehmuth hier einen entschlafenen Freund betrauren, äußerst wohlthätig ist. Ein in edlem, einfachem Stil gebautes Portal, in dessen Nischen Genien ihre Fackeln auslöschen, führt auf einen geräumigen Platz, auf dem vier grüne Felder durch breite Sandwege abgetheilt werden, welche sich in der Mitte zu einem runden Platz vereinigen, den Akazien und andere untermischte Bäume umschließen, die auch die einzelnen Abtheilungen hie und da begrenzen. Diese Grasplätze bedecken die Gräber ärmerer Leute, über welchen ein länglichter Grashügel grünt, und das ganze Viereck umschließt eine etwa 5½ Fuß hohe Mauer von Ziegelsteinen, welche die vordere Seite der Reihen von Gewölben ausmacht, die rings um den Platz hinlaufen und deren jedes nur für einen, doch manche auch für zwey Särge der reicheren Bewohner Dessaus Raum hat. Die Eingänge sind niedrige viereckige Oeffnungen, welche dicht aneinander stehn, und wenn ein Gewölbe besezt ist, zugemauert werden. — Das Georgium ist eine englische Garten-Anlage, die dem

Prinz Hans Georg, Bruder des Fürsten, gehört, dessen Sommer-Wohnung in einem anmuthigen Theil des Gartens zwischen wilden Parthien und frischen Grasplätzen steht, und so wie mehrere im Garten zerstreut liegende Häuschen, einfach und doch architektonisch schön gebaut, geschmackvoll meublirt und mit feinen Kupferstichen ausgehängt. Der Garten ist groß und erstreckt sich bis nach der eine Stunde von Dessau fließenden Elbe hin, die Natur ist in den einzelnen Parthien zuweilen noch glücklicher als in Wörlitz nachgeahmt und das Ganze gewinnt besonders durch einen mit hinein gezogenen Eichenwald: unter die Verzierungen gehört besonders eine kolossalische Statue des Fürsten; eine Diana; ein steinerner auf acht (korinthischen) Säulen ruhender Tempel; ein über die durch den Garten laufende Straße gebautes Portal und einige nachgemachte Ruinen, besonders die an ein Wasser anstoßenden. Als wir wieder in die Stadt kamen, besahen wir auf der Cavalier-Straße die Parforce-Hunde, der Wärter ließ einige siebzig aus einem der Ställe in den Hof, wo sie uns mit einem gräßlichen Hunger-Geheul begrüßten. Es sind hier lauter Hatz-Hunde, stark, aber doch schlank gebaut; ein jeder hat seinen eignen Namen: vor kurzem waren sie durch einige achtzig von Bernburg verstärkt worden, wo der Fürst die kostspielige Parforce-Jagd abgeschafft hat. Die großen Jagdhunde sind, so wie ich mich erinnere, auf die Dessauischen Dörfer vertheilt. Unser Gesellschafter ritt nun nach Hause, und wir giengen mit einem andern Wittenberger, der eigentlich hier zu Hause ist, in die Reit- und Jagdställe, welche rechts vom alten fürstlichen Schloß vor einem großen grünen Platz zwey Façaden bilden, die sich nicht als Ställe ankündigen und zwischen denen der Eingang zu einem geräumigen Hof ist, den die Bahn und die Ställe einschließen; einen Theil der Außen-Seite dieser Ställe deckt eine wilde Parthie, die seitwärts am Rasenplatz hinläuft, und ein anderer Theil liegt an einer Gasse der Stadt. Die

Ställe sind hoch und nicht zu hell und die Stände geräumig; die Zahl der Pferde ist einige achtzig, von denen der größere Theil Parforce-Pferde sind, die freylich meistens mehr leicht als schön gebaut sind; unter den fürstlichen Reit-Pferden sind einige schöne Thiere, und drey Beschäler zeichnen sich sehr aus. Die Bahn ist geräumig aber nicht sehr hoch und eben nicht besonders hell, die Verschaalung ist hoch und die Logen für Damens der Thür gegenüber gut angebracht: zwischen den Fenstern ist ringsherum in großen Haut-Reliefs die Geschichte der Reitkunst von ihrer ersten Kindheit an vorgestellt. Ich gieng noch alleine mit unserm Gesellschafter etwas in der Stadt herum, und dann speisten wir in unserm Gasthof in einer ganz angenehmen und ziemlich ansehnlichen Gesellschaft. An dem bekannten Ober-Amtmann Fromm aus Fehrbellin machte ich hier eine interessante Bekanntschaft, da er mit vielem Scharfsinn und Kenntnissen Witz und Laune verbindet: viel Vergnügen machte mir die Beobachtung eines preußischen Kriegs- (oder Stall-) Raths, Herrn Landvoß, einer Kreatur von Lindenau, der von Berlin an den Rhein zur Armee gieng und uns hier mit großer Autorität, zum Abdrucken schön, vorpolitisirte, so gut wie nur Ehren-Schirach nach Beendigung der politischen Begebenheiten dieselben der Welt vorprophezeyen kann. Eine Posse muß ich hier noch erzählen, weil sie einen Zug von diesem Weltmann verräth, wofür er sich hielt und wie man sie oft findet. Herr Fromm hatte absichtlich bey Tische erzählt, wie er die Leipziger Meß-Kaufleute, wenn sie von ihren großen Gewinnen im Spiel prahlen, damit abführe, daß er von seinen Gewinnsten von 10 bis 20000 Thalern spreche; nach Tische ward eine Parthie Billard vorgeschlagen. Herr Landvoß, den man aufforderte, entschuldigte sich, er habe zwey Jahre nicht gespielt, wolle aber versuchen; Herr Fromm sagte, ich habe zwanzig Jahre nicht gespielt, und spielte nicht: mein Kriegsrath merkte nichts, gieng hin und verlor, soviel ich mich erinnere, sein Geldchen;

Fromm und ich sahen zu und zulezt spielt dieser noch eine Parthie, wobey seine Geschicklichkeit uns alle in Verwunderung sezte, ob er gleich die Parthie endlich verlor. — Ich freute mich, an einigen Dessauern in der Gesellschaft die erneute Bemerckung machen zu können, wie zufrieden sie mit ihrem Fürsten sind. Das Dessausche Ländchen ist unter ihm in der That eines der glücklichsten; er sucht auf alle Weise das Glück und den Wohlstand seiner Unterthanen zu befördern und versteht die Kunst, durch gut angebrachte Freygebigkeit und Veranlassung zum Verdienst für den gemeinen Mann, wie für den Handwercker, Künstler und Handelsmann ihrem allgemeinen und Privat-Wohl in der That beförderlich zu seyn, eine Sache, die in seinem kleinen Lande wohl angeht: dies zeigen seine kleinen Landhäuser; dies zeigen seine Gärten, von denen der Wörlitzer in der theuren Zeit angelegt, und mit denen er sein Land noch immer fort verschönert; seine neue Anlage in Wörlitz, seine Chausseen, Pappel- und Obst-Alleen, die überall die Wege angenehm machen, und noch so vieles andere, was ihm zu gleicher Zeit Beschäftigung und Vergnügen giebt. Ueberall führt er selbst die Oberaufsicht, wozu er viel Anlage hat, und dabey ist er gütig gegen jedermann: auch Fremde machen davon häufige Erfahrung, und wer einmal präsentirt ist, braucht sich an keine strenge Etiquette zu binden, wie man sonst an kleinen Höfen findet. Die Einkünfte seines Landes verthut er nicht unnütz, denn sein Hof ist eben nicht groß, und Festins, auf denen in einem Abend oft viel Geld versplittert wird, kommen selten vor: er liebt mehr ländliche Feste: sein Militaire kostet ihn auch wenig, vermuthlich weniger als alle andern Anhaltschen Häuser, die ganze Compagnien halten, wo er nur wenige Jäger hat, die wenigstens von öffentlichen Posten nur die beyden vor der Mühle und vor dem Schloß zu besetzen haben, und in ihren grün und rothen Röckchen und langen weißtuchenen Beinkleidern recht artig aussehn. Nur die Parforce-Jagd

macht in Absicht auf die Piqueurs, die vielen Pferde u. s. w. eine unnütze Ausgabe und nimmt dem Fürsten viel Zeit weg: indeß giebt sie doch mehreren Menschen Brodt und dem Landmann Gelegenheit Haber und Heu abzusetzen, wenn das fürstliche nicht reicht. Ueber Wildschaden habe ich auch nie sehr klagen hören; der Bauer darf seine Felder schützen und in der Schonzeit werden von Dessau aus Jäger in die Gegend um Wörlitz kommandirt, welche das Wild vom Getreide verjagen. Die Oekonomie ist hier überall sehr gut beschaffen, man sieht nichts als reiche Felder und Wiesen, viel Rocken und besonders Rübsen und eine Menge Obst. Die Brache ist im Dessauischen ganz abgeschafft, da der gute Boden jährlich des Landmanns Mühn mit Wucher belohnen kann. Zuweilen muntert der Fürst durch Austheilung von Grundstücken zum Landbau auf; dies that er z. B. dies Jahr in Wörlitz, unter der Bedingung, daß jeder sein neues Feld mit Hecken von einem gewissen Gesträuch einfassen sollte; auch ein paar Juden wurden hier mit bedacht. — Was die Landes-Collegia betrifft, so bin ich nicht hinlänglich unterrichtet: meines Wissens sitzen aber dieselben Personen in den beyden Collegien, welche die wichtigsten Sachen besorgen: der Kammer für das Finanzwesen und der Regierung für die Justiz; diese versammeln sich in einem artigen Gebäude an dem Markt in Dessau.

Den 16. früh um fünf Uhr fuhren wir mit Preußischer Extrapost von Dessau ab und blieben bis hinter Stift Mosigkau auf der Köthner Chaussee, die in einer Allee von Kirsch- und Pflaumenbäumen durch schön bestellte Felder aber auch einige Sand-Ebenen hinläuft. Mosigkau ist ein ansehnliches Dessauisches Dorf mit einem ganz gut gebauten fürstlichen, Schloß, welches zu einer Stiftswohnung für einige Fräuleins eingerichtet ist. Wir passierten noch einige Köthnische Dörfer, in deren einem wir etwas anhielten: es war ganz ansehnlich, hatte eine gut gebaute, massive Kirche, und ich freute mich

zu hören, wie zufrieden die Leute mit ihrem Fürsten und den geringen zu entrichtenden Abgaben waren. Der ganze Strich, den wir im Köthenschen und bis nach Bernburg bereisten, bestand aus ganz gut bestellten Feldern, deren Boden aber um ein gut Theil zu fest und lehmicht ist, so daß weder Pflug noch Egge die Erdklöse zu bändigen vermag. Rocken wird viel gebaut; Wiesewachs fanden wir sehr wenig. Bey Bernburg fiel mir der Rapsbau auf, der einen sehr festen Boden zu erfodern scheint. Der Raps ist eine Art Rübsen mit breiten Blättern, sein Saamen giebt ein gutes Oel; hier schien er gut zu gedeihen. Um ½11 waren wir in Bernburg, wo eben Markttag war. Wir giengen auf den eben nicht beträchtlichen Markt in der Altstadt auf dem Schloßberg; unter dem jungen Frauenzimmer fielen mir viele edle Profile auf. Dieser Theil der Stadt wird durch die ziemlich breite Saale, auf der ein schönes Wehr und eine gut angelegte große Mühle angebracht ist, von der Neustadt getrennt und ist schlechter als diese gebaut; man findet in Bernburg mitunter gute Gebäude, zwischen denen aber auch viel schlechte Häuser stehn: die Regierung an dem Thor, das nach München Nienburg führt, zeichnet sich vortheilhaft aus. Eine Kirche auf dem Schloßberg ist simpel, modern und gut gebaut, aber schlecht unterhalten; die Haupt-Kirche in dem jenseitigen Theil der Stadt ist ein in seiner Art schönes gothisches Gebäude und hat ganz gute Glasmahlerey; das Rathhaus ist garnicht auszeichnend. Ueber die Saale führt eine feste Brücke von Holz, die aber auf Pfeilern von Quaderstücken ruht und zu der von der einen Seite eine Art von Thor oder Triumph-Bogen führt, der sich von weitem ganz gut präsentirt, dessen architektonische Verzierungen und Statuen aber eben keine Meisterstücke sind. In diesem Gebäude liegt eine Wache, und man giebt hier Brückengeld ab. Das Bernburgsche Militaire besteht nur aus dreyßig Mann, die aber fast lauter schlanke, gut

dressirte und auf preußischem Fuß sehr nett montirte Leute sind, sie zeichnen sich vor allen Anhältschen Soldaten vortheilhaft aus, denn die Zerbster sind meist klein und ganz schlecht dressirt, und die Köthner zwar meist schöne Leute, die aber sich nicht recht reinlich halten. Zu Blankenburg, wo der Fürst von Bernburg residirt, hält er noch eine Kompagnie Dragoner, deren Zustand mir unbekannt ist. Das Bernburger Schloß, auf der Spitze des Schloßberges, ist ein äußerst weitläuftiges, unregelmäßiges gothisches Gebäude, das einen weiten Hof einschließt und auf der einen Seite von einem breiten und tiefen Graben umgeben ist, auf der andern Seite fließt in schauderhafter Tiefe die breite und reißende Saale. Zwischen den Schloßmauern und diesem Abgrund ist ein wilder Spaziergang angelegt, von dessen Höhe man Stadt und Land, eine schöne, fruchtbare Ebene, die sich in hundert Krümmungen daher windende Saale und an ihren Ufern die schönsten Wälder fernhin übersieht. Die vielen Zimmer des Schlosses, die wir diesmal nicht besahen, sind zum Theil kostbar, aber sehr altmodisch meublirt und sind meist unbequem angelegt; Pracht und etwas gar zu große Simplicität wechseln zuweilen sonderbar; so hat z. B. die junge Prinzessin ein kostbares Visiten-Zimmer, und weit davon entlegen, eine ordinaire, schmale, weißgetünchte Schlafkammer mit einem Fenster mit runden Scheiben, und in einem der großen Zimmer steht ein alter, geschmacklos gearbeiteter aber kostbarer Schrank, der auf 3000 ℛ geschätzt wird; er ward mir vor einigen Jahren als eine Rarität gezeigt, brauchbar ist er eigentlich nicht. Die Aussichten aus den Zimmern sind überaus schön: hinter dem Schloß ist ein weitläuftiger französischer Garten und an dessen Ende ein einigermaßen modernes Sommerhaus, dessen erstes Geschoß der Orangerie-Saal ausmacht, dessen Außen-Seite mit Säulen verziert ist. Am Eingang des Schlosses ist die Hauptwache; der Posten hier vor'm Gewehr und an der

Brücke sind die einzigen Schildwachen: die kleine Wacht-Parade ist auf dem großen Schloßplatz, wo der Feldwebel seine Mannschaft, die ganz gut einexercirt ist, lange genug herum kommandirt. Nachdem wir uns die Stadt etwas angesehn und auf der Post selbst das Nöthige bestellt hatten, speisten wir ganz gut in der goldnen Kugel in der großen Billard-Stube, wo wir die einzigen waren: der Gasthof ist mittelmäßig gut. Von 1 bis 4 Uhr fuhren wir durch schön bestelltes und gutes, nicht mehr so übermäßig festes Land nach Aschersleben, besahen uns diese große, fast durchgängig schlecht gebaute, aber bevölkerte und nahrhafte Landstadt und den großen grünen Schützenplatz mit einigen passablen Häusern vor der Stadt und tranken dann bey der Postmeisterin, deren Tochter höchst gesprächig war, Kaffee. Die hiesigen Fries-Fabrikanten setzen viele Leute in Nahrung, und das schöne Weimarsche Kürassier-Regiment, das fast ganz oder großentheils hier liegt, giebt auch zu vielem Erwerb Anlaß; jezt steht es am Rhein gegen die Franzosen und selbst sein Depot hat nachkommen müssen, da es wegen seiner Bravour überall gebraucht wird: man sahe keinen einzigen Mann davon in der Stadt. Der Herzog von Weimar wendet viel auf dies Regiment, und man wird bey der Reiterey auch wenige Feld-Regimenter finden, die durchgängig an Officiers und Gemeinen so schöne und große Leute hätten; ich sahe sie mit Verwunderung, als das Regiment vor einigen Jahren in meiner Nachbarschaft in Quartier lag. Selbst das Leib-Kürassier-Regiment darf sich in Betreff der Leute mit ihm nicht messen, wenn gleich seine Pferde und seine Fertigkeit im Maneuvriren vielleicht vorzüglicher ist. Ich freute mich hier und späterhin in noch mehreren Preußischen Städten beym gemeinen Mann soviel Liebe zu ihren Garnisonen und soviel Theilnahme an ihrem Schicksal zu finden, da wir Sachsen gewöhnlich die preußischen Unterthanen wegen ihrer starcken Garnisonen bedauern, da sie ihm

doch Nahrung verschaffen und einen gewissen männlichen Geist mittheilen. Die hiesigen Häuser sind großentheils von Fachwerck, und bey großen Gebäuden ragen ein, zwey Obergeschosse, auf die Balkenköpfe gestützt, über die unteren hervor; dies sieht gefährlich aus und würde es auch seyn, wenn wir mit unserm schwachen Holz nachahmen wollten, was unsre Vorfahren mit den stärksten Stämmen bauten; die Gassen sind unreinlich. Die Hauptkirche ist groß, in gothischer Bauart und fest gebaut. Eine alte hohe Mauer mit massiven viereckigten Thürmen mit langen pyramidalischen Schieferdächern, die auch über die Thore gebaut sind, laufen um die Stadt her. Diese Art der Befestigung ist hinlänglich für die alte Art des Angriffs mit Steinwerfen aus großen Maschinen, und zum Schießen mit Bolzen sind die Thürme und die Brustwehren, die den Schützen vor dem feindlichen Geschoß sichern, recht brauchbar, aber jezt wäre es wohl der Frage werth, ob man nicht wenigstens die Höhe um die Hälfte verringern könnte, um die schönen Steine zu benutzen; denn nur leichte Truppen werden von diesen Mauern abgehalten, wogegen ein Bataillon reguläre Truppen mit ein Paar Zwölf-Pfündern in die wankenden Mauern bald eine Bresche schösse und den Ort besezte, wenn man ihm die Thore verschließen wollte. Alle Städte in diesen flachen Gegenden, große und kleine, sind auf diese Art befestigt und bekommen dadurch ein sehr rauhes Ansehn. — Man baut jezt hier zum Theil mit kleinen Ziegeln, welche die armen Leute selbst zu streichen scheinen und sie dann auf der Gasse u. s. w. blos an der Luft und Sonne trocknen. — Die Sprache des gemeinen Mannes ist hier schon platt, klingt aber fein und angenehm.

Von ½6 bis 11 Uhr fuhren wir in einer Courier-Kalesche auf dem Stroh hingestreckt nach Halberstadt; bey wüthendem Sturm, der Ströme von Staub über uns und die Felder in der Gegend hergoß, und dann in Regen und endlich,

als es ganz finster ward, einem heftigen Schneegestöber. Wir hielten in Hoym, einem schönen Schaumburgschen Flecken, und dann, als wir die angeschwollne Bode passirt waren, in Ditfurt, einem gleichfalls Schaumburgschen Ort an. Ditfurt liegt sehr romantisch, dahinter drängt sich der Weg durch eine lange Schlucht. Uebrigens giengs das Land allmählich aufwärts, der Boden war gut, auch die Feldbestellung. In Halberstadt traten wir im König von Polen ab und bekamen eine kleine Stube hinten hinaus, wo ich, nachdem ich einen Expressen mit einem Brief nach Wernigerode abgefertigt hatte, vortrefflich schlief. Wir hatten in achtzehn Stunden zwölf Meilen gemacht: in dem ganzen, Strich, den wir passirt waren, hat man Winterung, Sömmerung und Brache.

(Den 17ten) Erst um acht Uhr standen wir am folgenden Morgen auf, bezogen eine große tapezirte Stube vornheraus, und giengen dann auf die Spiegelberge, eine halb englische, halb französische Anlage auf einem Berg, der sich mitten in schönen Fruchtfeldern erhebt und auf einer Seite mit mehreren Hügeln zusammenhängt. Einige wilde Parthien, leider noch ohne alles Grün; ein nachgeahmter Felsen, der zugleich einen Pavillon auf der Bergspitze formirte, von dem man auf die Ebene, die Stadt und die Ortschaften umher eine schöne Aussicht hatte; eine unterirrdische Einsiedeley, die aus mehreren gewölbten Grotten bestand, und das große, 1800 Oxhoft haltende Faß in einem Kreutzgewölbe waren die hiesigen Merkwürdigkeiten. Ein Tannenwäldchen, in dem eine feyerliche Stille herrschte, muß in heißen Tagen seiner Kühlung wegen sehr angenehm seyn; dicht dabey steht ein offner Pavillon, in welchem der Körper des Dom-Dechants v. Spiegel, der diesen Garten anlegte, in einem hölzernen Sarge aufbewahrt wird: er verlangte einen schwarz-marmornen Sarg, sein Sohn hat es aber bisher dabey bewenden lassen. Dieser wendet wenig auf

diese für Halberstadt wohlthätige Anlage, welche daher in Verfall kommt; er selbst hält sich auf seinen etwas entlegenen Gütern auf. Die Kluse, zwey nicht weit von eben erwähntem Garten entlegene Sandstein-Felsen, die sich auf zwey pyramidalisch in die Höhe steigenden Hügeln erhebt, hat ihren Namen von einer in den oberen Theil des einen Felsens gearbeiteten Grotte, die sehr geräumig ist und mehreren Höhlen, hat auch aus ihren Oeffnungen eine ganz artige Aussicht auf die Ebene gewährt, die man auch von der platte forme auf dem Felsen hat. Es sind außerdem mehrere kleinere Grotten in den beträchtlich großen Felsen, die in horizontalen Schichten auf einander liegen: die Hügel liegen in einer Kette von mehreren Sandbergen, die aber alle nicht mit Gesträuch, sondern mit Gras und Heidekraut bewachsen oder kahle Sandberge sind, auf denen hie und da seitwärts eine Felsen-Ecke hervorsieht. Zwischen den Hügeln bildet sich ein krummes Thal, in welches von dem größten Felsen herab ein Sturz von Felsstücken in einer Unordnung da liegt, als hätte sie ein Erdbeben daher geschüttet. Auf dem Rückweg nach der Stadt bedeckte uns ein Schloßenwetter mit Eis; wir trockneten uns in der großen Wirthsstube, aßen ganz gut zu Mittag und besahen den Dom, der zwar gothisch aber mit einer Simplicität und einem so edlen Styl gebaut ist, wie ich noch in keiner gothischen Kirche fand; daher hätte ich gern das Jahrhundert erfahren, in welchem sie gebaut ist. Die Werckstücken sind von einem gelblichen Sandstein, der fast wie polirt aussieht: das Kolossalische des Magdeburger Doms ist freylich hier nicht, aber die Höhe der Wölbung mag doch auch 50 bis 60 Ellen betragen; wie gewöhnlich stehn an der einen Giebel-Seite zwey große viereckigte Thürme, die aber hier sehr gut und einfach verziert sind; inwendig theilen zwey Reihen auf gothische Art zusammengebundener Säulen die Kirche in das eigentliche Schiff und zwey breite Seitengänge, und tragen

nebst den Kirchwänden die dreyfache Wölbung. Nach hinten zu ist das nach allen Seiten zugebaute und nur oben offne Chor zum Absingen der Horen. Die Glasmahlerey ist ganz merckwürdig. — Ein Gang nach dem reichen Dominicanessen-Kloster St. Burchardi, das vor der Stadt mitten in einem schönen und weitläuftigen Wirthschaftshof liegt, war vergeblich. Das Barfüßer- oder Franziskaner-Kloster in der Stadt zeigte uns ein freundlicher alter Vater, von dem wir zugleich manches Merckwürdige über ihre Verfassung erfuhren, z. B. von den Seminarien, wo ein Theil der fratrum, der nachmals ordinirt wird, Theologie studirt, eine Einrichtung, die auch in diesem Kloster war, und ferner von den Missionarien, welche aus den ansehnlichen Klöstern in partes infidelium geschickt werden und dort (in bürgerlicher Kleidung) Proselyten zu machen suchen. Er ließ uns dies zwar nur halb mercken und sprach eigentlich nur von denen, die im Stillen ihren Glaubensgenossen die sacra administriren, ich habe aber zur Bestätigung dieser Nachricht à la Nicolai späterhin manches gehört. — Das hiesige Kloster, ein schönes Gebäude en quarré von schönen Werckstücken, die ziemlich einfache und helle gothische Kirche, deren Innres blos die schlechten Statuen der Apostel u. dgl. m. verunstalten, liegt seitwärts an. Der Kreutzgang, an dem die Zellen liegen, ist breit und hell, und der Gang, der im untern Geschoß um den viereckichten Hof herumgeht, ist so gut als vier Säle. In Zellen kamen wir nicht, weil eben Gebet in der Kirche, und also keiner von den 26 Mönchen in seiner Wohnung war; soviel ich weiß, macht ein Strohlager, ein Stuhl und ein Tischgen die ganze Meublirung aus; wer nicht zum Seminario gehört, muß von einer tödtlichen Langeweile gedrückt werden. — Es sind in Halberstadt sieben Klöster, vier Mönchs- und drey Nonnenklöster, die Zahl der Kirchen von verschiedenen Religions-Verwandten ist beträchtlich. Die Stadt ist groß genug, hat aber mit recht

artigen Gebäuden auch sehr alte untermischt; auf dem Domplatz findet man unter den Kurien der Domherrn ganz gute Häuser, z. B. die des Dom-Dechanten Graf von Wernigerode. Das hiesige Volk hat etwas kurzes und determinirtes. — Das Vorfahren unsrer Extra-Post verhinderte uns, um fünf Uhr zum 70jährigen Domherrn Gleim zu gehn, der jeden Besuchenden gern sieht und mit Höflichkeit aufnimmt. Wir fuhren bey jämmerlicher Kälte und durch schon hüglichte Gegenden, auf denen man zuerst wieder Holz sieht, welches in dem ganzen Strich von Dessau bis hieher mangelt, nach Wernigerode, wo wir um acht ankamen. Meine Tanten empfingen uns sehr liebreich in ihrer ganz artig meublirten Wohnung auf dem Schloßberg, die aus fünf Zimmern und drey bis vier Kammern besteht, hatten ein feines Abend-Essen für uns anrichten lassen und wiesen uns ein Logis von zwey Zimmern und einer Kammer an, vor deren Fenstern das Gebirge sich in einiger Ferne amphitheatralisch erhob. Da wir uns hier gewissermaßen häuslich niedergelassen hatten, schliefen wir noch einmal so gut als sonst: Meine Tanten, die mir ungemein viel Liebe bezeigten, hatten uns herrlich besorgt. Am 18ten (4) vergieng der Vormittag mit Journal-Schreiben, Frisieren und Anziehen: an Ausgehn war wegen heftigem Schnee und Regen nicht zu denken. Gegen zwölf fuhren wir mit meinen Tanten aufs Schloß, wohin wir, da der Graf verreist war, von der Gräfin zur Tafel geladen waren, die aus zwanzig Couverts bestand: der Saal war ganz artig und die Tafel gut servirt. Nach Tische blieben wir bis gegen Abend bey der gräflichen Familie, welche aus der Gräfin, ihrer Schwester, vier beynahe erwachsenen Comtessen, noch zwey Damens und den zwey noch unerwachsenen Söhnen besteht, die aber keinmal in diesem Zirkel erschienen. Eine gewisse Herzlichkeit und ein äußerst zuvorkommendes Wesen machte diese Gesellschaft überaus angenehm und liebenswürdig und das Betragen, welches gegen einander beobachtet wurde,

gab mir, besonders als in den folgenden Tagen auch der Graf in diesem Kreis war, das Ideal einer glücklichen und zufriedenen Familie. Das Schloß, das auf einem hohen und steilen Berg liegt, wird durch die Aussichten aus seinen Zimmern, die heitere Luft, welche daselbst herrscht und den es zum Theil umgebenden Lustwald ein anmuthiger Wohnort; denn um dieser Schönheiten willen kann man wohl die Unbequemlichkeiten des Herauf- und Herunterfahrens oder Gehens und die Rauhheit der Luft vergessen. Man mag sich stellen an welches Fenster man will, die in den Hof abgerechnet, so findet man fast immer eine reitzende und romantische Aussicht vor sich. Auf der einen Seite breitet sich das friedliche Wernigerode am Fuß des Schloßbergs aus, und hinter demselben laufen aufwärts nach dem Gebirge einige sich bald verengende, bald erweiternde Thäler hin, in deren Mitte die Renne, wie ein nachlässig auf einen Tisch gelegter Silberfaden sich daher schlängelt. Im schönsten Grün zerstreute Ortschaften wechseln mit dunkelm Schwarzholz und frischen Saatfeldern in diesen schönen Thälern, an deren Seiten sich anfangs ein fruchtbares Land fernhin erstreckt, bis sie sich endlich in waldichten Hügeln verlieren, hinter denen sich immer höher und in immer schwächerem, erbleichtem Blau das Harzgebirge erhebt. Auf einer andern Seite sieht man tief unter sich in den Kessel eines unregelmäßigen Thales, das dennoch durch das sanfteste Grün, welches seinen Boden überzieht und durch einen mit Laubholz aller Art bewachsenen Berg, dessen Seiten sich bald senkrecht an dem Abgrund erheben, bald in allmählichem Abhang sich in das Thal verlieren, einen anmuthigen Anblick gewährt. Zwischen schroffen Felswänden drängt sich auf einer andern Seite ein anderes, mit einem Grund von wollüstigen Kräutern, auf denen üppiges Gesträuch in die Höhe wuchert, sich in schön gerundeten Krümmungen durch angenehm belaubte Hügel daher windet. Immer rauher

und immer wilder werden hinter dieser Scene die Vorgebirge des Harzes, welche finstrer Kiefernwald deckt; bis endlich eine sich amphitheatralisch erhebende Bergkette den Schauplatz umschließt und in ihrer Mitte aus ferner Bläue der Brocken sein weißes Haupt kolossalisch gen Himmel streckt. Nächst diesen schönen Aussichten müssen die artig geordneten, geschmackvoll meublirten und mit Landschafts-Zeichnungen und Kupfern ausgehängten Zimmer und eine Bibliothek von etwa 40000 Bänden den Aufenthalt auf diesem alten, unregelmäßig gebauten Schloß, das sich in der Ferne wie eine rauhe aufgethürmte Fels-Masse präsentirt, sehr angenehm machen. Die Bibliothek ist gut geordnet und hat einen eignen Bibliothekar an Herrn Benschler, einem arbeitsamen Mann; 200 ℛ︀ die jährlich zur Vermehrung derselben ausgesezt sind, langen freylich bey weitem nicht hin, um in allen gelehrten Fächern das nöthige anzuschaffen. Für Theologie sind viele schöne, alte Wercke, viel für Kirchen- und für Staaten-Geschichte, auch manche juristische Fächer sind gut besezt, aber für allgemeine Weltgeschichte ist wenig da. Ein paar schöne Ausgaben von Voltaire und Rousseau, ein Koran, ein Hans Sachs, die Alterthümer von Pompeji und Lavaters Physiognomik, die ich mir in mein Logis geben ließ, schienen die Merckwürdigkeiten zu seyn, auf die man die Fremden am meisten aufmercksam macht. Es ist wohlthätig vom Grafen, daß er in die Stadt und besonders die Stadtschule, die ganz gut eingerichtet seyn soll, Bücher zu verborgen erlaubt hat. Merckwürdig ist die Maschine, welche die nach dem Alphabet geordneten Folianten des Bücher-Catalogs trägt; sie könnte in großen Bibliotheken mit Nutzen nachgeahmt werden: sie besteht in folgendem Mechanismus. Eine eiserne Horizontal-Welle mit einem Drilling liegt an beyden Enden auf einem Gestelle auf und macht den Mittelpunct von zwey nahe bey einander angebrachten vertikalen eisernen Kreutzen aus, die eine Höhe von etwa fünf Schuhen

im Diameter haben und deren jedes von einem eisernen Reifen umgeben wird. Der Drilling greift in sechs vertikale in der Rundung um ihn angebrachte eiserne Stirnräder. In einer Entfernung von etwa sechs Schuhen ist ein ähnlicher Mechanismus angebracht, und beyde Räderwercke sind durch sechs Horizontal Breter verbunden, die an den schmalen Enden in Zapfen ausgehn, welche in das Centrum der sechs Stirnräder so eingelegt sind, daß sie beweglich bleiben: auf diesen Bretern nun liegen die aufgeschlagenen Folianten. Der Nutzen besteht darinn, daß, so wie man an einem von den Reifen dreht, der an der Welle des Kreutzes angebrachte Drilling gleichfalls gedreht wird und durch seine mittelst einer eisernen Stange bewirckte Verbindung mit dem Drilling des andern Räderwercks bey dieser ein gleiches veranlaßt. Beyde Drillinge setzen nun die sie umgebenden sechs Stirnräder in Bewegung, wodurch denn auch die in dem Centro dieser Räder ruhenden Breter im Kreis herumbewegt werden und die Peripherie des Cirkels beschreiben, an welchem die Centra der Stirnräder Puncte sind; so daß man das Bret vor sich bekommt, auf welchem der Foliant liegt, den man sucht. Die Breter bleiben dabey vermöge ihrer Schwere und vermöge der Schwere der Bücher horizontal, weil sie in dem Centro der Stirnräder beweglich sind. — Auf der hiesigen Bibliothek sind zwey solche Maschinen.

Abends aßen wir wieder mit meinen Tanten alleine, bey denen wir ganz als Haus-Einwohner und mit einer Liebe behandelt wurden, die mir den hiesigen Aufenthalt überaus versüßte und mir meine Tanten, die ich vorher wenig gekannt hatte, erst recht lieb machte. Den 19ten früh gieng ich zum regierenden Herrn, der eben aus Halberstadt angekommen war, aufs Schloß und fand an ihm einen sehr leutseligen Mann, der bey vieler Würde äußerst freundschaftlich gegen mich war. Wir giengen dann mit meiner zweyten Tante in die Orangerie, einen großen und hohen Saal, dessen Orangen-Bäume ver-

kauft worden sind; an den Seiten stehn in Gewächshäusern manche merckwürdige Pflanzen, und zugleich ist hier eine sehr einfache Einrichtung um den Tannen-Saamen aus den Tann-Zapfen zu gewinnen. In einiger Erhöhung von der Erde sind auf einem Gerüste Leisten, etwa zwey Zoll jede von der andern, genagelt; auf diese schüttet man die Tannzapfen, läßt sie ruhn bis die Hitze des Gewächs-Hauses sie zum Aufspringen gebracht hat, wobey sie auch sehr mürbe werden, dann arbeitet man sie mit einem Rechen durcheinander, wodurch veranlaßt wird, daß die Saamen mit ihren blätterartigen Flügeln zwischen den Leisten hindurch auf den flachen Boden fallen. — Mittags speisten wir in Gesellschaft einer verwittweten Frau von Alderkast und ihrer Nièce, zwey Bewohnerinnen des nemlichen Gartenhauses bey meinen Tanten, und dann ritten wir auf herrschaftlichen Pferden mit einem Reitknecht des Grafen nach Ilseburg, eine Meile von Wernigerode. Mir hatte der Graf sein Leibpferd Mylord, einen großen und schönen Braunen gegeben. Auf dem Weg nach Ilseburg kamen wir durch viel fruchtbaren doch etwas zu lehmichten Boden und eine Fläche, die seitwärts an den waldigen Vorgebirgen des Harzes hinläuft, in welche sich zuweilen ganz artige Aussichten eröffnen. Vor Ilseburg kommt man durch einen schönen Eichenwald und passirt die Ilse, deren klares Wasser sich reißend zwischen buschichten Ufern, durch deren helles Grün hie und da ein Bauerhof durchscheint, und zwischen Felsenstücken hindurch drängt. Der Ort selbst ist beträchtlich groß und war für mich wegen seiner Eisenwercke merckwürdig. Ein höflicher, und wie es schien, wegen seiner Kenntnisse geschäzter Mann führte mich herum in Gesellschaft dreyer Forst-Junker: von Landwüst, den ich schon nebst seinem Vater, dem hiesigen Oberforstmeister, auf dem Wernigeroder Schloß hatte kennen lernen, von Malorti aus dem Hannöverschen und von Löwenklau. Wir besahen die Rösthaufen, die sämtlich frey liegen und mit Holz an-

gezündet werden; das Puchen unter dem großen Hammer; die Schlieche, die nach Beschaffenheit des Eisensteins mit viel oder wenig Kalck und Schlacken beschickt in Vorrath lag, und die beyden hohen Oefen, die meist nur wechselsweise gehn. Sie bekommen ihr Wasser von einem Arm der Ilse, und wenn dieser nicht hinreicht aus einem großen und schönen Hammerteich, an dessen Ufern man ganz artige Aussichten antrifft: An dem Arm der Ilse war eine doppelte Schlackenwäsche, deren jede aus einem Wasserrad und Daumenwelle besteht, die drey oder vier Stampfer hebt, welche in einem Kasten die durch einen Hüttenjungen untergeschobenen Schlacken zerstampfen; worauf das Wasser, das man in Rennen starck oder schwach vom Wasserrad auf den Kasten laufen läßt, die leichteren Theile wegnimmt, während die schwereren sich setzen und mit Schaufeln herausgehoben werden. Merckwürdig war mir das Formenmachen für den hohen Ofen, weil ich es zum erstenmal sah: Ein besonders angestellter Formenmacher arbeitete alleweile noch an den Formen zu den [unleserlich] u. s. w. bey der Feuermaschine, welche inskünftige statt der Windmühlen das Wasser auf die preußischen Gradierwercke bey Halle pumpen wird. Die Form wird von Lehm gemacht und besteht aus dem Kern oder dem Körper, welcher den inneren Raum des zu gießenden Gefäßes pp. füllen soll, und dem Mantel oder der äußeren Lehmwand, welche aus zwey Stücken besteht und den zu gießenden Körper von außen umgeben soll: zwischen beyden bleibt der leere Raum, in welchen durch ein in dem oberen Theil des Mantels angebrachtes Loch das in Fluß gebrachte Eisen gegossen wird. Die Hüttenwercke bestehn aus drey Frischfeuern, zwey Zainhämmern und einer Drahthütte. In dem Stab- und dem Zain-Hammer, den wir besahen, fiel mir nichts besonderes auf, als daß das .... Eisen sehr geschmeidig war, wodurch es sehr geschickt wird, in der Drahthütte gezogen zu werden.

Anmerkungen.

pag. 1—156. Heinrich von Ofterdingen, Erster Theil, die Erwartung.

Das Mspt. fehlt, und scheint schon frühzeitig verloren gegangen zu sein. Der Text folgt dem ersten Druck: „Heinrich von Ofterdingen. Ein nachgelassener Roman von Novalis. Zwey Theile. Berlin 1802. In der Buchhandlung der Realschule." Dasselbe wiederholt (Buchstabengetreu) in: „Novalis Schriften. Herausgegeben von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck. Erster Theil. Berlin 1802. In der Buchhandlung der Realschule."

Die Orthographie, die in dem ersten Druck stark inconsequent ist, ist ausgeglichen. Es wechselt im Originaldruck die Schreibweise: jetzt und jezt, Pallast und Palast, Stral und Strahl, Reitz und Reiz, frölich und fröhlich ꝛc. In der Anrede an eine Person ist die Schreibweise: „Ihr und Euch" konsequent durchgeführt worden, während im Original wahllos „ihr und euch" daneben stehen.

pag. 102 und 103. Der Text des Gedichts „Sind wir nicht geplagte Wesen?" folgt der Hdschr. s. pag. 456 (IX). „Es giebt so bange Zeiten": 3 Quartseiten bezeichnet Nr. 11 (1 und 2) und Nr. 12 (1).

Abweichungen der ersten Ausgabe von der Hdschr.:

pag. 102 Zeile 2: Ist nicht unser Loos betrübt (Unser Loos nicht sehr betrübt).

pag. 102 Zeile 13: „Wäre dies". „Dies" ist in der Hdschr. durchgestrichen.

pag. 102 Zeile 17 und 18 sind im ersten Druck umgestellt.

pag. 102 Zeile 23: Könnten wir (Würden wir).

pag. 102 Zeile 26: Schreibt die strenge Mutter vor (Schreibt die Mutter streng uns vor).
pag. 102 Zeile 29: Bey der Sehnsucht innrem Beben (Bey der Sehnsucht starkem Heben).
pag. 103 Zeile 2: Hart und kalt zu seyn, wie Stein (Thun, als wär man kalt wie Stein).
pag. 103 Zeile 4: Fleißig und allein zu seyn (Einsam nur und streng zu seyn).
pag. 103 Zeile 6: Heißt das wohl ein Jugendleben? (Das ist unser Jugendleben).
pag. 103 Zeile 8: Ihre Brust ist krank und wund (Und ihr Herz ist doch so heiß).
pag. 103 Zeile 9: Und (Ach!) ... stille Klagen (unsre Klagen).
pag. 103 Zeile 10, 11, 12 Küßt sie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt sich wenden
Und das Reich der Alten enden?
(Küßt wohl gar uns noch ein Greis.
Möchten holde Freyer eilen
Herz und Bett mit uns zu theilen).

---

pag. 103. Das Gedicht „Auf grünen Bergen wird geboren", folgt der Hdschr. s. pag. 456 (IX) „Es giebt so bange Zeiten" und oben „Sind wir nicht geplagte Wesen?"

Abweichungen der ersten Drucke: Musen Almanach für das Jahr 1802 herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck (M) und der ersten Ausgabe der Schriften (A) vom Mspt.:

pag. 103 Zeile 23: den Himmel (in Himmel)
pag. 103 Zeile 27: still empor (sacht empor).
pag. 104 Zeile 15: Läßt ruhig seine Priester schalten (Läßt seine Priester mit ihm schalten).
pag. 104 Zeile 17: dunklem (A), dunkelm (M) (dunklen).
pag. 104 Zeile 24: Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit (Ihm ihre heiße Dankbarkeit).
pag. 105 Zeile 4: aufgethan (kundgethan).
pag. 105 Zeile 5: gab (giebt).
pag. 105 Zeile 6: hübschen Mund (süßen Mund).

---

pag. 157—180. Heinrich von Ofterdingen. Zweyter Theil. Die Erfüllung. Der Text folgt: Novalis Schriften ꝛc. Zweiter Theil. (Berlin 1802. In der Buchhandlung der Realschule.)

---

pag. 180—194. Ludwig Tiecks Nachwort zum Ofterdingen. (Auch in die citierten Stellen hat Tieck hinein corrigiert.)

pag. 182. Das Gedicht „Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren" folgt der Hdschr. vergl. unten.

Abweichungen des ersten Drucks von der Hdschr.:

pag. 183 Zeile 5: werden gatten (wieder).

pag. 183 Zeile 7: ewgen Weltgeschichten (wahren).

pag. 184 Zeile 28: Keine Wunder. Vielleicht ein Druckfehler für: Wunden.

---

pag. 195—203: Novalis' eigne Aufzeichnungen zum Ofterdingen. II. Theil. Mspte. der Kgl. Bibliothek, Berlin. I: 2 Seiten hochoctav. Bibliotheksvermerk: 7451. — II: 2 Seiten quart (7451 a). Zum Schlusse von I steht das Gedicht: „Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren" s. pag. 182.

pag. 201 Zeile 19: „Amphion". Novalis schwebte wohl Orpheus vor.

---

pag. 204—205. „Das Gesicht". Von Bülow mitgetheilt im 3. Bd. der Schriften. Das Mspt. fehlt. Die Orthographie ist angeglichen.

---

pag. 207—246. Die Lehrlinge zu Sais. Der Text folgt der ersten Ausgabe der Schriften. Das Mspt. fehlt.

pag. 240 Zeile 29: „ihrer unendlichen Wellen". Die erste Ausgabe schreibt — offenbar fälschlich — „seiner"; die späteren Ausgaben „ihrer".

Notizen zur Fortsetzung der „Lehrlinge zu Sais" (?) s. Bd. II S. 349.

---

pag. 249—258. Dialoge. Der Text folgt dem Mspt. 1) 2½ Quartblätter halb gebrochen. (Bezeichnet Nr. 14 (1—4) und Nr. 15 (1)). Doppelseitig beschrieben. (pag. 249—255, Zeile 7).

Abweichungen des ersten Drucks der Schriften von der Hdschr.:

pag. 250 Zeile 12: jede Messe (eine jede Messe).
pag. 250 Zeile 15: Volumen (Volum).
pag. 250 Zeile 28: auf dem (auf den).
pag. 251 Zeile 14: oft genug selbst (oft selbst genug).
pag. 252 Zeile 13, 14: mir sind selbst der vortrefflichen Bücher zu viel (mir sind der vortrefflichen Bücher selbst zu viel).
pag. 252 Zeile 31: genug (gehörig).
pag. 253 Zeile 14: wäre (wären).
pag. 253 Zeile 18: mit zu trinken (mit dir zu trinken).
pag. 253 Zeile 23, 24: fehlt: Du weißt.
pag. 253 Zeile 28: welche die (die die).
pag. 254 Zeile 13: vordringender Richtung (Kraft).
pag. 254 Zeile 32: und äußere (mit äußerer).
pag. 255 Zeile 4: fehlt: mit mir.
pag. 255 Zeile 8: Beginn eines neuen Mspts. 2 Blatt klein octav (bez. Nr. 16 (1—4) doppelseitig beschrieben. (Das „Sie" der Anrede ist im Mspt. immer klein geschrieben).
pag. 255 Zeile 33: ihn (ihm).
pag. 256 Zeile 5: gab (geb).
pag. 256 Zeile 14: fehlt: einzeln.
pag. 257 Zeile 12: einander umarmen (umarmen).
pag. 257 Zeile 23: Lieber Freund (Bester Freund).
pag. 258 Zeile 7: gefährliche Spielerey (risquante Spielerey).
pag. 258 Zeile 18: Ewig neu ꝛc. Die Zeile ist in der Hdschr. viel verbessert und schwer zu entziffern.
pag. 258 Zeile 33: ein neues und himmlisches Licht (neues himmlisches Licht).
pag. 258 Zeile 34: umstrahlt (umstrahle).

pag. 259—261 (Zeile 20). „Die Naturlehre". Aus der Hdschr. Pb s. Bd. II pag. 677. Die Hdschr. bricht pag. 261 (Zeile 2) mit den Worten „so müßte sie weit mehr verstanden seyn", ab. Die Ergänzung nach dem 3. Theil der Schriften herausg. von Bülow. Der Text folgt der Hdschr.

---

pag. 261 (Zeile 21) u. 262. „Monolog". Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften. Die Hdschr. fehlt. Die Orthographie ist der ersten Ausgabe der Schriften angeglichen.

---

pag. 263—264. „Tagebuchblatt". Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften. Die Hdschr. fehlt. Die Orthographie ist der ersten Ausgabe der Schriften angeglichen.

---

pag. 265—266. „Klarisse". Der Text folgt dem Mspt. 2 Blatt klein octav (bezeichnet Nr. 26 (1 und 2) doppelseitig beschrieben.

pag. 266 Zeile 31: „Ihr Mahl auf der Wange". Statt des Wortes „Mahl" steht im Mspt. ein Zeichen ähnlich einem H.

---

pag. 267—297. „Journal". Der Text folgt dem Mspt. 8 Seiten hochoctav (bezeichnet Nr. 24 (1—8)) doppelseitig beschrieben. Bülows Mittheilungen daraus im 3. Theil der Schriften waren nur ein kärglicher, ungenauer Auszug.

pag. 286 Zeile 7: Beginnt ein neues Mspt. 4 Blatt hochoctav bezeichnet Nr. 25 (1—6). Das Mspt. trägt die Ueberschrift „Tagebuch".

pag. 287 Zeile 21: „Georginen". Bülow las: „Georgium".

pag. 289 Zeile 29 bricht das Mspt. ab. Für den nächsten Absatz pag. 289 Zeile 30: „14. April 1799" zc. fehlt das Mspt. Der Text folgt dem 3. Theil der Schriften,

mitgetheilt von Bülow. Ob der Abschnitt in diesen Zusammenhang gehört, ist fraglich.

pag. 290 Zeile 12: Beginnt ein neues Mspt. 1. Blatt octav (bezeichnet Nr. 17 (1 u. 2)) doppelseitig beschrieben.

pag. 292 Zeile 30: Nach: „ruhig zu seyn" beginnt ein neues Mspt. 1. Blatt hochoctav (bezeichnet Nr. 18 (1 u. 2)) und dazugehörig 1 Bl. quart (3)).

pag. 295 Zeile 15: „Den 8. October 1800" beginnt ein neues Mspt. 2 Quartblätter (bezeichnet Nr. 19 (1 u. 2)), doppelseitig beschrieben. Es trägt die Ueberschrift von Novalis Hand: „Lehrjahre der höhern Lebenskunst, Studien der Gemüthsbildung".

---

pag. 298 u. 299. „Entwürfe". Mitgetheilt von Bülow im dritten Theil der Schriften. Das Mspt. fehlt.

---

pag. 300, 301. „An dem ersten Ostertag". Mspt. 1 Bogen folio. — Ich theile dies an sich belanglose Fragment mit, weil es eine Vorstellung giebt, wie Novalis sich die vielerwähnten religiösen Reden dachte.

---

pag. 305—326. „Hymnen an die Nacht". Mspt. 2 Foliobogen (bezeichnet Nr. 13 (1, 2) und Nr. 1. 2.), doppelseitig beschrieben. Der Text folgt dem Mspt.

pag. 310 Zeile 23: folgen die Notizen: „4. Sehnsucht nach dem Tode. Er fangt an mir. 5. Christus. Er hebt den Stein vom Grabe".

pag. 314 Zeile 28 bis 315 Zeile 2 sind im Mspt. durchstrichen.

pag. 315 Zeile 25: Nach „lebendige Licht" folgen die Notizen: „Alte Welt. Der Tod. Christus — neue Welt, die Welt der Zukunft — Sein Leiden — Jugend — Botschaft. Auferstehung. Mit den Menschen ändert die Welt sich. Schluß. — Aufruf."

pag. 324 Zeile 32 bricht das Mspt. ab.

pag. 324 Zeile 33: Mspt. 1 Folioblatt (bezeichnet Nr. 1 (1)).

Die Hymnen an die Nacht erschienen zuerst im Athenäum, 3. Bd. 2 Stück, pag. 188—204 in der folgenden Prosafassung:

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht — mit seinen Farben, seinen Stralen und Wogen; seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag. Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut — athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier — vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. — Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt — in eine tiefe Gruft versenkt — wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Sayten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahndungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du

empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt — ein ernstes Antlitz seh ich froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun — wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht — deine Wiederkehr — in den Zeiten deiner Entfernung. Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehn sie, als die blässesten jener zahllosen Heere — unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüths — was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltköniginn, der hohen Verkündigerinn heiliger Welten, der Pflegerinn seliger Liebe — sie sendet mir dich — zarte Geliebte — liebliche Sonne der Nacht, — nun wach ich — denn ich bin Dein und Mein — du hast die Nacht mir zum Leben verkündet — mich zum Menschen gemacht — zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währt.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf — beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich und wissen von keinem Schlafe, als den Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben — in des Mandel-

baums Wunderöl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wissen nicht, daß du es bist der des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schoos macht — ahnden nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgegentrittst und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote.

3.

Einst da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg — einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben — kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch. — Wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verlöschten Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen — von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer — und mit einemmale riß das Band der Geburt — des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr — zusammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt — du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kamst über mich — die Gegend hob sich sacht empor; über der Gegend schwebte mein entbundner, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel — durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit — ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum — und erst seitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wenn der letzte Morgen seyn wird — wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht, — wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreutz. Die krystallene Woge, die gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkeln Schooß quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet, wer oben stand auf dem Grenzgebürge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz — warlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten, Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht — das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, muntres Licht den Müden zur Arbeit — flößest fröhliches Leben mir ein — aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst — rühmen deines Glanzes volle Pracht — unverdroßen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang — gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang — ergründen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben mir wieder den zärtlichen Druck

und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß Sie geziert — oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögst in dir selbst — in endlosen Raum zergingst du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest und flammend die Welt zeugtest. Warlich ich war, eh du warst — die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde — zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften sie nicht diese göttlichen Gedanken — Noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig — Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unser einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl ich deiner Geschäftigkeit Ende — himmlische Freyheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn ich deine Entfernung von unsrer Heymath, deinen Widerstand gegen den alten, herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreutz — eine Siegesfahne unsers Geschlechts.

Hinüber wall ich,
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust seyn.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir
Ich schaue von oben

Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz —
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entschlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut —
Ich lebe bey Tage
Voll Glauben und Muth
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

5.

Ueber der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele — Unendlich war die Erde — der Götter Aufenthalt, und ihre Heymath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ursöhne der Mutter Erde. Ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die frölichen Menschen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den krystallenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt — ein Gott in den Trauben — eine liebende, mütterliche

Göttin, empor wachsend in vollen goldenen Garben — der Liebe heilger Rausch ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau — ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin — Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme, als das höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es, Ein entsetzliches Traumbild,

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnißvoll war dieses Unholds Pfad
Des Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod, der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschieden,
Was hier das Herz in süßer Wollust regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnsucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beschieden,
Ohnmächtiges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnenglut
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,
Ein sanfter Jüngling löscht das Licht und ruht —
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinnerung schmilzt in kühler Schattenflut,
So sang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthselt blieb die ewge Nacht,
Das ernste Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt sich. Des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte — hinauf in den freyeren, wüsten

Raum strebten die unkindlichen, wachsenden Menschen. Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge — Einsam und leblos stand die Natur. Mit eiserner Kette band sie die dürre Zahl und das strenge Maaß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüthe des Lebens. Entflohn war der beschwörende Glauben, und die allverwandelnde, allverschwisternde Himmelsgenossin, die Fantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheymath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. Ins tiefre Heiligthum, in des Gemüths höhern Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt — zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmlisches Zeichen — den Schleyer der Nacht warfen sie über sich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schoos — in ihn kehrten die Götter zurück — schlummerten ein, um in neuen herrlichern Gestalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet zu früh reif und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit niegesehenem Angesicht die neue Welt — In der Armuth dichterischer Hütte — Ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter — Geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahndende, blütenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn — Zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtger Liebe — des Vaters hohem Antlitz zugewandt und ruhend an dem ahndungsselgen Busen der lieblich ernsten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten

die kindlichsten Gemüther von inniger Liebe wundersam ergriffen sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche Worte und der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefen Sinnen;
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit —
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen.
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ewge Leben kund,
Du bist der Tod und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan — das Herz von süßer Liebe trunken; und schüttete in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröliche Botschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des menschlichen tiefen Verfalls — Er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen zagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebliche Mund — In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken — Schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter — da kam der ewigen Liebe lösende Hand — und er entschlief. Nur wenig Tage hing ein tiefer Schleyer über das brausende Meer, über das bebende Land — unzählige Thränen weinten die Geliebten — Entsiegelt ward das Geheimniß — himmlische Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln

Grabe. Engel saßen bey dem Schlummernden — aus seinen Träumen zartgebildet — Erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugebornen Welt — begrub mit eigner Hand der Alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe — sehn dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn — und sich mit dir; sehn dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligem Busen, ernst mit den Freunden wandeln, Worte sagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; sehen dich eilen mit voller Sehnsucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menschheit, und der goldnen Zukunft unversieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach — in himmlischem Triumpf — Sie war die Erste in der neuen Heymath bey dir. Lange Zeiten entflossen seitdem, und in immer höherm Glanze regte deine neue Schöpfung sich — und tausende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnsucht und Treue dir nach — wallen mit dir und der himmlischen Jungfrau im Reiche der Liebe — dienen im Tempel des himmlischen Todes und sind in Ewigkeit dein.

Es folgen die beiden Gedichte „Gehoben ist der Stein“ und „Sehnsucht nach dem Tode“ („Hinunter in der Erde Schooß“) s. oben pag. 323 Zeile 11 ff. Abweichungen:

pag. 323 Zeile 16—18:	Vor deiner goldnen Schaale, Wenn Erd und Leben weicht, Im letzten Abendmahle.
pag. 324 Zeile 4:	Nach dir sich hingekehrt.
pag. 324 Zeile 13—16:	Die Sehnsucht ihm zu lindern, Begeistert ihn die Nacht; Von treuen Himmelskindern Wird ihm sein Herz bewacht.
pag. 325 Zeile 14:	Was soll uns dann das Neue?

pag. 325 Zeile 23: Die Vorzeit, wo noch blüthenreich.
pag. 326 Zeile 5: In dieser Zeitlichkeit wird nie.

pag. 327—343: „Geistliche Lieder". Der Text folgt dem Mspt., wo es erhalten, sonst der 1. Ausgabe der Schriften (A). Zum Vergleich herangezogen ist für einzelne Lieder der „Musen-Almanach für das Jahr 1802, herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck". (Tübingen, 1802 in der Cotta'schen Buchhandlung) (M).

pag. 327—329: I. Mspt. 1 Blatt hochoctav (bezeichnet Nr. 3 (1)) (bis pag. 328 Zeile 8 „versammelt sind"). pag. 328 (Zeile 9 bis Schluß) Mspt. 1 Blatt octav (bezeichnet Nr. 4 (1)); beide Mspte. doppelseitig beschrieben. Abweichungen des Mspts. von A und M:

Die Ueberschrift fehlt in A und M.

pag. 327 Zeile 22 und 23: „Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben die bodenlose Finsterniß" (A und M).
pag. 328 Zeile 1: „Das Leben ward zur Liebesstunde" (A u. M).
pag. 328 Zeile 2: „Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust" (A und M).
pag. 328 Zeile 6: „demuthvolles" (A und M).
pag. 328 Zeile 12: „Und ladet froh sie zu uns ein" (A und M).
pag. 328 Zeile 15: „Die Eines Glaubens mit uns werden" (A und M).

---

pag. 329—330: II. Mspt. 1 Blatt (bezeichnet Nr. 6 (1)), doppelseitig beschrieben. Abweichungen des Mspts. von A und M:

pag. 329 Zeile 24: „Fern in Osten" (M).
pag. 330 Zeile 26: „Himmelskeime rasch geweckt" (A und M).
pag. 330 Zeile 27: „Und so laß" (A) (M: „laßt").

---

pag. 330—332: III. Mspt. fehlt. Der Text folgt A = M. Eine Abschrift von der Hand von Novalis' Mutter kurz nach seinem Tode in einem Brief bietet ebenfalls keine Varianten.

---

pag. 332: IV. Mspt. 1 Blatt hochoctav (bezeichnet Nr. 9 (1)), doppelseitig beschrieben. Abweichungen:
pag. 332 Zeile 7: „So im Leben ich gefunden" (A und M).
pag. 332 Zeile 11: „Wer für uns gestorben sey" (A und M).
pag. 332 Zeile 22: „Weg des Grabes Stein geschoben" (A) (M: „gehoben").
pag. 332 Zeile 29: „Ewig heiter, offen stehn" (A und M).

pag. 333: V. Mspt. s. IV. Abweichungen fehlen.

pag. 334: VI. Mspt. fehlt. Der Text folgt A = M.

pag. 335—336: VII. für das Mspt. siehe: „Ich weiß nicht was ich suchen könnte" (X). Der letzte Vers fehlt im Mspt. Abweichung von A:
pag. 335 Zeile 26: „Nirgend kann ich hier auf Erden" (A).

pag. 336, 337: VIII. Mspt. fehlt. Der Text folgt A.

pag. 337, 338: IX. Mspt. 3 Quartseiten (bezeichnet Nr. 11 (1, 2) Nr. 12 (1)) doppelseitig beschrieben. Abweichungen:
pag. 337 Zeile 28: „Der Wahnsinn steht und locket" (A).

pag. 338—340: X. Mspt. 1 Blatt hochoctav, doppelseitig beschrieben (bezeichnet Nr. 5 (1 u. 2)). Abweichungen:
pag. 338 Zeile 21: „Mit wild verzerrtem Angesicht" (A).
pag. 339 Zeile 4: „Vergaßt ihr, wer für euch erblich?" (A).

pag. 340, 341: XI. Mspt. fehlt. Der Text folgt A.

pag. 341, 342: XII. Mspt. 1 Blatt Briefpapier halbgebrochen (bezeichnet Nr. 7 (1 u. 2)). Abweichungen:
pag. 341 Zeile 26: „Wenn in bangen trüben Stunden" (A).

pag. 342, 343: XIII. (Hymne.) Mspt. fehlt. Der Text folgt A = M.

pag. 344, 345: „Marienlieder".
pag. 344, 345: I. Mspt. 1 Blatt octav, doppelseitig beschrieben (bezeichnet Nr. 8 (1)). Abweichungen:
pag. 345 Zeile 7: „Unzähligmal standst du bey mir" (A).

---

pag. 345: II. Mspt. s. IX „Es giebt so bange Zeiten". Keine Abweichungen.

---

pag. 346—361: „Vermischte Gedichte".
pag. 346: I. Mspt. fehlt. Der Text folgt A.

---

pag. 346—348: II. Mspt. fehlt. Der Text folgt A.

---

pag. 348, 349: III. Mspt. fehlt. Der Text folgt A.

---

pag. 350, 351: „Zur Weinlese". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

---

pag. 352, 353: „Der Fremdling". Mspt. fehlt. Mitgetheilt im Anhang zur 5. Auflage der Schriften.

---

pag. 353, 354: „An die Fundgrube Auguste". Mspt. 1 Bl. folio.

---

pag. 354: „An Adolph Selmniz". Mspt. Zettel doppelseitig beschrieben (bezeichnet Nr. 10). Keine Abweichungen.

---

pag. 354, 355: „An Julien". Mspt. 1 Blatt octav (bezeichnet Nr. 2 (1)). Mit der Ueberschrift: „Friz an Julien".

---

pag. 355—357: „An Dorothee". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.
pag. 356 Zeile 28: „Sie ewig die Geliebte jung". Ich ändere in: „Sieh", das der Zusammenhang erfordert.

---

pag. 357—359: „An Tieck". Mspt. s. Nr. IX „Es giebt so bange Zeiten". Abweichungen von A und M:

pag. 358 Zeile 1: „So hebt sich sacht aus Gras und Kräutern". (A und M):

pag. 358 Zeile 5: „Bekannt doch heimlich sind die Züge". (A und M).

pag. 358 Zeile 12: „Und seines Vaters Wohnung weist". (A und M).

pag. 358 Zeile 14: „So öffnet sich der heilge Mund". (A und M).

pag. 358 Zeile 19: „Und konnte nun durch diese Gabe". (A und M).

pag. 358 Zeile 20: „In alle Kreaturen sehn". (A und M).

pag. 358 Zeile 29: „Die Zeit ist da, und nicht verborgen". (A und M).

pag. 358 Zeile 30: „Soll das Mysterium mehr seyn". (A und M).

pag. 358 Zeile 32: „Gewaltig in die Zeit hinein". (A und M).

pag. 359 Zeile 8: „Und bade dich im ewgen Blau". (A und M).

pag. 359 Zeile 9: „Du wirst das letzte Reich verkünden". (A und M).

pag. 359 Zeile 10: „Das tausend Jahre soll bestehn". (A) (M: Was tausend etc.)

pag. 359 Zeile 11: „Wirst überschwenglich Wesen finden". (A und M).

pag. 359 Zeile 12: „Und Jacob Böhmen wiedersehn". (A und M).

---

pag. 359: „An —". Mspt. fehlt. Der Text folgt A.

---

pag. 360, 361: „Blumen". Mspt. fehlt. Der Text folgt dem ersten Druck in den Jahrbüchern der Preußischen Monarchie 1798. Bd. 2. pag. 184 f. (Berlin 1798 bey Johann Friedrich Unger).

---

pag. 365—435: „Jugenddichtungen". Ich setze als Grenze für diese „Jugenddichtungen" etwa das Jahr 1797, das Todesjahr von Sophie von Kühn, an. Dabei ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß das eine oder andre dieser Gedicht nicht doch später entstanden sein könnte. Das einzige Kriterium ist hier ein aesthetisches Urtheil,

und ich verkenne keineswegs, daß das nur allzuleicht trügerisch sein kann.

pag. 365: „Die Erlen". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

---

pag. 366: „Die Nachtigall". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

---

pag. 366, 367: „An Lucie". Mspt. 1 Blatt quart s. „Jugendschriften" Nr. 23.

---

pag. 367: „Cythere". Mspt. 1 Blatt quart s. „Jugendschriften" Nr. 22.

---

pag. 368: „Die Quelle". Mspt. 1 Blatt folio s. „Jugendschriften" Nr. 142.

---

pag. 368, 369: „Die Liebe" Mspt. 1 Blatt folio s. „Jugendschriften" Nr. 9.

---

pag. 369, 370: „An Laurens Eichhörnchen" Mspt. 1 Blatt quart s. „Jugendschriften" Nr. 23.

---

pag. 370, 371: „An ein fallendes Blatt". Mspt. 1 Blatt folio s. „Jugendschriften" Nr. 9 und 36.

---

pag. 371: „Walzer". Mspt. 1 Blatt folio. Mit der Unterschrift v. F. v. H.

---

pag. 371, 372: „Die zwey Mädchen". Mspt. der Kgl. Bibliothek. Berlin: 2 Blatt folio. (Meusebach). Das Mspt. enthält ferner: „An die Taube", „Der Rosenstock", „An Filidor", („Armenmitleid", ein Fragment, das ich nicht mittheile).

---

pag. 372, 373: „An die Taube." Mspt. der Kgl. Bibliothek, Berlin. Das Gedicht ist im Mspt. durchgestrichen. S. „Die zwey Mädchen".

---

pag. 373: „Der Rosenstock". Mspt. der Kgl. Bibliothek, Berlin. Das Gedicht ist im Mspt. durchgestrichen. S. „Die zwey Mädchen".

---

pag. 373, 374: „An Jeannette". (Der Zunahme ist im Mspt. herausgeschnitten.) — „Mein Wunsch". — „Der Wettstreit". Mspt. der Kgl. Bibliothek, Berlin. 1 Blatt hochquart (Meusebach).

---

pag. 374—377: „Der gefundne Schaz". Mspt. der Kgl. Bibliothek, Berlin, 2 Blatt folio (Meusebach) —, dem der Text folgt, und „Jugendschriften" Nr. 143. (19, 130) Varianten:

pag. 374 Zeile 26: „Feinsliebchen hast du mich ins Herzchen genommen"

pag. 374 Zeile 27: „Und ist dir nie andere Liebe entglommen."

pag. 375 Zeile 1 ff.: „Ich schlenderte neulich zu Rudelburgs Trümmern
Bey Sternengefunkel und mondlichem Flimmern
Und dachte so herzig mit liebendem Sinn
Wohl furchtlos ans trauliche Liebchen nur hin.

Und siehe! da tönt es wie nächtliches Sausen
Des Sturmwinds, mir wehten von bebenden Grausen
Die goldenen Locken, und Eulengesang
Durchhallet den alten, zerfallenen Gang.

Und näher erscholl es mit großem Gepolter
O! Mädel, wie zitterte mächtig dein Holder,

Und war ich nicht schon mit den Göttern
vertraut,
So hätte mir wahrlich noch ärger gegraut.

pag. 378: „Trinklied". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

pag. 378—380: „Zufriedenheit". Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

pag. 380: „An Filidor". 1) Mspt. der Kgl. Bibliothek, Berlin. s. „Die zwey Mädchen". 2) s. „Jugendschriften" Nr. 77, damit gleichlautend. 3) s. Jugendschriften Nr. 2 „An Agathon" wie folgt:

Wenn Könige mit Gunst dich überhäufen,
Rund um dich Gold in hohen Haufen lacht,
Und zwanzig Schiffe dir durch alle Meere streifen,
Auch für dein Wohl Fortuna treulich wacht,
So rühmtet jedermann dein Glück; doch stets vergebens,
Denn hast du nicht dabey Philosophie des Lebens,
So hast du nichts.

pag. 380: „An Werthers Grabe". Mspt. s. „Jugendschriften" Nr. 148.

pag. 380, 381: „Elegie beym Grabe eines Jünglings". Mspt. der Kgl. Bibliothek, Berlin 2 Bl. quart (Meusebach).

pag. 381, 382: „Gott". Mspt. 1 Folioblatt (bezeichnet Nr. 23 (1 und 2). Auf der Rückseite sind Ausgaben notiert.)

pag. 382—384: „Klagen eines Jünglings". Mspt. fehlt. Aus dem „Teutschen Merkur" April 1791. Daselbst unterzeichnet v. H . . . g. und von der folgenden Anmerkung begleitet:

„Ich rücke manches Gedicht (vel quasi) in den Merkur ein, nicht weil es mir gefällt, sondern weil ich dem Verfasser einen

kleinen Platz zu öffentlicher Ausstellung eines Products seiner Art und Kunst, worüber er die Stimmen der Liebhaber und Kenner zu hören wünscht, nicht versagen will oder kann. Aber dieses Gedichtchen (den ersten, noch wilden aber anmuthigen Gesang einer jungen Muse) theile ich mit desto größerm Vergnügen mit, da der bescheidene Verf. durch mein unvermuthetes Wohlgefallen beynahe noch mehr überrascht wurde, als ich durch sein unvermuthetes Talent, und seine heut zu Tage an Jünglingen so seltene Bescheidenheit." Wieland.

pag. 384 Zeile 17. Im Druck des Merkurs „fordern". Ich setze „fodern", wie der Reim erheischt.

---

pag. 384, 386: „Die Kahnfahrt". Mspt. s. „Jugendschriften" Nr. 108.

---

pag. 385, 386: „Das Gedicht". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

---

pag. 386, 387: „Geschichte der Poesie". Mspt. s. „Jugendschriften" Nr. 147 (174).

---

pag. 387: „Fragment". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

---

pag. 387, 388: „Letzte Liebe". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

---

pag. 388, 389: „An meine Mutter" I. Mspt. Folioblatt (bezeichnet Nr. 20 (1).

---

pag. 389, 390: „An meine Mutter" II. 1) Mspt. der Kgl. Bibliothek, Berlin Quartblatt (Meusebach.) 2) Mspt. 1 Blatt folio. Abweichungen:

pag. 389 Zeile 18: kutscht ich (fuhr ich).

pag. 389 Zeile 24: Und gähnte, ritt und führ nicht wenig.

pag. 389 Zeile 25: Und tanzte, spielte, wär Maecen.

pag. 390 Zeile 12: Menschenleben (Biederleben).

---

pag. 390: „An den Herrn Rector Jani". Mspt. der Kgl. Bibliothek Berlin. 1 Folioblatt.

---

pag. 391: „An Bürger" I. Mspt. s. „Jugendschriften" Nr. 146.

pag. 391: „An Bürger" II. Aus: Strodtmann, Briefe von und an Bürger III, 236.

---

pag. 392: „Das süßeste Leben" Aus: Strodtmann, Briefe von und an Bürger III, 235.

---

pag. 392, 393: „An den Sohn des Herrn Prof. Bürger". Aus Strodtmann, Briefe von und an Bürger III, 236, dazu: Jugendschriften Nr. 146.

---

pag. 393, 394: „Auf Josefs Tod". Mspt. der Kgl. Bibliothek Berlin. 2 Quartblätter (Meusebach). (Enthalten ferner Fragmentarisches.)

---

pag. 394: „An Jacobi". Mspt. s. „Jugendschriften" Nr. 7.

---

pag. 394—396: An A. W. Schlegel: Aus: Walzel, Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm pag. 40.

---

pag. 396, 397: „Epilog auf der Weißenfelser Bühne". Mspt. der Kgl. Bibliothek Berlin 2 Blatt folio (Meusebach).

---

pag. 397: „An Herr Brachmann". Mspt. 1) der Kgl. Bibliothek, Berlin 1 Quartblatt (Meusebach). Mit der Unterschrift: Friedrich von Hardenberg in einem Anstoß poetischer Laune. 2) s. „Jugendschriften", Nr. 138. Abweichungen:

pag. 397, Zeile 20: Deiner Jugend (froher Jugend).
pag. 397, Zeile 22: Und sieh! dort windet dir Gefühl und Tugend.
pag. 397 Zeile 26: Verlangen (Umfangen).
pag. 398 Zeile 27: uns entwöhnt (je entwöhnt).

---

pag. 397, 398: „An Freund Brachmann". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

---

pag. 398: „An M. und S." Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3. Theil der Schriften.

---

pag. 398—401. „Lied beym Punsch". Mspt. fehlt. Mitgetheilt von Bülow im 3 Theil der Schriften.

---

pag. 402—413. „Kunz von Stauffungen". Mspt. s. dramatische Jugendschriften Nr. 7

---

pag. 414: (Monolog) Mspt. s. „Prosaische Jugendschriften wissensch. Characters" Nr. 5.

---

pag. 415: „Urtöne meiner Empfindung". Mspt. s. „Prosaische Jugendschriften" Nr. 6.

---

pag. 416: „Fabeln". Mspt. s. „Prosaische Jugendschriften" Nr. 4.

---

pag. 417—435: „Reisejournal". Mspt. 8 Blatt quart, doppelseitig beschrieben.

Jugendschriften.

1. Gedichte.

1. 1 Blatt quart (bezeichnet Nr. 22 (1)) „Der Harz" (fraglich, ob von Novalis' Hand).

2. 2 Blatt folio. Gedicht auf den Tod meines Onkels. — An Agathon. f. pag. 380. — An die Muse.
3. 1 Blatt folio. Gedicht an den König von Preußen. — Wettgesang zwischen Berlin und Rom. (Berlin erhält den Preis um seines Königs willen.)
4. 1 Blatt folio. „Spaziergang nach Gohlis. In Briefen an einen Freund." (Wenige Zeilen Landschaftsschilderung.) Fragment.
5. 2 Blatt folio. „Ode beym Tode Josefs". Fragment (in Klopstock'scher Art). — „Die naive Nonne". Fragment. — Gedichtentwurf über die Zeiten Friedrichs und Josefs im Gegensatz zu den kommenden Zeiten.
6. 1 Blatt folio. „An Livia". — „An Fabius". — „An Dellius" (Anakreontika). — „An die Grazien", daraus: „Ihr wart bis jezt vorzüglich den Franzosen — Nur hold, taub Teutonidens Flehn — Doch Wieland kränzte euch mit Deutschlands jungen Rosen — Und ihr erhörtet den."
7. 1 Blatt folio. „An Jacobi", f. pag. 394. — „An das Bier" (anakreontisch).
8. Schmaler Streifen. folio. „An Lina" (schäferhaft-anakreontisch).
9. 1 Blatt folio. „An Louise". Widmung der folgenden Lieder. — „An ein fallendes Blatt", f. pag. 370. — „Die Liebe", f. pag. 368. — „An Zelin". (Warnung vor dem Gott der Liebe.) Fragment.
10. 1 Blatt folio. „Die Auferstehung (Christi)". (Phrasenhaft pathetisch.)
11. Octavblatt. „An mein Landgut".
12. 2 Blatt folio. „Die Geburt Jesu. Ein episches Gedicht." Fragment, ganz in Klopstocks Art. (Hexameter.)
13. 2 Blatt folio. Geschichte des Orpheus und der Eurydice. (Hexameter.) Fragment.
14. 1 Blatt folio. „An Fanny". — „An Lycidas". Anakreontika.
15. 1 Blatt folio. „Lyaeus" (Bachus mahnt zur Lebensfreude).

— „An meine Freunde“ (Aufforderung, Europa zu fliehen und in Haiti ein naturgemäßes Leben zu führen).

16. Ein Quartblatt. „Amors Köcher“. (Zweifelhaft ob von Novalis' Hand.)
17. Ein Quartblatt. Stammbuchverse.
18. 1 Blatt folio. Fragmentarisches. Notizen.
19. 1 Blatt folio. „Auch ein Wörtchen an die Herrn und Damen in Betreff des Rudelsburgschen Schatzes“. Zwei Anfänge (in Bürgerscher Manier). Fragment.
20. 2 Blatt folio. „Punschlied“. Doppelte Fassung mit vielen Korrecturen. Auf der Rückseite Homerübersetzung.
21. 1 Blatt folio. „An Friedrich Severin“. Widmung einiger Gedichte.
22. 1 Blatt quart. „Erotica“. An Cythere s. pag. 367 und Epigrammatisches.
23. 1 Blatt quart. „An Lucie“ s. pag. 366. — „An Laurens Eichhörnchen“ s. pag. 369. — „Des Schäfers Liebeswerbung“.
24. 2 Blatt folio. „Punschlied“ (siehe Nr. 20). — „Der Elendere“. — „Die Gesundheit“ (etwa in Bürgers Weise). — „Ihr Herz und Kuß“.
25. 1 Blatt folio. „Rundgesang zum neuen Jahre“.
26. 1 Blatt folio. „Beym Tode des Oberforstmeysters v. Pf.“ Fragment.
27. 1 Blatt folio. „Agathon und Psyche“ (Fragment). (Burleske Mythologie, in Bürgers Manier.)
28. 2 Blatt quart. „An Agathon“ (Hochzeitscarmen). — „Bey der Beerdigung eines ertrunknen Jünglings.“
29 1 Blatt folio. „An meine Schwester“ (Caroline). (Glückwünsche.)
30. 1 Blatt quart. „Das Landleben“ (Schäfergedicht).
31. 1 Blatt hochquart. Liederanfänge.
32. 1 Blatt folio. „An die Freyheit“. — An Josef II. (Odenstil, in Klopstocks Art).
33. 1 Blatt folio. „An Faber“ (Ruhe ist höchstes Gut). — „An Philotas“. — „An Fabius“.

34. 1 Blatt folio. Versanfänge.
35. 1 Blatt hochquart (zerschnitten). „An Heimbach". (Huldigungscarmen.)
36. 2 Blatt folio. „Bey der zerbrochnen Laute" (Hexameter). — „Character meiner künftigen Frau". — „An Laura" (Epistel). — Beym Quell zu Vancluse. — „An ein fallendes Blatt", Hexameter (ähnelt inhaltlich dem Gleichnamigen p. 370) — „Lied".
37. 1 Blatt hochquart. „Weinlied". Versanfänge.
38. 1 Blatt folio. „Mein Vaterland", Ode (ganz in Klopstocks Art).
39. 2 Blatt folio. „Sind in den Himmel auch Weiber?" — „Der Teufel". — „Der Himmel ist mein". — „Der schlaue Rath". — „Magdalenchen". (Epigrammatisches.)
40. 1 Blatt folio. Versanfänge.
41. 1 Zettel. Versanfänge.
42. 1 Blatt quart. „Weibertreu". (Verherrlichung der Treue; geht in Prosa über.)
43. 1 Blatt quart. Versanfänge.
44. 1 Zettel. „An Franz Heimbach" (vergl. Nr. 35).
45. 1 Blatt octav. „Epistel an Conradi". Fragment.
46. 1 Blatt folio (zerschnitten). Versanfänge.
47. 1 Blatt quart. Fragmentarisches.
48. 4 Blatt quart. Fragmentarisches. Notizen.
49. 1 Blatt quart. „An Eberhard". (Odenfragment.)
50. 1 Blatt quart. „Ogier und Morgana". Ein Gedicht in 3 Gesängen. (Fragment; wenige Verse).
51. 1 Blatt folio. „Idris". — „Kühn greife ich zu deinem Pinsel hin | O! Wieland, dein Gemählde zu vollenden, | Den Laune dir und etwas Eigensinn | Entwand aus deinen Meisterhänden". (Verschiedene Anfänge).
52. 1 Blatt folio. „Der Mariussieg". Anfang eines Heldengedichts in Hexametern.
53. 1 Blatt folio. Versanfänge. Notizen.
54. 1 Blatt quart. „An mein Stübchen".
55. 1 Blatt folio. „Liebchen" (feiert „Mollys" Schönheit).

56. 1 Blatt folio. „Lied". — „Die Liebe".
57. 2 Blatt folio. Lieder an „Molly". — „An meine Mutter". (Früher pries man gottgeweihte Nonnen: viel besser sind Frauen, die als Mütter ihre Pflicht erfüllen.) — Notizen.
58. 4 Blatt quart. „Mein Landgut". — „An Klopstock", Ode. — „An Friedrich Wilhelm", Ode. — „Caesar Joseph", Ode.
59. 2 Blatt folio. Fragment. (Natur und Philosophie im Gedicht.)
60. 1 Blatt folio. Fragment. (Mädchen, das unter'm Rosenbusch schläft.)
61. 2 Blatt quart. „An einen aufblühenden Jüngling". — „Homer und Pindar". (Epigrammatisches.) Prosaübersetzung der 10. Olympischen Ode.
62. 1 Blatt folio. „Ich weiß nicht was". Ballade. („Jüngst als Lisettchen im Fenster saß, da kam Herr Filidor".) — Fragmentarisches.
63. Zettel. Versanfang.
64. Quartblatt. „Die Schäferstunde" nach Rost. Fragment.
65. 1 Blatt quart. „Bauer Kunze" (vergl. „Der Himmel ist mein". Nr. 39.).
66. 1 Blatt folio. „Der Teufel" (vergl. das Gleichnamige Nr. 39).
67. Zettel. Versanfang.
68. 1 Blatt hochoctav. „Adolf und Ulrike". (Anfang einer Ritterballade.)
69. 1 Blatt folio. „An Friedrich Wilhelm." (Aufforderung, sich Apolls und der Musen anzunehmen.)
70. 1 Blatt octav. „An Sophie Wieland". (Widmung einiger Gedichte.) — „An Malchen". — „An Lina". (Schäfergedichte.)
71. 1 Blatt folio. „An Ossian. Fragment" (Ode). — „Ein Wunsch". Fragment.
72. 1 Blatt folio. Epigrammatisches. „Venus, Mars" (frivole Mythologie).
73. 1 Blatt quart. Notizen. Versanfänge.

74. 1 Blatt folio. „Kriegslied" (in Gleims Weise).
75. 2 Blatt folio. „An Schulenburg". (Aufforderung zu Genuß und frohem Leben.) — Notizen, Versanfänge (erotischen Inhalts).
76. 1 Blatt folio. „Als mich ein Mädchen um Verse bat, die mir einen weißen Stock geschenkt hatte". — „Antwort des Mädchens". — „Die Wege" (des Lebens).
77. 2 Blatt folio. „Die Freundschaft" (Verherrlichung der Freundschaft). An Filidor s. o. p. 380. — „Der Spleen". — „Hinweg ihr Denker, ihr vergällt das Leben".
78. 1 Blatt folio. „Blumenkorb von Filotas". Abschrift von 76 u. 77.
79. 1 Blatt folio. Versanfänge.
81. 1 Blatt quart. „Der abendliche Schmaus", Fragment. Beschreibung einer Landparthie in Hexametern (erwähnt Severin).
82. 1 Blatt folio. „An Horaz" (preist ihn als den Dichter, der ihm selbst die ersten Gedichte eingegeben). „Laura im Zimmer" (Klage des Mädchens um den verlornen Geliebten).
83. 1 Blatt folio. Gedichtanfänge. Fragmentarisches. — „An ein todtes Mädchen".
84. 1 Blatt octav. Gedichtanfang.
85. 1 Blatt quart. „Amanda und Bertrand". Fragment.
86. Zettel. Gedichtanfang. „In einer Stadt in Griechenland . . .".
87. Zettel. „An eine Mücke" (die sich die Flügel im Licht verbrennt).
88. 2 Blatt folio. Fragmente. (Preis des Körpers im Gegensatz zur Seele.)
89. 1 Blatt folio. Anfang eines Gedichts an Frau von der Recke (?), daneben Prosaentwurf des Gedichts.
90. 1 Blatt folio. „In der ersten Stunde des 89ten Jahrs". (Bitte um Zufriedenheit ꝛc.)
91. 2 Blatt folio. „In einem Alpenhüttchen". (Idyllische Beschreibung der Alpenwelt in Briefform an einen Freund.)
92. 1 Blatt folio. „Badelied". (Gedanke, ein Mädchen könnte vorher daselbst gebadet haben.) — „Rückerinnerung". (Sehn-

sucht nach der entflohenen Jugend.) — „An Gedor“. (Preis des Landlebens.) — „Zuruf“. (Abendstimmung.) — „Stimme der Liebe“. — „Anakreon. An Gedor“. (Klopstockisches Odenversmaß.)

93. 1 Blatt quart. 3 Anfänge eines Preisgesanges an Bachus in Hexametern. Anfang einer Ilias-Uebersetzung in Hexametern. (1. Ges.)

94. 2 Blatt quart. „An Wieland“. Gedichtanfang. — Anfang eines Schäfergedichts.

95. 1 Blatt quart. „An Herrn Amtmann Büttner“. Gedichtanfang.

96. 1 Blatt quart. Gedichtanfang. Büchernotizen: Gerard „Versuch über den Geschmack“. — Priestley, „Vorlesungen, über Redekunst u. Kritik“. Shaftesbury, „Characteristics“, — Moeser, „Harlekin oder Vertheidigung des Groteskkomischen“. — Meiner, „Kurzer Abriß der Psychologie“. — Feder, „Ueber den menschlichen Willen“. — Pantamos, „Vermischte Werke“.

97. Zettel. „Die Freyheit“, Gedichtanfang. — „Sanft und groß ist der Vorzeit Gang 2c.“

98. 1 Blatt quart. „Unsere Sprache“, Fragment (klingt in Verherrlichung Wielands aus).

99. 1 Blatt folio. „Der Weise“. (Ein Kuß von Selinden ist besser als alle Weisheit.)

100. 1 Blatt großquart. „Richard und Blondel“, Gedichtanfang.

101. 2 Blatt quart. „Die Sündfluth. Ein burlesk-komisches Gedicht oder Moses' travestirte Chronik 2c.“. (Wenige Verse, ganz Bürger nachempfunden.)

102. 1 Blatt octav. „Elegie auf einen Kirchhof“. Gedichtanfang.

103. 1 Blatt octav. „An mein Schwerdt“ (tugendsam).

104. 2 Blatt folio. 3 Gedichtanfänge (in scherzhaftem Ton, etwas Wielandisch).

105. 1 Blatt folio. „Stanzen“. Fragmentarisches (Wieland nachempfunden.)

106. 1 Blatt quart. „An Herrn Elten". Gedichtanfang.

107. 1 Blatt folio. „An die Dichtkunst". — „Burgunderwein". — „Das erste Veilchen".

108. 1 Blatt folio. „Die Betende". — „Die Kahnfahrt" s. o. p. 384.

109. 1 Blatt folio. „An Lyden". — „Das Vergißmeinnicht". — „An Phidylis" (Preis der Bescheidenheit). — „An Posthumus". (Rechtfertigung der Dichtkunst.) — „An Licin" (Lob des Landlebens). — „An den Plauischen Grund". (Naturbeschreibung, Geßner nachempfunden). — „An den König" (Odenform; Fragment).

110. $1^1/_2$ Blatt folio. „Anruf an den Frühling". — „An einen Säufer". — „Die Thränen". — „An Friedrich" (Gedicht an einen Freund). — Fragmentarisches.

111. 1 Blatt folio. „Zueignungsgedicht an Laura". — (Ueber Anakreon und seine Dichtung s. Prosaschriften Nr. 1.)

112. 1 Blatt großquart. Gedicht an die Liebe. Fragment.

113. 1 Blatt folio. „An Filidor", Fragment. Gedichtanfang in Hexametern.

114. 1 Blatt großquart. „An Filidor", Abschrift von Nr. 113 mit Varianten.

115. 1 Blatt großquart. „Elegie an ein Mädchen". Gedichtanfang.

116. 1 Blatt folio. „Filosofey" (Jugendgenuß, besser als Philosophie; Fragment.) „An Manon", Gedichtanfang.

117. 1 Blatt folio. „Zerbin und Rosine", Fragment. (Apostrophe an die Liebe.)

118. 1 Blatt quart. Fragment, an Pindar.

119. 1 Blatt octav. Versbruchstück.

120. Zettel. Gedichtanfang in Hexametern. „Der Frühling".

121. 1 Blatt folio. „Iris". Fragment. (In Wielands Art. Iris' Liebe zu Apoll.)

122. 1 Blatt folio. „An Filotas". 2 Anfänge eines Gedichts in Wielands Art über die Langeweile der Göttinnen im Olymp.

123. 2 Blatt folio. „Lenore und der Schwabe". Gedicht in Knittelversen. (Frivole Liebesabentheuer in Wielands Art.)

124. 1 Blatt folio. „Lied der Nymphe Galatea" (sie verherrlicht Friedrich den Großen). — „An Lycidas". (Freie Odenform.) — „An Hebe" (Odenform). — „Daphnis und Phidyle". (Odenform.) — „An den König". (Friedrich II., Ode.)

125. 1 Blatt folio. „Die Freundschaft". — „Ode". (Männersinn und Zufriedenheit.) — „Die Freyheit". — „Die Thränen". — Gedichtanfang zur Verherrlichung Höltys.

126. 1 Blatt folio. Anfang eines Schäfergedichts: Agathias und Lais. (Verse unterbrechen die Prosaskizzirung des Gedichts.)

127. 1 Blatt folio. „Der Elendere" s. Nr. 24.

128. 1 Blatt folio. „An die Könige" (Fürstenspiegel; Ode).

129. 1 Blatt folio. „An Licia" (Lob des Mittelweges).

130. 1 Blatt folio. „Der gefundne Schatz". (B) (Der erste Vers) s. o. pag. 374.

131. 2 Blatt folio. Anfangsverse eines romantisch-epischen Gedichts in Wielands Art.

132. 1 Blatt folio. Bruchstück aus einem Orpheusgedicht in Hexametern.

133. 1 Blatt folio. Versfragmente. Abschrift Schillerscher Verse.

134. 1 Blatt folio. (Der Tod Siphors s. u.) „Orpheus", Gedichtanfang in Hexametern.

135. 2 Blatt folio. „Rundgesang" (Hochzeitscarmen). — „Am Tage der Reformation". (Verherrlichung Luthers und seines Werks; Odenform.) — „Die Biene". (Mahnung, die Biene zum Muster zu nehmen.) — „Bey einem Glas Wasser" („Dir, Wasser, weih ich auch ein Lied ..."). — „Madrigal".

136. 1 Blatt quart. „Die strenge Schwester" (schildert die Strenge und Herbheit seiner Schwester).

137. 1 Blatt quart. „Die Sommernacht. Zu Hamburg 1788"

(Landschaftsbeschreibung). — „Das Erwachen". (Odenform.)

138. 1 Blatt quart. „An die Weisen". Fragment. — „Lob der Gans". Fragment. — „An Brachmann". B. s. pag. 397.

139. 1 Blatt folio. „Das Maylied".

140. 1 Blatt folio. „Der Gesang". Ode.

141. 1 Blatt folio. „Das brave Weib". Fragment. (Ganz im Ton von Bürgers Lied vom braven Manne.)

142. 1 Blatt folio. „Lied an die Quelle". — „Am Ufer des Rheins". (Erinnerung an die Jugend daheim.) — „Aus Gefängniß". (Fraglich, ob dies Blatt von Novalis' Hand.)

143. 1 Blatt quart. „Der gefundne Schatz". C. s. pag. 374.

144. 1 Blatt quart. „Die Gesundheit". (Lob der Gesundheit.)

145. 1 Blatt hochquart. „An den Apoll". (Was er sich wünscht: „ein Alter, liedervoll".)

146. 1 Blatt folio. Gedicht an Bürger: „Glück auf, mein Bürger" s. o. p. 391. — „Schlummre immer, lieber Kleiner" s. o. p. 392.

147. 1 Blatt folio. „Geschichte der Poesie". s. o. p. 386.

148. Zettel. „An Werthers Grabe". s. o. p. 380.

149. 1 Blatt folio. „An den Dellius" (Vergänglichkeit des Lebens). — „Bey der Ueberreichung einer Rose".

150. 1 Blatt folio. „Am Grabe meines Vaters".

151. 1 Blatt folio. „Der Officier". (Anekdotisch, epigrammatisch.)

152. 2 Blatt folio. „Mädchenfreundschaft". Gedichtanfang. — „Morgenlied". (Fragment, Schäfergedicht.)

153. 1 Blatt folio. „An Herrn Wolf". (Dank für Einführung in die italienische Poesie.)

154. 2 Blatt folio. „An Herrn Wolf". (Dank für ein geliehenes Buch.) — „An Louise Fischer" (darin: Preis Wielands). Fragment.

155. 2 Blatt quart. „An eine Unbekannte". (Mit einigen Varianten, Abschrift und Durchführung des vorigen. (Die Besungene ist 14jährig.)

156. 1 Blatt folio. „An Weber". — „An Schmidt". (Anfänge zweier Episteln.)

157. 1 Blatt folio. „Psyche oder die Morgenträume". (Versanfänge.)

158. 1 Blatt folio. „Schwermuth". — Versanfang.

159. 1 Blatt folio. „Der Stallknecht". (Stoff aus Boccaccio.) Fragment.

160. 1 Blatt folio. „An meine Freunde". (In ottave rime. Klage über geschwundnen Jugendleichtsinn.)

161. 1 Blatt folio. „Natur" (die einzige Verschönerin der Mädchen). — „Im Kloster" (Preis gottstiller Weltflucht). — „Ans Kloster in Ruinen" (Freude über Verfall des Klosters, als Sitz des Obskurantismus). — „An die Linde".

162. 1 Blatt quart. „An Philibert". (Odenform.)

163. 1 Blatt folio. „An den Vulcan". Fragment in Hexametern. — „An Louise" (Liebeslied). — „Der Nachblick" (Wehmuth seiner Freunde nach seinem Tode. Odenform, sehr Klopstockisch).

164. 1 Blatt folio. „Der Frieden". — „Lycas und Phidyle". (Schäfergedicht; Zwiegespräch und Versöhnung zweier Liebenden.) — „An Ramler". Odenfragment.

165. 1 Blatt folio. „Der Landpfarrer". (Lob des Landlebens.)

166. 1 Blatt folio. „Gedichte von Blumauer". Fragmentarisch.

167. 1 Blatt folio. Versanfänge.

168. 1 Blatt folio. Gebet. (Fragment.)

169. 1 Blatt folio. „Der Falkenstein am Harz". Gedichtanfang. Vergl. Nr. 182.

170. 2 Blatt folio. „Die Sündfluth". Ein burleskes Gedicht. (Ganz in Bürgers Art.) s. Nr. 101.

171. 1 Blatt quart. „An meine Freunde". Odenfragment.

172. 1 Blatt folio. „Agathon und Psyche". 2 Anfänge eines Gedichts in Wielands Art.

173. 2 Blatt folio. „Der Schwabe und Lenore". Zu Ende geführt. Vergl. Nr. 123.

174. 1 Blatt folio. „Geschichte der Dichtkunst". Vergl. oben p. 386. (Andere, minderwerthige Fassung.)

175. 4 Blatt quart. „An Gynski". Epistel. — „An Louis von Burgsdorf". Epistel in Odenform.
176. 1 Blatt folio. „An ein kleines Mädchen".
177. 6 Blatt folio. „Richard und Blondel". Fragment.
178. 2 Blatt quart. Gedicht im Namen seiner Mutter an seine Schwester. Hexameter.
179. 1 Blatt folio. „Benedikt und Theodor". Anfang einer satirischen Mönchshistorie.
180. 1 Blatt (abgerissen) Mspt. d. Kgl. Bibl. Rechtfertigung des Dichtens. Fragment. — An Gotter. Gedichtanfang. — An Nantchen. Fragment.
181. 2 Blatt quart. Mspt. der Kgl. Bibl. „Auf Josefs Tod", s. o. p. 393. — Fragmentarisches.
182. 1 Blatt folio. Mspt. der Kgl. Bibl. „Bey dem Falkenstein, einem alten Ritterschloß am Harze." Fragment in Hexametern.
183. 2 Blatt folio. Mspt. der Kgl. Bibl. „An die Taube". — „Der Rosenstock". — „An Filidor". — „Die zwey Mädchen". — (Armen-Mitleid) s. pag. 372, 373, 380, 371.
184. 2 Blatt folio. Mspt. der Kgl. Bibl. „Der gefundne Schaz" s. pag. 374.
185. 1 Blatt quart. Mspt. der Kgl. Bibl. „Wenn meine Wünsche Feen wären" s. pag. 389.
186. 1 Blatt hochquart. Mspt. der Kgl. Bibl. „An Jeannette" — „Mein Wunsch". — „Wettstreit" s. pag. 373, 374.
187. 2 Blatt quart. Mspt. der Kgl. Bibl. „Elegie beym Grabe eines Jünglings" s. pag. 380.

---

2. Prosaische Jugendarbeiten wissensch. Charakters.

1. 1 Blatt folio. „Ueber Anakreon und seine Dichtungsart." (Das Mspt. bricht nach einigen allgemeinen Bemerkungen ab).
2. 1 Blatt folio. „Entwurf einer Geschichte der alten Philosophie." (Kurze Notizen zur vorsokratischen Philosophie.)
3. 1 Batt folio. „Von der Begeisterung." (Entstehung der Dichtkunst aus der Begeisterung. Bedeutung des Morgen-

landes in dieser Hinsicht. Das Mspt. bricht mitten im Satze ab.)

4. 8 Blatt octav. „Apologie der Schwärmerey." Einleitung zu einem Aufsatz, in dem die Schwärmerei als die große Förderin der Menschheit verherrlicht werden soll.
5. 2 Blatt quart. (Monolog) s. o. p. 414.
6. 4 Blatt quart. „Kann ein Atheist auch moralisch tugendhaft aus Grundsätzen seyn?" Nur die Einleitung ist vorhanden. (Er sieht im Atheisten einen Seelenkranken, der mit Schonung zu behandeln ist. Er unterscheidet Atheisten aus: 1) Selbstliebe, 2) Naturliebe.) „Ein Atheist braucht nicht trübe zu seyn, sondern freudig, weil Freude ihre Gottheit ist und sie alles auf den gegenwärtigen Augenblick einschränken."
7. 4 Blatt quart. „Skizzen einer Philosophie der Geschichte der Menschheit von Friedrich Waller." Nur die Einleitung vorhanden. Poetische Verherrlichung der Menschheitsgeschichte.
8. 1 Blatt quart. „Mythologie für Frauenzimmer." Nur der Eingang vorhanden. (Entstehung der Mythologie. Ihre religiöse Geltung bis zu den Zeiten Julians. Ihr gänzliches Erlöschen mit dessen Tode.)
9. 1 Blatt folio. Predigtbruchstück s. o. p. 300.
10. 6 Seiten folio. „Ueber die Ordalien oder Gottesgerichte". Einleitung, allgemeinen Inhalts. — Der Zweikampf als Gottesgericht. (Im wesentlichen nach dem Sachsenspiegel.)

---

3. Prosaische Jugendarbeiten, Fabeln, Entwürfe u. a.

1. 4 Blatt quart. „Geschichte der Theoclea, einer schönen Griechin in Korinth." Nur die Einleitung mit der Fiction einer aufgefundenen griechischen Hdschr. und der Eingang vorhanden. In der Einleitung heißt es: „Allen Lesern des Agathon, die . . . ihn für die schönste Blüthe des

deutschen Genies halten, für ein Buch, das unsre Litteratur auch in diesem Fache der schönsten Litteratur aller gesitteten, feinen Nationen gleichsezt."

2. 2 Blatt folio. „Giafor und Azora." Anfang eines Schäferromans. (Giafor, der schönste Jüngling, den alle Mädchen lieben. Sein Herz bleibt frei. Einmal kommt er auf einer Wanderung in ein romantisches Thal; dort, neben einer Hütte, sieht er ein wunderschönes Mädchen schlafen. — Hier bricht die Erzählung ab.)

3. 1 Blatt folio. „Der Tod Siphors." (Ein frommer Greis stirbt. Vorher segnet er seine Kinder. Sie empfinden den Segen tief und beschließen sein Andenken ewig heilig zu halten.)

4. 2 Blatt folio. 14 Fabeln (in Lessings Art). Darunter „Der Philosoph", „Das Pferd" s. o. p. 416.

5. 2 Blatt folio. Entwürfe: 1. Celestine. Romantische Erzählung. (Celestine besteht in Hirtenkleidern allerlei Abentheuer. Türkenkämpfe. Ihre schließliche Vereinigung mit dem Geliebten.) 2. Sophronimus und Carite. (Sophronimus, Bildhauer in Milet, liebt Carite, wird aber von ihrem Vater aus der Stadt verbannt. Inzwischen wird die Venusstatue von Räubern entwendet; die Göttin duldet keine andre neue Statue in ihrem Heiligthum. Carite zieht aus Sophronimus zu suchen. Sie findet ihn. Er hat eine Statue bereits angefertigt. Die wird in Milet aufgestellt, die Göttin duldet sie. Die Statue trägt die Züge der Carite.) 3. Bliomberis. Ein Artusroman. (Mannigfache Verwicklungen und Abentheuer; nach Oberons Vorbild.) 4. Liebesgeschichte eines „Bauern". 5. Ritterroman. (Ein Ritter geräth mit einem andern in Streit — und entdeckt, daß es ein Mädchen ist. Sie ist vor der Heirath mit einem Riesen, zu der sie gezwungen werden sollte, geflüchtet. Schloß der Ewigen Liebe. Sie reiten aus, den Riesen zu bestehen. Er unterliegt, sie besiegt ihn. Rückkehr der beiden zum Schloß der Ewigen Liebe, wo sie nunmehr einkehren). 6. Parabel. (Sterbend spricht

ein Kaufmann seinen Söhnen von einem Schatz. Sie ziehen aus, den Schatz zu suchen).

6. 2. Blatt folio. „Urtöne meiner Empfindung“ s. pag. 415.

Dramatische Entwürfe.

1. 1 Blatt quart. **Belsazer**, ein Schauspiel in 2 Aufzügen. Personen: Nitocris. Belsazer. Daniel. Belus. Höflinge. Chaldäer. — Scene in Nitocris' Zimmer. (Weiter ist von dem Entwurf nichts vorhanden.)
2. 1 Blatt folio. **Deucalion und Pyrrha.** Ein Schauspiel in 1 Aufzuge. („Die Scene ist in einem Hayn, wo eine Bildsäule steht, an der man das Geschlecht nicht unterscheiden kann.“) Monolog des Deucalion: Er ist aus tiefem Schlaf erwacht und findet sich auf der verödeten Erde allein. Ein Traum hat ihn wundersam gestärkt. — Inmitten des Monologs bricht der Entwurf ab.
3. 4 Blatt octav. **Marpissa.** Ein Schauspiel mit Chören. Personen: Marpissa. Idas. Apoll. Der Priester Apolls. Chor der Jungfrauen. Anchialus, Idas' Freund. — Scene: Ein offener Platz vor Idas' Hause. Erste Scene: Anchialus theilt dem Chor mit, daß Marpissa, Idas' Weib, von Apoll, als sie in seinem Hain lustwandelte, geraubt worden ist. — Chorgesang. — Inmitten der ersten Scene bricht der Entwurf ab.
4. 2 Blatt quart. **Die Pelopiden.** Ein Trauerspiel in Prosa und Jamben. — Scene in einem Walde. — Personen: Atreus, Thyest, als Bettler. Stheno, Atreus Freund. „Ein niederträchtiger Kerl, Schmeichler, den Thyest einst beleidigt hatte und der zur Rache den Atreus mit zu der scheußlichen That angetrieben hatte.“ Laodamas. „Ein treuer alter Diener des Atreus voll Ehrfurcht für die Götter.“ Tantalus' Geist. Erste Scene. Unterredung des Atreus mit Laodamas während eines Gewitters. Atreus lehnt sich gegen die Götter auf, Laodamas preist das Gefühl der Schuldlosigkeit. (Ganz realistischer Dialog.) Inmitten der ersten Scene bricht das Mspt. ab.

5. 2 Blatt folio. Panthea. Monodrama. Panthea bei dem todten Körper ihres Gemahls. Sie hat ihn bestimmt, zu Cyrus überzutreten, ein sardischer Pfeil hat ihn nun getödtet. Ihre Liebesklage. Erinnerung an ihre Liebeswonnen. Sie nimmt sich das Leben, um wieder mit ihm vereint zu sein. Cyrus tritt auf und preist die Treue der Panthea.
6. 1 Blatt quart. Egeria. Ein Nachspiel in 1 Aufzuge. „Nach Saintfoix von Stellow". — Scene: Ein heiliger Tempelhain. Personen: Numa. Caecilius. Tullus. Egeria. Camilla. Erste Scene: Unterredung zwischen Numa und Caecilius, der als Opferpriester verkleidet dem Volk von alten Wundern gesprochen hat, um sie auf das neue Wunder, die Göttlichkeit der Egeria, vorzubereiten. — Inmitten der ersten Scene bricht das Mspt. ab.
7. 4 Blatt folio. Kunz von Kauffungen. Drama. s. o. p. 402ff.
8. 2 Blatt folio und 2 Blatt quart. Franz von Sikkingen. Zwei Entwürfe. 1. Franz von Sikkingen. Ein historisches Schauspiel in 6 Aufzügen. Nur der Anfang der 1. Scene „in einem Zelt im Lager vor Trier" ist vorhanden. Gespräch zwischen Sikkingen und Hartmuth von Cronenberg über die Belagerung der Stadt. — 2. „Einige Scenen aus Franz von Sikkingens Leben. Kurz vor seinem Tode." Scene: Schloß Landstuhl. (Sikkingen ergiebt sich gefaßt in sein Schicksal und erkennt auch in der Strafe die liebende Hand Gottes. Dietrich kommt und meldet einen Herold, der die Uebergabe der Burg fordert. Hiermit bricht der Entwurf ab.) — Ein weiteres Blatt enthält die Einleitung zu einem letzten Brief Sikkingens an die deutschen Fürsten. Der Brief selbst ist nicht vorhanden.
9. 1 Blatt folio. „Röschen und Adolf." In einem Aufzug. Personen: Röschen, reiches Bauermädchen. Adolf, Knecht bey ihrer Mutter. Herr von Bülow, Dorfherr. Sybille, Röschens Mutter. — Scene im Dorf. (Nur das Eingangsgespräch zwischen Röschen und Adolf ist vor-

handen. Sie lieben sich, aber Röschens Mutter ist geizig und will sie dem armen Knecht nicht geben. — Als Deus ex machina sollte wohl späterhin der Dorfherr den Konflict lösen.)

10. 4 Blatt quart. Fiordimona. Ein Singspiel in 2 Aufzügen. „Scene in Fiordimonens Villa." Nur Fiordimonas Eingangslied ist vorhanden. Es deutet auf einen Konflict zwischen Liebe und Treue.

11. 1 Blatt folio. „Emilie von Saint Laurent." Personen: Emilie, 16 Jahr. Theodor. Federico, der junge Marquis von St. Laurent, zuerst unter dem Namen St. Remy. Basile, Marquis von St. Laurent. Caecile, Gesellschafterin der Marquise. Nur der Eingangsmonolog der Emilie ist vorhanden. Sie spricht von den Qualen, die sie leidet, und ihrem Geliebten.

12. 1 Blatt folio. Mspt. der Kgl. Bibliothek. „Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Friedrich von Hardenberg." Wörtliche Abschrift des Anfangs von Lessings Nathan. (bis: „Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt").

Uebersetzungen.

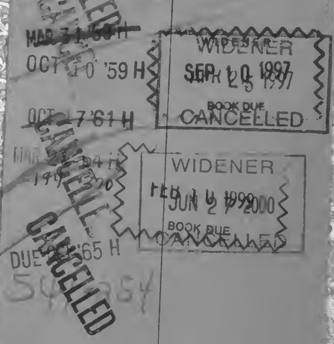
1. 1 Blatt folio. Epigramme aus der griechischen Anthologie.
2. 1 Blatt folio. Anfang des 1. Buchs der Aeneide. Ganz freie Uebersetzung in freien Reimpaaren.
3. 1 Zettel. Bruchstück einer Ariostübersetzung.
4. 2 Blatt hochquart. „Die Fischer. Die 21. Idylle des Theokrit."
5. 1 Blatt folio. 1 Vers aus Horaz. (Maecenas atavis edite regibus).
6. 1 Blatt quart. Horazübersetzung (Aequam memento rebus in arduis).
7. 1 Blatt hochquart. 4. Ekloge Virgils. (Anfang.)
8. 2 Blatt quart. „Der Abschied Hectors von Andromache" (nach Homer.) Hexameter.

9. 1 Blatt quart. Wenige Verse aus Virgil. (Laokoons Opfer.)
10. 4 Blatt quart. Aus den Eklogen Virgils.
11. 1 Blatt folio. Homerübersetzung in Hexametern. (Apollo richtet seine Pfeile gegen das Lager der Griechen.)
12. 1 Blatt hochoctav. Ode des Horaz. (I, 5.)
13. 1 Blatt folio. Homerübersetzung in Hexametern. (Odysseus Ankunft bei den Cyclopen.)
14. 4 Blatt quart. Theocrits 1. Idylle. Anfang. Uebersetzung in Hexametern.
15. 1 Blatt folio. Anfang des 1. Buchs der Aeneide in Hexametern.
16. 4 Blatt folio. „Homer in verständliche deutsche Hexameter übersezt von M. Fridericum." 1. Buch der Iliade. (Die Uebersetzung geht zum Schluß in Prosa über. (bis zur Rede Nestors).
17. 2. Blatt folio. Mspt. der Kgl. Bibl. „Der 9. Gesang der Odyssee übersetzt von Friedrich von Hardenberg." (32 Verse.)

Namenregister zum 1. Band.

(Die Zahlen hinter den Namen weisen auf die Seitenzahlen.)





OCT 10 '59 H
WIDENER
SEP 10 1997
BOOK DUE
CANCELLED
WIDENER
JUN 27 2000
BOOK DUE
CANCELLED

